Germ. sp. 480 m/7
BA

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Germ. sp. 480 m-7

0. <36616458300012

<36616458300012

Bayer. Staatsbibliothek

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volksſagen und Legenden.

Hiſtoriſch-romantiſche Beſchreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden geweſenen und noch vorhandenen

Schlöſſer, Burgen, Klöſter, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, maleriſchen Gegenden und ſonſt beachtenswerther Gegenſtände aus dem Reiche der Geſchichte und Natur.

Siebenter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershauſen 1842.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

G. D.

Germ. sp. 480 m/7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

13 a Kü

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetiſches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechſtein (Ludwig), Cabinets= und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Beucer, Doctor in Raſtenberg.
Bleichrodt, Bauinſpector in Frankenhauſen.
Braungard, Bürgermeiſter und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconſiſtorial=Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Pfarrer zu Rothenberga.
Gerber, Director des Gymnaſiums in Sondershauſen.
Gottſchalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Günther, Doctor in Langenſalza.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Berga.
Heeringen (Guſtav von), Kammerherr und Conſiſtorialrath in Coburg.
Heſſe, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolſtadt.
Hofmeiſter, Paſtor in Holzhauſen bei Caſſel.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenſtädt.
Hohbohn, Paſtor in Bieſenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhauſen bei Langenſalza.
Kegel, Candidat in Teiſtungen.
Kellermann, Diaconus in Greußen.
Lehmann in Eckartsberga.
Leſſing, Adjunct in Kloſter. Donndorf.
Nebe, Paſtor in Roßleben.
Nehſe, Gaſtgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Profeſſor in Schulpforte.
Pfiſter, Superintendent in Weißenſee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforſt.
Schminke, Pfarrer in Jeſtädt.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Paſtor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eiſenach.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershauſen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.

74.

Lith. v. Ed. Pietzsch & C°. in Dresden.

Eisenach.

Eiſenach.

Am nördlichen Fuße des Vorgebirges des Thüringerwaldes, das beim Dorfe Hörſchel am Einfluß der Hörſel in die Werra beginnt, und bei Hoheſonne ſich an den Hauptgebirgsſtock anſchließt, in einem weiten, äußerſt freundlichen, von Morgen nach Abend ſich hinziehenden Thale, und theils auf dem ſüdlichen Berggehänge liegt die alte, geſchichtlich berühmte Stadt Eiſenach. Gegen Süden drängen ſich die felſigen, mit Buſch- und Nadelholz beſtandenen Berge jenes Vorgebirges dicht an die Stadt heran, nördlich öffnet ſich eine freie Ausſicht über ein fruchtbares, mit zahlreichen Dörfern geſchmücktes Hügelland. Die von Oſten herabkommende Hörſel berührt die Stadt, dann vereinigt ſich von Nordoſt her die Neſſe mit der Hörſel. Eiſenach zählt gegenwärtig gegen 10,000 Einwohner in ohngefähr 1300 Häuſern. Der Markt und die Hauptſtraßen ſind geräumig, freundlich, regelmäßig. Viele enge und unregelmäßige Gaſſen tragen noch mittelalteriges Gepräge.

Aus der Frühzeit der Geſchichte tritt die in Schleier der Morgendämmerung und Sage gehüllte Kunde von der alten Stadt Eiſenach nur in unbeſtimmten Maſſen hervor. Sie lag eine Viertelſtunde weiter öſtlich am Fuße des Petersberges, auf welchem das ebenfalls ſpurlos verſchwundene Petersklośter ſtand, und ſoll ihren Namen von den zahlreichen Eiſenwerken und Waffenſchmieden erhalten haben, welche am Ufer der Hörſel lagen.*) Eine wunderbare Sage vom Hunnenkönig Attila tönt uns aus jenem alten Eiſenach zu. Dort, ſo erzählt ſie, hielt der thüringiſche König Gunther Hof, deſſen

---

*) Ah, Aach, Ach iſt die altdeutſche Benennung für Waſſer, Fluß, und und alle Städte, deren Namen mit dieſem Worte endigt, liegen an Flüſſen, z. B. Biberach, Andernach ꝛc.

Haus eine reizende Tochter Kriemhilde zierte. Um ſie zum Weibe zu gewinnen, zog Attila mit ſeinem Heere heran und ſchrieb zur königlichen Feier ſeiner Hochzeit einen Landtag nach Eiſenach aus, zu welchem viele deutſche Fürſten ſelbſt kamen oder ihre Geſandten ſchickten, um Attila's Gunſt zu erwerben. Glänzende Feſte wurden wochenlang mit Kampfſpielen und Banketen gehalten, dann entließ der Hunnenkönig ſeine Gäſte reich beſchenkt. Er wurde ſogar König von Thüringen. — Kaum möchte dieſe Sage den geringſten hiſtoriſchen Boden haben; ſie hängt offenbar mit der Nibelungenſage zuſammen, in welcher Attila die Schweſter des Königs Günther von Burgund, Kriemhild, freit. Schwerlich kam Attila jemals nach Thüringen, ſonſt wäre dies von gleichzeitigen Geſchichtsſchreibern aufgezeichnet worden. — Nachher wird Eiſenach unter der Regierung des deutſchen Königs Heinrich I. (des Vogelſtellers) noch einmal genannt. Die erſte Schlacht, welche die vereinigten Sachſen und Thüringer in dem von Heinrich vorbereiteten ſiegreichen Kampf gegen die Deutſchland verwüſtenden Ungarn im Jahre 932 gewannen, ſoll bei Eiſenach vorgefallen ſein. Andre Sagen dagegen nennen die Umgegend von Sondershauſen. Es läßt ſich nichts beſtimmen.

Das Daſein des alten Eiſenach iſt inzwiſchen nicht zu bezweifeln. Vielfache Namen, welche an den Localitäten haften geblieben ſind, beweiſen dies; die Unebenheit des Terrains deutet darauf hin, auch hat man verſchiedene Spuren früherer Bauten dort gefunden, und endlich erwähnen Urkunden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert dieſer alten untergegangenen Stadt. In der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts ſoll ſie durch Brand zerſtört worden und in Trümmern liegen geblieben ſein, bis Graf Ludwig II. „der Salier," im Jahre 1070 ein neues Eiſenach, ſüdweſtlich von dem alten, in einer an Quellwaſſer reichern, und für eine Befeſtigung vortheilhafteren Gegend erbaute. Die Trümmer der alten Stadt wurden zum Neubau verwendet, mehrere nahe gelegene Orte in die neue Stadt, die den alten Namen behielt, gezogen und den Einwohnern unter der Bedingung das Bürgerrecht ertheilt, daß ſie die Mauern und Wallgräben um dieſelbe, aus eignen Mitteln aufführten. Hieraus erklären ſich die verſchiedenen Bauarten, die noch heutiges Tages an der Stadtmauer zu ſehen ſind. Innerhalb drei Jahren wurde der Bau, wenn auch nur unvollkommen, vollendet. Die Söhne und Enkel Ludwig des Saliers, die Landgrafen Ludwig I. und Ludwig II. „der Eiſerne" thaten wenig für den weitern Ausbau und das Emporkommen der Stadt, erſt Landgraf Hermann widmete ihr größere Sorgfalt. Er ließ ſie erweitern und verſchönern, gründete mehrere Kirchen und Klöſter, baute Vorſtädte und ließ Jahrmärkte mit Handelsfreiheiten anlegen und den Handwerkern beſtimmte Straßen zur Betreibung ihrer Gewerbe anweiſen, und ſo entſtanden die Namen: „Goldſchmieden-, Schmelzer-, Böttchergaſſe u. ſ. w., die noch heutiges Tages gebräuchlich ſind. Abwechſelnd reſidirten die Landgrafen auf der Wartburg und in dem Herrn- oder Landgrafenhofe, der an der Stelle des jetzigen Reſidenzhauſes hinter der St. Georgenkirche ſtand, und ſicherlich zugleich

mit der Stadt erbaut wurde. Landgraf Balthaſar war der letzte, der ihn bewohnte. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich IV. „der Einfältige“ hat ihn nie betreten. Nach dem Tode dieſes Schattenfürſten (1440) machten ſich ſeine Erben und Vettern, der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich II. „der Sanftmüthige“ und Herzog Wilhelm von Weimar, und beſonders letzterer um Eiſenach dadurch verdient, daß er die ſchon zu Landgraf Balthaſar's Zeit unter den Handwerkern entſtandenen Streitigkeiten ſchlichtete, den Zerwürfniſſen Einhalt that, und dem Magiſtrat wie den Bürgern ihre Pflichten gegen einander einſchärfte. Auch beſtätigte er auf's Neue der Stadt die ihr verliehenen Privilegien und Gerechtſamen. Aber ſowohl Handel als Gewerbe, die bis dahin in einiger Blüthe geſtanden hatten, fingen ſchon an zu verfallen, die Zahl der Einwohner nahm ab, die Einkünfte verringerten ſich immer mehr, und ſelbſt die neue Nahrungsquelle, die während der Reformation den Bürgern dadurch zu Theil wurde, daß ihnen der Kurfürſt Johann Friedrich der Großmüthige die ſäkulariſirten Kloſtergüter gegen billigen Zins überließ, floß nicht dauernd. Durch die Ländervertheilung der beiden Söhne des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich des Mittlern, Johann Caſimir und Johann Ernſt dem Aeltern, fiel Eiſenach dem letztern zu, und wurde ſo nach faſt 200 Jahren wieder die Reſidenz eigener Landesfürſten, die für die Stadt und das Emporblühen bürgerlichen Wohlſtandes eifrigſt bemüht waren. Die Regenten, welche abwechſelnd aus verſchiedenen Fürſtenhäuſern, an die das Land durch weitere Theilung kam, in ihr reſidirten, ſind: Herzog Johann Ernſt der Aeltere † 1638 ohne Erben. Das Land fiel an den Herzog Wilhelm von Weimar † 1662, deſſen Sohn Herzog Adolf Wilhelm † 1668, welcher Stifter einer neuen Linie Sachſen-Eiſenach wurde. Deſſen Bruder Georg I. † 1686. Deſſen Sohn Georg II. † 1698. Deſſen Bruder Johann Wilhelm † 1729. Deſſen Sohn Wilhelm Heinrich.

Mit Letzterem, der den 26. Juni 1741 am Schlagfluß ſtarb, erloſch das eiſenachſche Fürſtenhaus, und fiel an Weimar zurück, dem es noch bis dieſe Stunde gehört.

Von den traurigen Schickſalen, die im Lauf der Jahrhunderte ſo viele thüringiſche Städte heimſuchten, iſt auch Eiſenach nicht verſchont worden. Peſt und ſchwarzer Tod haben in ſeinen Mauern gewüthet und Tauſende hingerafft, Theuerung und Mißwachs hat es betroffen, Waſſerfluthen haben es durchſtrömt und ſchreckliche Feuersbrünſte ſeine Häuſer in Aſche gelegt. Schon im Jahre 1343 brannten zwei Drittheile der Stadt ab und 1617 abermals 413 Gebäude. Zwanzig Jahre ſpäter am 12. November 1636, als der ſchwediſche General Banner mit ſeinen ſengenden und brennenden Schaaren in Eiſenach lag, gingen 300 Häuſer in Flammen auf, während die vom Feuer verſchonten, von den betrunkenen Schweden geplündert wurden. Aber das ſchrecklichſte Unglück hat es in der neueſten Zeit betroffen, als ſich am 1. September 1810 mehrere von Magdeburg kommende und nach Mainz beſtimmte mit Granaten gefüllte Pulverwagen in der Georgengaſſe entzündeten. Vierzehn Häuſer brannten gänzlich ab,

mehrere ſtürzten durch die Erſchütterung zuſammen, und 54 Menſchen, die Anſpänner und Trainknechte ungerechnet, verloren dabei das Leben. Zum Andenken an dieſes gräßliche Ereigniß, werden noch bis dieſen Tag an dem Unglücksplatze von dem daſigen Schülerchor einige geiſtliche Lieder geſungen. Kaiſer Napoleon ſchenkte der verunglückten Stadt eine bedeutende Summe, und von auswärtigen Innungen und Geſellſchaften floſſen ſo reichliche Beiträge zuſammen, daß die Abgebrannten in den Stand geſetzt wurden, ihre Häuſer wieder aufzubauen.

Wenden wir uns nun zu einer nähern Beſchreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. Sie hat mehrere öffentliche Plätze, darunter den Sonnabendsmarkt, auf den man unmittelbar beim Eintritt in das nach Oſten gekehrte Nikolaithor gelangt. Ueber 100 Jahre war dieſer große geräumige Platz durch zwei lange Reihen Fleiſcherhütten entſtellt, die erſt im Jahre 1824 weggeräumt wurden. Im Jahre 1825 bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl Auguſt, wurde dieſer Plan der Carlsplatz genannt. Eine lange, freundliche Straße gleiches Namens — früher die Judengaſſe — verbindet ihn mit dem Mittwochsmarkt, der zwiſchen dem großherzoglichen Schloſſe und der St. Georgenkirche liegt und ein regelmäßiges Viereck bildet. Er enthält die anſehnlichſten Gebäude der Stadt. Nächſt ihm ſind noch zu erwähnen der Jacobsplan, wo die vom Landgrafen Hermann erbaute, und während der Reformation eingegangene St. Jakobskirche ſtand, der Plan am Frauenberge und der Esplanade, auf der Stelle des ehemaligen Franziskanerkloſters. Einige dieſer Plätze ſind mit Linden und Pappeln bepflanzt und zu Promenaden eingerichtet worden.

Eiſenach hat vier Hauptkirchen und dieſe ſind:

Die St. Nicolaikirche

rechts vom Thore gleiches Namens, ein unregelmäßiges, am Eingange und an der Mittagsſeite durch mehrere angebaute Kapellen verunſtaltetes Gebäude mit einem hohen, ſechseckigen, ſpitz zulaufenden und in einem Gemiſch verſchiedener Bauſtyle aufgeführten Thurm. Sie iſt die älteſte Kirche der Stadt, wurde in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut, und hatte ſechs Altäre mit bedeutenden Einkünften. Nach der Reformation wurde die erſte evangeliſche Predigt in ihr gehalten, ſpäter ging der Gottesdienſt wieder ein, und die Kirche ſelbſt gerieth in Verfall. Erſt unter der Regierung Johann Wilhelms wurde ſie wieder ausgebaut und Früh- und Nachmittagsgottesdienſt in ihr gehalten. In den franzöſiſchen Kriegen diente ſie zu einem Lazareth, nach Beendigung derſelben wurde ſie wieder für ihre urſprüngliche Beſtimmung hergeſtellt. Das Innere derſelben iſt einfach und ſchmucklos.

Die St. Georgenkirche

liegt an der Südſeite des Mittwochsmarktes, ein großes, ringsum durch Kapellen verunziertes Gebäude ohne Thurm. Sie wurde im Jahre 1182, nach Andern 1188 vom Landgrafen Ludwig III. erbaut, und verdankt ihre Entſtehung einem Gelübde, das der Landgraf während der Gefangenſchaft that, in welcher er mit ſeinem Bruder Hermann von Heinrich dem Löwen zwei Jahre lang zu Lüneburg gehalten wurde. Nach ſeiner Befreiung ging er ſogleich an die Erfüllung des Gelübdes, weihte die Kirche dem heiligen Georg, dem Schutzpatron Eiſenachs, erlebte aber deren Vollendung nicht, da er 1190 auf einem Zuge in das gelobte Land ſtarb. Im Jahre 1515 wurde ſie zur Hauptkirche erhoben, aber in dem bald darauf entſtandenen Bauernkriege Innen und Außen ſo beſchädigt, daß der Gottesdienſt in der darüber liegenden Franziskanerkirche gehalten werden mußte. Mehrere Jahre hindurch diente ſie zu einem Pferdeſtall und ſollte zum Rathhaus eingerichtet werden, allein der Antrag des Stadtraths wurde von Johann Friedrich dem Großmüthigen zurückgewieſen, und die Kirche wieder in den früheren Stand geſetzt, wozu das Material und die Geräthſchaften aus der Franziskaner- und Marienkirche, die um dieſe Zeit eingingen, zum innern Ausbau benutzt wurden. 1560 wurde ſie feierlich eingeweiht, und ſeit dieſer Zeit iſt der Gottesdienſt in ihr nicht wieder ausgeſetzt worden. Das Innere iſt geräumig, von impoſanter Höhe, und die gewölbte Decke mit Malereien verziert. Den hochgelegenen Chor, ſowie die Emporkirchen, die erſt ſpäter, als die Einwohnerzahl zunahm, eingebaut wurden, ſchmücken Gemälde aus der bibliſchen Geſchichte. Neben dem Altar befindet ſich das neue, nicht weit davon das ältere fürſtliche Erbbegräbniß, das die Aſche aller eiſenachſchen Herzöge mit ihren Frauen und Kindern enthält.

Die St. Annenkirche

wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach zugleich mit dem Hospital gleiches Namens von der heiligen Eliſabeth gegründet, und zum Gottesdienſt für das Hospitalperſonal und die Einwohner der Georgenvorſtadt beſtimmt. Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde ſie wegen Baufälligkeit eingeriſſen, vom Grund aus neu erbaut; und ſpäter zur Garniſonskirche erhoben, welche Beſtimmung ſie bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts behielt. Während der franzöſiſchen Kriege wurden die preußiſchen Kriegsgefangenen darin aufbewahrt.

Die Kreuzkirche

in Form eines Andreaskreuzes erbaut, liegt vor dem Predigerthore, mitten auf dem Gottesacker, und verdankt ihre Entſtehung den beiden

Herzögen Georg I. und II., von denen der Erſtere den Entſchluß zu ihrer Erbauung faßte, den Letzterer größtentheils aus eigenen Mitteln ausführte. Ihr Aeußeres iſt ohne Verzierung, das Innere aber mit vielen Monumenten Verſtorbener geſchmückt. Nur alle vierzehn Tage wird Gottesdienſt darin gehalten.

Außer dieſen Kirchen hatte die Stadt noch mehrere andere, von denen ſich jedoch nur noch eine bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es iſt dies die Predigerkirche, welche die beiden Landgrafen Heinrich Raspe und deſſen Bruder Conrad auf Befehl des Papſtes Gregor IX. zur Büßung ihrer Sünden erbauen mußten. Erſterer weil er ſeine Schwägerin, die heilige Eliſabeth hart und grauſam behandelt, Letzterer, weil er im Kriege mit dem Erzbiſchof von Mainz, die Stadt Fritzlar eingeäſchert, und dabei viel Blut vergoſſen hatte. 1235 wurde der Bau der Kirche begonnen, die ſich bis 1542 erhielt, von welcher Zeit an ſie zur Aufbewahrung der Zinsfrüchte des herzoglichen Rentamtes dient.

Die Marienkirche, laut darüber vorhandenen Nachrichten die reichſte und prachtvollſte, lag über der Rittergaſſe zwiſchen dem Frauen- und Predigerthor. Sie wurde im Bauernkriege zerſtört, 1692 gänzlich abgeriſſen, und die Steine zum Aufbau der Kreuzkirche verwendet. Von der Jacobskirche, auf dem ſchon erwähnten Jakobsplan, der Michaelis- und der Franziskanerkirche, die beide auf der Esplanade ſtanden, iſt gegenwärtig keine Spur mehr zu ſehen. Die vielen Klöſter und Kapellen, die Eiſenach im Mittelalter hatte, wurden bei Einführung der Reformation ſäkulariſirt und an die Bürger verkauft, welche die Gebäude theils gänzlich abreißen, theils in Wohnhäuſer umwandeln ließen. Das älteſte war das Nicolaikloſter und lag bei der dazu gehörigen, jetzt noch beſtehenden Kirche gleiches Namens. Es war ein Benediktiner-Nonnenkloſter, in welchem, laut einer Sage, die Königin von England, Reinſchwig — die früher in Sättelſtedt wohnte, und hier für die Erlöſung ihres Gemahls aus dem Fegfeuer im Hörſelberge betete — als Schweſter geſtorben ſein ſoll. Adelheid, die Tochter Landgraf Ludewig I., war die Stifterin und erſte Aebtiſſin deſſelben. Das Katharinenkloſter, welches Landgraf Hermann in Folge eines Traumes der heiligen Katharina zu Ehren erbauen ließ, war ein adliges Jungfrauenkloſter vom Orden der Ciſterzienſer, und zugleich das größte, reichſte und angeſehenſte, deſſen Aebtiſſinnen ſich „von Gottes Gnaden" ſchrieben. Es lag am Ehrenſteig in der Gegend, wo jetzt der Gaſthof zum Stern ſteht. In ihm waren die Leichname des Landgrafen Hermann und ſeiner Gemahlin Sophie, Heinrich Raspe's, Friedrich's des Gebiſſenen, Kunigundens von Eiſenberg nebſt dem ihres Sohnes Apitz beigeſetzt. Als ſpäter im Jahre 1720 die Gebäude gänzlich zuſammenbrachen, wurden die noch brauchbaren Materialien zur Reparatur der Clemda (Klemme) verwendet. Das Predigerkloſter zur obengenannten Kirche gleiches Namens gehörig, iſt mit dieſer zugleich entſtanden, und beſteht äußerlich noch jetzt; in ſeinem Innern ſind die Lehrſäle des Gymnaſiums, das 1709 geſtiftet wurde. Von dem Karthäuſerkloſter, das in der

Gegend des jetzigen Strafarbeitshauſes ſtand, iſt nichts mehr ſichtbar als ein gewölbter Keller, über welchem die Gärtnerwohnung des daran ſtoßenden großen, herrſchaftlichen, ausgezeichneten, botaniſchen Gartens erbaut iſt. Dieſer Garten, eine der größten Zierden Eiſenachs iſt eine Schöpfung Carl Auguſts, hergeſtellt durch den ſehr verdienſtvollen als botaniſchen Schriftſteller berühmten Profeſſor Dr. Dietrich.

Merkwürdig war das Franciskanerkloſter durch die Schickſale eines aufgeklärten Mönchs, Johannis Hilten, der die Irrthümer der päpſtlichen Lehren aufdeckte und widerlegte, wider die ſchlechte Kirchen- und Kloſterzucht predigte, und mit prophetiſchem Geiſte die Erſcheinung Luthers und den Eintritt der Reformation genau vorherſagte. Von ſeinen unwiſſenden Brüdern als ein Ketzer gefangen genommen und in einen dunkeln Kerker geworfen, worin er Jahre lang ſchmachtete, ſtarb er endlich, da er nicht widerrufen wollte, wie allgemein behauptet wird, den Hungertod. Herzog Johann Ernſt's Gemahlin, Chriſtine, ließ ihm am Eingange der Georgenkirche ein Denkmal errichten. Zur Zeit als Hilten dieſe merkwürdige Prophezeihung ausſprach, lebte Martin Luther, der größte Thüringer, als Schüler der Kloſterſchule der Franciskanermönche in Eiſenach, und erſang ſich ſein Brod als Currentſchüler vor den Thüren. Er fand in einer mildthätigen Frau, Namens Cotta eine Wohlthäterin. Luther hing ſtets mit Liebe an Eiſenach, und nannte es „ſeine Stadt." Das Franziskanerkloſter lag neben dem Landgrafenhof und wurde gleich beim Eintritt der Reformation von den Mönchen verlaſſen. Das Johanniskloſter im Johannisthale war ein Ciſterzienſer Mönchskloſter, und an Umfang und Einkünften das kleinſte; es wurde im Bauernkriege gänzlich zerſtört. Von den Kapellen, wie die Kreuzkapelle, die Kapelle im Heiligenthale, die Johanniskapelle am Löbersbach und die Egidienkapelle im Ilgergrunde, finden ſich keine Spuren mehr, noch iſt ſonſt etwas Hiſtoriſch-Merkwürdiges von ihnen bekannt.

Nicht minder reich iſt Eiſenach an Hospitälern für Arme, Kranke und Gebrechliche. Das St. Annen-Hospital am Georgenthor, welches im Jahr 1226 von der heiligen Eliſabeth geſtiftet und von Nonnen bewohnt wurde, iſt noch gegenwärtig das wohlhabendſte und mit Gütern und Zinſen reichlich ausgeſtattet. Weniger reich datirt iſt das Hospital St. Juſtus am Pfarrberge, jetzt das Heiligenhaus genannt, wegen der vielen Heiligenbilder, — darunter ein ſchöner Johanniskopf, — mit denen es ausgeſchmückt iſt. Es wurde um das Jahr 1230 von den Franciskanern gegründet und zur Aufnahme für Perſonen beiderlei Geſchlechts beſtimmt. Gegenwärtig werden jedoch nur weibliche Perſonen gegen ein nach dem Grade des Alters zu erlegendes Einkaufgeld darin aufgenommen. In dem Hospital St. Clemens oder dem Männerſiechen, dem Hospital St. Spiritus oder dem Weiberſiechen, welche in den Zeiten der Kreuzzüge entſtanden, finden in dem erſten nur Perſonen männlichen, in dem letztern Arme und Gebrechliche beiderlei Geſchlechts ein koſtenfreies Unterkommen. In der kleinen gothiſchen Kapelle neben dem

Männerſiechen, wurde noch bis 1628 Gottesdienſt gehalten, die des Weiberſiechens wurde 1720 wegen Baufälligkeit abgetragen. Von dem Hospital unter der Wartburg, das die heilige Landgräfin 1225 zur Zeit einer großen Hungersnoth und zur Erleichterung der Armen erbauen ließ, welche die hohe Wartburg nicht erſteigen konnten, um daſelbſt ihr Almoſen zu holen, iſt gegenwärtig nichts mehr vorhanden, als ein in Felſen gehauener Weg und einige Ueberreſte von Grundmauern. Es mag nur klein geweſen ſein und auch nur kurze Zeit beſtanden haben. Nach ſeinem Verfall ließ Friedrich der Ernſthafte eine Kapelle, „St Eliſabeth" genannt, erbauen, deren Steine und Ziegeln Kurfürſt Friedrich im Jahre 1539 zur Ausbeſſerung der Wartburg verwenden ließ. Unter dem Hospital liegt der Eliſabethenbrunnen, aus welchem die heilige Landgräfin Kranke und Ausſätzige gewaſchen haben ſoll.

Von den übrigen Gebäuden der Stadt verdienen noch beſondere Erwähnung:

Das großherzogliche Reſidenzſchloß,

welches auf der Sommerſeite des Mittwochsmarktes liegt und 1742 von Ernſt Auguſt, dem nächſten Agnaten des letztverſtorbenen Herzogs Wilhelm Heinrich erbaut wurde. Es iſt ein viereckiges, ſtattliches, im Innern mit prächtigen Sälen und Gängen verſehenes Gebäude, welches auf der Frontſeite drei Stockwerke und einen mit einer Gallerie umgebenen Thurm enthält. Die alte Reſidenz der frühern Herzöge von Eiſenach ſtand auf dem Platze hinter der Georgenkirche, den vordem das Franciskanerkloſter einnahm. Johann Ernſt der Aeltere ließ ſie im Jahre 1597 erbauen, den alten Landgrafenhof damit in Verbindung bringen, und er wie ſeine Nachfolger thaten viel für ihre Verſchönerung. Unter der Wittwe Wilhelm Heinrichs begann ſie zu verfallen, und wurde eingeriſſen, als Ernſt Auguſt die Regierung antrat. Nur der rechte Flügel blieb ſtehen und bildet gegenwärtig

das Reſidenzhaus,

in welchem die Regierung, die Kammern, das Oberconſiſtorium und andere Behörden ihren Sitz haben.

Die Bürgerſchule

iſt ein großes, im modernſten Styl erbautes Gebäude, und liegt auf der Esplanade nach der Rolle zu. Großherzog Karl Auguſt legte im October 1823 den Grundſtein dazu, und am 3. September 1825, an ſeinem Geburtstage wurde es feierlichſt eingeweiht. Sämmtliche Kinder der Stadt und der Vorſtädte, ſowie auch die Seminariſten, erhalten darin Unterricht.

Das Rathhaus,

ein großes dreiſtockiges Gebäude mit einem Thurm und einer Schlaguhr, ſteht an der Ecke der Carlsſtraße, wo dieſe auf den Mittwochsmarkt mündet, und wurde 1641 in ſeiner jetzigen Geſtalt aufgeführt, nachdem es ſchon im Jahre 1343 ein Raub der Flammen geworden war, und ſpäter 1636, als der ſchwediſche General Banner in der Stadt lag, zum zweiten Male in Aſche gelegt wurde. Das merkwürdigſte Gebäude der Stadt, ſowohl hinſichtlich ſeiner Entſtehung, als ſeiner Schickſale iſt:

Die Klemda (Klemme),

welche an der Nordſeite innerhalb der Stadt liegt, und ehemals ein befeſtigtes mit Graben und Wällen verſehenes Caſtell bildete. Sophie von Brabant, eine Tochter Landgraf Ludwig des Heiligen, in deren Gewalt Eiſenach war, ſoll ſie 1260 zum Schutz gegen die Einwohner erbaut haben, die auf Seiten ihres Gegners, des Markgrafen von Meißen, Heinrichs des Erlauchten ſtanden, der als ein Neffe Ludwigs, gleiche Rechte auf den Beſitz der Thüringiſchen Länder hatte. Nach Andern ſoll ſie Heinrich, nach erfolgter Eroberung der Stadt im Jahre 1262 errichtet haben, um die Anhänger der Brabänterin im Zaum zu halten und zu klemmen, woher der Name „Klemme" entſtanden ſein mag. In dem Kriege, welchen die Söhne Albrechts des Unartigen mit dem deutſchen Kaiſer Albrecht führten, der ihnen den Beſitz ihrer Länder ſtreitig machte, wurde ſie niedergeriſſen, ſpäter aber, als ſich Eiſenach den Söhnen des Landgrafen unterwarf, wieder aufgebaut. Von ihrer urſprünglichen Geſtalt iſt nichts mehr zu ſehen. Früher Eigenthum der regierenden Fürſten, dann des Stadtraths, erlitten die Gebäude mannichfache Veränderungen, indem ſie bald zu einem Jagdhaus, bald zu einem Marſtall, zu einer Reitbahn, und im franzöſiſchen Kriege zu einem Lazareth eingerichtet wurden. In neueſter Zeit wurden ſie zu einer Caſerne umgewandelt. Früher ſchon, im Jahre 1815 hatte die Clemdageſellſchaft den großen, mit Gewächshäuſern verſehenen Garten an ſich gekauft, dieſe erweitert und verſchönert, und zu einem Geſellſchaftslocal eingerichtet, das gegenwärtig das erſte und angeſehenſte der Stadt iſt.

Das Waiſenhaus,

welches ſchon im Jahre 1694 von Herzog Georg II. gegründet und aus den Gebäuden des Karthäuſerkloſters eingerichtet wurde, liegt vor dem Frauenthore, und bildet gegenwärtig ein maſſives, zweiſtockiges Gebäude, welches Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1717 erbauen ließ, da die Kloſtergebäude die Zahl der aufgenommenen Kinder nicht mehr faſſen konnten, und wegen Baufälligkeit eingeriſſen werden

mußten. In der 1720 eingeweihten Kirche dieſes neuen Gebäudes, wurde jeden Sonntag Gottesdienſt gehalten, welchem die Waiſenkinder und Züchtlinge beiwohnen mußten. Die letztern waren in dem Zuchthauſe, einem einſtockigen, maſſiven, dem Waiſenhaus gegenüber gelegenen Gebäude untergebracht. Beide Inſtitute waren mit einander verbunden. Als im Jahre 1784 die eigentliche Beſtimmung des Waiſenhauſes aufhörte, da die Waiſen bei Privatperſonen verpflegt wurden, ging auch die Kirche ein, die 1819 zu einem Bet- und Arbeitsſaal für die Sträflinge eingerichtet wurde. Beide Locale bilden gegenwärtig das Strafarbeitshaus, in welchem alle Verbrecher der weimariſchen Lande, denen nicht über drei Jahre Gefängniß zuerkannt iſt, in Haft gehalten werden. Verſchieden von dieſer Anſtalt iſt:

Das Zwangsarbeitshaus,

ein zweiſtockiges, mit einer Schlaguhr verſehenes Gebäude auf dem Plan am Frauenberge, worin Verſchwender, Trunkenbolde, Müſſiggänger u. ſ. w. eingeſperrt werden, um ſie zur Thätigkeit und Ordnung zurückzuführen.

Der ſchönſte Schmuck Eiſenachs iſt der reizende Kranz der die Stadt umgebenden Berge und Thäler. Oeſtlich von ihr erhebt ſich der Petersberg, die letzte Höhe der Hörſelberge, ſüdlich iſt das Koff oder Breitengeſcheid, eine wüſte Hochebene, auf welcher der Rudolphsſtein geſtanden haben ſoll, den Rudolph von Vargula, der treueſte Anhänger Heinrichs des Erlauchten, hier erbaute, um die gegenüberliegende Frauen- und Eiſenachesburg, welche die Anhänger der Herzogin Sophia von Brabant beſetzt hielten, beobachten und im Zaum halten zu können. Südweſtlich erhebt ſich der Schloßberg, die beiden Predigerberge, der Mädelſtein und die Wartburg, hinter welcher die höhern Waldgebirge liegen, über deren Rücken der Rennſteig hinwegläuft. Weſtlich iſt der Ehwenſtieg, nordweſtlich der Romsberg mit den Geisköpfen, und gegen Norden die Michelskuppe, der Moſe- und Landgrafenberg, an deſſen Abhängen ſich früher Wein- und Hopfenberge, jetzt freundliche Obſt- und Weingärten befinden. Von dieſen waldbekränzten Höhen herab, erfreut ſich das Auge an den lachendſten Fernſichten und in den bald ſchauerlich romantiſchen, bald idylliſch heitern, von den duftigen Schleiern der Sage umſponnenen Thälern, verliert ſich die Seele in ſüße, wache Träume. Das anmuthigſte derſelben iſt das mit künſtlichen Baumgruppen ausgeſchmückte, eine halbe Stunde lange Marienthal, durch deſſen Mitte ſich ein Bach ſchlängelt. Zu beiden Seiten deſſelben erheben ſich ſchroffe, ſteile Felſen, auf deren Kuppeln im Mittelalter die Eiſenacher-Frauen und Rudolphsburg thronten. In der Felſenwand unter der erſtgenannten Burg iſt eine nur mit Gefahr zu erklimmende Höhle „das verfluchte Jungfernloch,“ von welcher ſchauerliche Sagen im Munde des Volks exiſtiren. Nicht weit davon, ohngefähr in der Mitte des Thals, bei

deſſen Anblick man an die Schweiz erinnert wird, ſteht ein Gaſthof „die Phantaſie,“ welcher im Jahre 1830 an der Stelle erbaut wurde, wo 1805 die Bewohner Eiſenachs ihre Landesherrin, die Großfürſtin Maria Paulowna, empfingen, als ſie auf einer Fahrt nach Wilhelmsthal zum erſten Male das Fürſtenthum betrat. Ihr zu Ehren wurde das Thal — das Marienthal genannt, und zu ewiger Erinnerung prangt ein großes M an der über dem Gaſthof liegenden Felswand. Faſt am Ende des Thales iſt links das Landgrafenloch, eine Felſenkluft, in welcher ſich Friedrich der Gebiſſene mit funfzehn ſeiner Getreuen verbarg, ehe er die Wartburg beſtieg, deren Einnahme ihn nun in den ungeſtörten Beſitz Thüringens brachte. Neben dieſer Schlucht erhebt ſich der Gehauenſtein, und unmittelbar an demſelben führt ein künſtlicher Promenadeweg in eine, zu beiden Seiten mit faſt hundert Fuß hohen Felswänden eingeſchloſſene Schlucht, früher der Steinbach, ſeit 1833 das Annenthal genannt, von einem Beſuch, den die Kronprinzeſſin der Niederlande, Anna, in Begleitung der großherzogl. Familie, an einem Sommertage, dieſem kühlen, romantiſchen Orte widmete. Zum Andenken dieſes Beſuchs glänzt am Ende des Thals an einer Felswand ein großes A. — Die andern der Stadt zunächſt gelegenen, Vergnügungs- und Luſtorte ſind die Wartburg, die zu jeder Jahreszeit von den Bewohnern Eiſenachs beſucht wird, das an der Straße nach Gotha gelegene Dorf Fiſchbach mit einem geräumigen Gaſthof, dem Tummelplatz der jungen ſtädtiſchen Welt, die Sonntags hierher zum Tanze geht, die Spicke, ein anmuthiger Ort am Ende der Georgenvorſtadt, aus deſſen freundlichen Garten ſich dem Beſucher eine herrliche Anſicht von der Wartburg und dem Gebirge darſtellt, das Dorf Neuenhof, im Hörſel- und Werrathale, deſſen treffliches Lagerbier zur Sonntagszeit die Einwohner Eiſenachs und der nahe gelegenen Orte anlockt, und das Gefilde, ein dem Dorfe Fiſchbach gegenüber gelegener Maierhof, der nur Sommers und am meiſten während des Vogelſchießens im Juni beſucht wird.

Eiſenach rangirt nicht unter den erſten Städten Thüringens, aber es bleibt immer eine der ſchönſten Perlen im Städtekranze deſſelben, und große, heilige Erinnerungen haften an ſeinen Mauern, in denen eine Saite der Nibelungenharfe ertönt, wenn — wie weder bewieſen noch beſtritten werden kann — Heinrich von Oſterdingen, ein Bürger der Stadt, der Verfaſſer des größten deutſchen Nationalgedichtes — des Nibelungenliedes iſt. Die Wartburgshelden und Sänger die heilige Eliſabeth und Luther haben Eiſenachs Ruhm im ganzen deutſchen Vaterlande und in den angrenzenden Ländern groß gemacht, und kein Wanderer, der in ſeine Nähe kommt, verſäumt die Orte zu beſuchen, wo die Blüthe mittelalterlicher Poeſie ſich am herrlichſten entfaltete, wo das Urbild aller Frömmigkeit und Milde ſegenbringend einherſchritt, wo der größte Reformator aller Zeiten ſeine Jugendbildung erhielt und ſpäter im ſichern Aſyl weilte. Dieſe Namen und die ſich daran knüpfenden Sagen haben der Stadt einen größeren Ruf erworben, als darin aufgehäufte Kunſtſchätze oder gelehrte Inſtitute vermocht haben würden. Erſtere beſitzt es gar nicht, von letzteren

ſind das Gymnaſium und das Forſtinſtitut die hauptſächlichſten. Außerdem hat es noch eine freie Gewerb- und eine Zeichenſchule zur Bildung tüchtiger Handwerker. Handel und Gewerbe, unter erſtern der Woll-, Garn- und Raſchhandel, der ſchon in früherer Zeit beſtand, ſind blühend und immermehr im Aufſchwunge begriffen, und Fabriken und Wollſpinnereien geben einem großen Theil der Einwohner ihre tägliche Nahrung. Hinſichtlich der Aufklärung und Bildung ſtehet Eiſenach keiner der andern Städte Thüringens nach, und vorzüglich gewährt das geſellige, harmlos-gemüthliche Leben der Einwohner, ein liebes, freundliches Bild. Von der edlen Geſinnungsart derſelben geben die Frauenvereine und der Verein „der Freunde in der Noth" das beſte Zeugniß. Beide wurden im Jahre 1817, erſterer von der Großfürſtin Maria Paulowna, letzterer von Privaten geſtiftet. Jener hat Wohlthätigkeit, Unterſtützung und Pflege Armer und Verunglückter und hauptſächlich die Erziehung weiblicher Jugend zum Zweck, dieſer widmet ſeine Thätigkeit armen, aus der Schule entlaſſenen Knaben, um ſie durch unentgeltliche Erlernung von Handwerken vor Verwilderung und Sittenloſigkeit zu bewahren. Beide Vereine haben ſeit ihrer Entſtehung die ſchönſten Reſultate geliefert.

Wir können die Beſchreibung Eiſenachs nicht ſchließen, ohne noch eines im übrigen Thüringen unbekannten Feſtes, des Sommergewinns zu gedenken, welches am Sonntage Lätare in der Georgenvorſtadt gefeiert wird, wo Buden mit Spielwaaren, Zucker- und Backwerk u. ſ. w. errichtet ſind. Die Einwohner mit ihren Kindern eilen dorthin, und kaufen daſelbſt „den Sommer," der in Tannenzweigen, mit Spielwaaren und Naſchwerk ausgeputzt, feilgeboten wird. Die erwachſene Jugend fertigt einen Popanz, den ſie an ein Rad befeſtigt und von einem Berge in die Stadt laufen läßt, oder ſetzt eine geſchälte Tanne, deren Wipfel mit Bändern behangen iſt, wonach ſie klettern. Letztere Gebräuche ſind jedoch ſeit langer Zeit von der Obrigkeit abgeſtellt. Das Feſt deutet ſymboliſch das Ende des Winters und den Beginn des Sommers an, und iſt wahrſcheinlich ein Ueberreſt aus heidniſchen Zeiten.

Ludwig Storch.

Schloß Lohra
und ſeine Umgebungen.

Weißt Du, wer dieſen Berg bewohnt?
Die Göttin Lora iſt's, die Deine Väter ehrten,
Eh' Karl und Winfried ſie mit Flamm' und Schwert
bekehrten;
Ach, da ward ſie entthront! —

Die glücklichen Zeiten, ſie kommen nicht wieder!
Ihr brachten die Liebenden Opfer und Lieder;
Sie war den Getreuen auch freundlich und hold,
Und ſchenkt' in die Wirthſchaft oft Silber und Gold.

Langbein.

Vom Ohmgebirge*) zieht ſich ein Arm gegen Oſten und bildet bei Elende den einen Pfeiler der Porta Eichsfeldica. Den gegenüber liegenden Pfeiler bildet ein anderer Gebirgszug, das Düngebirge, an deſſen nördlichen Fuße

Münchenlohra

liegt, ein ehemaliges Kloſter, welches wahrſcheinlich von den alten Grafen von Lohra geſtiftet iſt, und, wie ſchon der Name andeutet, anfänglich mit Mönchen und zwar mit Benedictinermönchen beſetzt

---

*) S. deſſen Beſchreibung unter dem Artikel: Bodenſtein.

war. Aus unbekannten Urſachen wurden ſpäter die Mönche entfernt und Nonnen an ihre Stelle geſetzt, die ſich auch bis zur Zerſtörung des Kloſters behauptet haben. Die Zeit der Stiftung läßt ſich auch nicht einmal mit *einiger* Wahrſcheinlichkeit angeben, und die Sage, daß eine Zeit lang Tempelherren hier gehauſt hätten, ermangelt aller hiſtoriſchen Beſtätigung. Sichern Nachrichten zufolge befand ſich zuerſt eine einfache, rundgebaute Capelle hier, zu der ſtark gewallfahrtet wurde, beſonders vom Eichsfelde her,*) und da von den andächtigen Beſuchern reichliche Opfer geſpendet wurden, ſo waren die Kloſterfrauen bald im Stande, ganz neue, geräumige und ſchöne Gebäude aufzuführen. — Der Propſt des Kloſters wird ſchlechthin der Propſt von Lohra genannt.**) Ein ſolcher Propſt war vielleicht auch Theoderikus von Wolkramshauſen, deſſen Namen eine Steinſchrift erwähnt, die ſich auf einer Platte rechts im Hofe befindet;***) er kann aber auch nach Vertreibung der Nonnen, Beſitzer des Kloſters geweſen ſein. Als nämlich der Bauernkrieg zu wüthen begann, wurde es auch hier unter den Landleuten lebendig. Ganze Schaaren eilten aus der Gegend von Lohra zu Münzer, der eben im Begriff war, nach dem Stollberg'ſchen zu ziehen. Nachdem ſie treulich bei der Zerſtörung der Klöſter Dietenborn und Elende geholfen hatten, zogen ſie auch nach unſerm Münchenlohra. Die Nonnen flohen angſtvoll von dannen, und der wilde Haufe plünderte und zerſtörte Alles; dann nahm er die Richtung nach der Flarichmühle, und lagerte ſich daſelbſt auf einer großen Wieſe. Da Graf Ernſt von Hohenſtein, den ſie zu einem Bündniſſe gezwungen hatten, ihnen entwiſcht war, ließen ſie aus dieſer Mühle folgendes Schreiben an ihn ergehen:

„Unſerm freundlichen lieben Bruder Ernſten von Hohenſtein, Schaffner des Landes Hohenſtein!“

„Gnade und Friede von Gott, unſerm Herrn! Lieber Bruder Ernſt von Hohenſtein! Wir fügen Euch zu wiſſen, daß die chriſtliche Verſammlung und Gemeine, Clettenbergiſcher und Scharzfeldiſcher Pflege, auf der Wieſe bei der Flarichsmühle bei einander ſind. Iſt demnach unſere freundliche Bitte, Ihr wollet auf dieſen Morgen früh bei uns an dem benannten Ort erſcheinen; denn wir mit Euch zu reden haben, daran Euch und uns merklich gelegen iſt!“

„Datum Montags, Anno 1525. Bitten Eure zuverläſſige Antwort!“

Dies Schreiben hatte Johann Golz, Pachter in der Flarichsmühle, die an Walkenried gehörte, aufgeſetzt, und er würde gewiß hernach

---

*) Vom Eichsfelde her erhält Münchenlohra noch jetzt mehrere Zinſen.

**) Conrad, Propſt zu Lare, war Zeuge als Graf Burchard IV. von Scharzfels an den Probſt von Pölde das Waſſer Rumſpringe verkaufte.

***) Anno Domini MCCCLLXXI. sub Domino ppio Theoderico de Wolcramshusen factum est horreum istud.

mit ſeinem Leben dafür haben büßen müſſen, wenn er nicht dargethan hätte, daß er zur Anfertigung deſſelben gezwungen worden wäre.

Graf Ernſt trauete ſeinen zudringlichen Brüdern nicht und blieb aus. — Sie warteten geraume Zeit, da aber ihr freundlicher, lieber Bruder immer nicht kommen wollte, zogen ſie ab, um ſich mit Münzer bei Frankenhauſen zu vereinigen, erfuhren aber ſchon auf dem Wege, daß jener gänzlich geſchlagen ſei. Ein tödtlicher Schrecken kam unter ſie, aller Beſinnung beraubt, ergriffen ſie nach allen Seiten hin die Flucht und ſuchten Schutz und Rettung daheim in ihren Hütten und Gehöften.

Sobald es ruhig war, zogen die Grafen von Hohenſtein, Schwarzburg und Stollberg durch ihre Länder und ſuchten die Wunden zu heilen, welche rohe Hände geſchlagen hatten. Ueber Münchenlohra wurde der Beſchluß gefaßt, daſſelbe nicht wieder herzuſtellen, da man jetzt ſchon beabſichtigte, ſpäter die Reformation einzuführen, welcher Entſchluß nach mehreren Jahren auch ausgeführt wurde. Den 31. März 1546 kamen die Grafen von Hohenſtein, Schwarzburg und Stollberg als Erbverbrüderte zuſammen, beriefen den Hohenſtein'ſchen Canzler und Propſt zu Münchenlohra, Heinrich Roſenberg, den Marſchall Heinrich von Bültzingslöwen und Andere zu einer Berathung, und es wurde von ihnen im Beiſein des Nordhäuſiſchen Predigers M. Johann Spangenberg's verordnet, daß Meſſen, Weihungen und mehrere Ceremonien gänzlich aufhören ſollten.

Nicht lange nach der Säculariſirung verſchrieben die Grafen von Hohenſtein Münchenlohra wiederkäuflich an Hanſen von Lüningen, im Jahre 1578 an Chriſtoph von Zengen, ſpäter, mit churfürſtlich ſächſiſchem Conſens, an Fritz von Bergen, und endlich 1590, mit halberſtädtiſchem Conſens, an Hanns Ernſt von Gladebeck.*) Er war ein herzensguter Mann. Seine Freunde mißbrauchten ſeine Gutmüthigkeit und überredeten ihn zur Uebernahme vieler Bürgſchaften, wodurch ſeine Nachkommen aus Münchenlohra vertrieben wurden. Bald nach ſeinem Tode ſtarb auch ſein Sohn, welcher jedoch einen Poſthumus, den Bodo von Gladebeck hinterließ, der in ſeiner Jugend trübe Tage verlebte. Schon als er das Licht der Welt erblickte, war er eine vaterloſe Weiſe, und ſpäter mußte er mit ſeiner Mutter aus Münchenlohra entweichen, da daſſelbe durch den dreißigjährigen Krieg faſt ganz verwüſtet worden war, und weil die Bürgſchaftsſchulden ſeines Vaters- und Großvaters das vorhandene Vermögen bei Weitem

*) Dieſer von Gladebeck hielt ſich einen eigenen Pfarrherrn, Johann Reifen von Bortfelde. Eine Zeit lang ſah er ſich zwar genöthigt, den Dienſt durch Chriſtoph Fehlingen, Prediger zu Elende, verſehen zu laſſen, es wurde ihm aber ſpäter verſtattet, Johann Reifen wieder anzunehmen. Im Jahre 1684 berief Frau Johanne Eliſabeth, Wittwe von Gladebeck, den Stephan Ludolphi zum Pfarrherrn nach Münchenlohre, doch mit dem Vorbehalt, daß ſie die Pfarre verlegen könnte wohin ſie wolle, wie ſie denn vorher bald zu Nohra, bald zu Hainrode, bald zu Großwenden verlegt geweſen. — Jetzt iſt Münchenlohra im Filial zu Elende.

überſtiegen. Die Mutter floh mit dem einjährigen Knaben zu ihrem Vater, der ſeinen Enkel ſorgfältig erzog und dem Kriegsſtande widmete. In demſelben machte er ſein Glück, hielt ſich nachher lange Zeit in Dienſten des Grafen von Witgenſtein auf, und da dieſer im Jahre 1648 die Grafſchaft erhielt (ſ. Clettenberg), ſo befriedigte derſelbe die Gläubiger, die bis dahin Münchenlohra inne gehabt hatten, und verſchrieb dem Bodo von Gladebeck 6000 Thlr., die er an Münchenlohra zu fordern haben ſollte. Witgenſtein's Söhne verkauften (1665) Münchenlohra dem Bodo, der im Laufe der Zeit churbrandenburgiſcher geheimer Rath und Hofpräſident geworden war, wiederkäuflich für 11,000 Thlr., doch mußte er ihnen noch tauſend Thaler baar zahlen, die er bei der Einlöſung nicht wieder erhalten ſollte. Da das Haus der Herren von Gladebeck im Jahre 1701 ausſtarb, fiel auch Münchenlohra dem Landesherrn anheim, und ward zu einem Amte gemacht. Heutigen Tages iſt es eine königl. Domaine.

Münchenlohra liegt ſehr angenehm auf einem grünen Hügel, der von allen Seiten ſanft emporſteigt. Das Waſſer wird auf denſelben in Röhren von einem ſüdlich liegenden Berge geleitet, iſt aber ſehr tuffſteinartig. Zwar liegt ein Brunnen, der Ringel- oder Ringbrunnen weſtlich vom Dorfe in der Nähe des Förſterhauſes, allein ſein Waſſer iſt zum Kochen ganz untauglich, da es die Speiſen bitter und ungenießbar macht, und nach dem allgemein verbreiteten Glauben, die Schafe davon ſterben. Da, wo ſein Waſſer, — das aber, beiläufig geſagt, jetzt ſehr dürftig fließt, — in den Teich der Mühle fällt, ſteigt nie ein Fiſch in demſelben herauf.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren von den Kloſtergebäuden noch anſehnliche Ruinen vorhanden, das Meiſte davon iſt aber abgeriſſen, und zum Bau der Wirthſchaftsgebäude verwendet worden. Der ganze Hügel war mit Mauern umgeben, und in demſelben ſah man Oeffnungen, die in Kriegszeiten zu Ausfällen in den Graben gedient haben mochten. — Die Wohnungen der Nonnen ſtanden gegen Mitternacht; die Propſtei oder das Paradies, hat gegen Morgen gelegen. Das Merkwürdigſte unter dem noch Vorhandenen iſt die in's Kreuz gebaute Kirche, an der man noch deutliche Spuren von Schwibbogen und Seitengängen bemerkt. Von den oben an den Mauern, dicht unter dem Dache befindlichen Hufeiſen ähnlichen Verzierungen, nannte ſie der Volkswitz, zum Unterſchiede von der nahegelegenen Roſenkirche „die Hufeiſenkirche." Der Thurm derſelben ſoll ſehr prächtig geweſen ſein, wurde aber um's Jahr 1743 nebſt dem weſtlichen Theile der Kirche, unter dem Amtmann Mehler abgebrochen. Die ſchönen Steine ſind theils verkauft, theils zum Bau der unterſten Etage des Amthauſes, theils auch zu Viehſtällen verwendet. Anſtatt des ſteinernen iſt damals auf die Kirche ein hölzerner Thurm geſetzt worden. Die ſteinerne Altarplatte aber kam nach Friedrichslohra (ſ. u.). Im Innern der Kirche iſt ein Altarblatt, das Gebet im Oelgarten, ohne beſondern Werth. Der Taufſtein ſcheint ſehr alt. Aus einer Wand ſchaut ein ſteinerner Kopf. Der Grabſtein einer Oilke Margrethe von Steinberga enthält ein Akroſtichon. Sonſt hat nur noch

der Grabſtein Bodo's von Gladebeck Intereſſe, da wir durch ihn erfahren, wann und von wem die verwüſtete Kirche wieder hergeſtellt worden iſt. Die Aufſchrift lautet:

Hier ruhet in Gott
Der Wohlgeborne Herr
BODO von GLADEBECK
auff Münchelohr und Harſte
Welcher im 27. Jahre ſeines Alters
den 20. May Ao. 1620
allhier ſeelig verſchieden.
Deſſen Sohn
Der Wohlgeborne Herr
BODO von GLADEBECK,
Churfürſtl. Brandenb. Geheimer Rath
und Hoff Cammer Praesident
ſo den 15. Octobr 1620
als ein Posthumus allhier geboren,
hat 1666
Dieſe gantz wüſt geweſene Kirche
wieder anbauen laſſen

Die Umſchrift lautet:

Herr ſchütze dieß dein Hauß mit Gnaden
Für Krieg und Brand und allem Schaden,
Erhalt darin die reine Lehre,
Und die hier bethen all erhöre!

Der hieſige Schullehrer, Herr Hennicke, zeigt Fremden mit Vergnügen die Sehenswürdigkeiten der Kirche und die letzten Reſte der Kloſtergebäude. Hier und da trifft man noch unterirdiſche Gewölbe an, und erſt kürzlich hat man eines entdeckt, nachgegraben, die Arbeit aber eingeſtellt, da ſich daſſelbe unter ein Gebäude zog, deſſen Einſturz man befürchten mußte. Der Sage nach führte ein Gang bis nach Wolkramshauſen, ein anderer hinauf zum Schloſſe Lohra, wo man auch noch heute den Eingang zu dieſem Gewölbe zeigt.

Bei Münchenlohra giebt es ſehr viel Fraueneis, Marienglas oder Glinzerſpath. Ganze Felſen davon kann man hier ſehen, und wurde ſonſt viel in fremde Länder abgeholt, was aber ſchon längſt aufgehört hat. Dies Lager zieht ſich in einem breiten Striche von Rehungen her nach Hainrode unter der Webelsburg unter den Lohraiſchen Bergen im Felde hin, und liegt an vielen Stellen zu Tage aus.

Das dicht bei Münchenlohra liegende Dorf Kleinwenden links liegen laſſend, führt unſer Weg durch wogende Getraideäcker nach dem ebenfalls ganz nahen Dorfe Großwenden, welches dicht unter dem Düngebirge*) liegt, und wie Kleinwenden an ſeine Entſtehung

*) Dün iſt urſprünglich ein celtiſches Wort und bedeutet die Göttin Diana. cf. Camille Falconet: Remarques sur la signification du mot Dunum

durch die Sorbenwenden erinnert. Der Hofprediger des Schloſſes Lohra, welcher anfänglich in Elende wohnte, ward, da des Grafen Ernſt VII. Kinder häufig ſtarben, um dem Schloſſe näher zu ſein, im Jahre 1585 hierher nach Großwenden verſetzt, und ſeit jener Zeit iſt der jedesmalige Prediger zu Großwenden zugleich Hofprediger geweſen.*)

Von hier führt ein Waldweg, welcher der Burgſtieg heißt, den hohen Berg hinan, auf welchem Lohra liegt. Auf der Höhe angelangt, erblicken wir eine große Bergebene, wie ſie allen Bergen des Eichsfeldes und den damit zuſammenhängenden Gebirgszügen eigenthümlich iſt. Dieſes ausgebreitete Plateau iſt der Platz, wo die Göttin Lohra oder Lara**) verehrt wurde, und war zu zahlreichen Volksverſammlungen wohl geeignet. Die Exiſtenz dieſer Göttin iſt in neueren Zeiten faſt allgemein geleugnet worden, es iſt aber noch ſehr die Frage, ob man recht daran gethan. Die alten Deutſchen haben allerdings eine zu hohe und reine Idee von der Gottheit gehabt, als daß man glauben könnte, ſie hätten ſolche Götzen, wie man ihnen zuweilen aufbürdet, angebetet; allein einmal iſt in dem was von der Lohra erzählt wird, nichts enthalten was ihrer reinen Religionsbegriffe unwürdig wäre, und dann kann ja Lohra ein Götzenbild der Slaven geweſen ſein, die ſich wie eben geſagt worden iſt, dicht am Fuße des Berges in mehreren Colonien niedergelaſſen hatten. Daß aber die Slaven Götzenbilder verehrten, wird Niemand leugnen wollen.***) Für die an hieſigem Orte ſtattgefundene Verehrung der Göttin ſprechen: in den graueſten Zeiten wurzelnde Sagen und eigenthümliche Ortsbenennungen. Hier auf dieſer Höhe, die auch „der heilige Berg" genannt ward, hier, wo ein heiliger Hain rauſchte, und wo man weit hinaus blickte in das Land, hinüber zu dem ehrwürdigen Harzgebirge und dem alten Brocken, — hier beteten die Bewohner der Gegend zu der Göttin Lohra, der Beſchützerin treuer Liebe. Freundlich und hold blickte ſie

---

*) Im Jahre 1598 ward unter dem Herzoge von Braunſchweig, durch eine Commiſſion, die aus Georg Wilden, Canzler zu Herzberg, und aus Johann Dollenhauſen, Amtmann auf Lohra beſtand, feſtgeſetzt, daß der Hofprediger zu Lohra die Großwendiſche Gemeinde, der Prediger zu Elende aber Münchenlohra mitbeſorgen ſollte. Von vielen dieſer Prediger wäre etwas Beſonderes zu berichten. — Einer, Dietrich Kremnitz, ward in der Wipper todt gefunden, als er zu Sollſtedt hatte predigen wollen. Lange nachher geſtand einer aus ſeiner Gemeinde auf dem Todtenbette, daß er ſeinem Pfarrherrn aufgelauert und ihn ins Waſſer geſtürzt habe. — Ein anderer, Mengewein, war viele Jahre in der nächſten Umgebung der Königin Chriſtine von Schweden geweſen, hatte auch die Reiſe nach Italien mit ihr gemacht u. ſ. w.

**) Am Rhein heißt bekanntlich auch ein Felſen „der Stein der Lore" oder „Lorelei." Lei heißt nämlich „der Stein," beſonders „Schieferſtein."

***) Es iſt hier nicht der Ort, über „Sein oder Nichtſein" der Göttin zu philoſophiren. Wir folgen daher dem Volksglauben und dem alten wackern Letzner, welcher Lora auf dieſen Berg verſetzt, ihr Bild von Bonifaz zerſtören, und von ihm unweit des Berges eine Capelle anlegen läßt. (S. Roſenkirche.)

auf treue Liebende, welche ſich ihr naheten, herab, armen Ehepaaren ſtand ſie hilfreich bei und gab ihnen der Geſchenke mancherlei; aber mit glühendem Haſſe und unverſöhnlichem Zorne verfolgte ſie diejenigen, welche die Treue brachen und den heiligen Gefühlen der Liebe Hohn ſprachen. Wohl ſtörte der heilige Bonifaz ihren Dienſt, wohl verwüſtete er ihren heiligen Hain, aber die Herzen des Volks blieben ihr im Geheim zugewandt, das Volk redet noch immer von ihr, und manch' altes Mütterchen erzählt ihren horchenden Enkeln von dem Walten der mächtigen Göttin.

Einſt lebte in der Nähe des Ortes wo Lohra verehrt wurde, ein wunderſchönes Fräulein, Bertha mit Namen. Ein junger, ſchöner Ritter war ihr mit der innigſten Liebe ergeben, und ſie erwiederte dieſe Liebe. Einſt luſtwandelten ſie mit einander in dem Walde, und gelangten unter ſüßem Koſen unbemerkt in den Hain der Göttin. Heiliger Schauer erfaßte ſie, und wie von unſichtbarer Gewalt getrieben, knieeten ſie hin vor Lohra und der Ritter rief, ihr die Hand reichend: „Hier Bertha, hier im Angeſichte der Göttin ſchwöre ich Dir Treue bis an das Grab!“ — Und Bertha hob feierlich die Hand und ſprach mit bewegter Stimme: „Auch ich liebe Dich innig, und werde ich je Dir untreu, ſo treffe mich der Zorn der Göttin, und die ſchrecklichſte Strafe ſoll mich ereilen!“

Der Ritter drückte gerührt das Mädchen an ſein Herz, und verließ mit ihm den Wald, träumend von ewiger Liebe und nahem Glück. Schon war der Tag der Vereinigung feſtgeſetzt, als die Kriegstrommete ſchmetterte, und den Jüngling aus den Armen der Liebe in das wilde Kriegsgetümmel rief. Weinend und ihre ewige, unveränderliche Liebe betheuernd, lag Bertha an ſeiner Bruſt, und heiße Thränen floſſen beim Abſchiede aus ihren ſchönen Augen ohne Zahl. Aber Tage und Wochen vergingen und mit ihnen verging ihre Liebe, und bald wandelte ſie uneingedenk ihrer Schwüre, Arm in Arm mit einem andern Jünglinge in den Wald. Unter einen Baum ſetzte das Paar ſich nieder, und tauſchte mit einander zärtliche Worte und ſüße Küſſe. —

Solchen Frevel ließ aber die keuſche Göttin nie ungeahndet.

Lohra, die das Paar belauſchte
Nahm urplötzlich die Geſtalt
Eines Hirſches an, und rauſchte
Durch den todtenſtillen Wald.

Aufgeſchreckt, mit Angſtgeberde,
Stürzte Bertha aus dem Hain;
Aber Flammen aus der Erde
Holten auf der Flucht ſie ein.

Ihre Aſche ward von Prieſtern
Dort im Thal zur Ruh gebracht,
Und man hört das Jammerflüſtern
Ihres Geiſtes noch bei Nacht.

Vor vielen Jahren lebten in der Nähe des Berges zwei Brüder, die an Geſinnung einander ſehr unähnlich waren. Der Aeltere ſtrebte nur nach Reichthum, und Ehrgeiz war die Triebfeder aller ſeiner Handlungen; der Jüngere liebte ein friedliches Stillleben und häusliches Glück war das Ziel aller ſeiner Wünſche. Er hatte eine Braut, ſchön und gut, aber ohne alles Vermögen, weshalb der Bruder ihm zürnte, und ihn auf alle Weiſe von der Geliebten abwendig zu machen ſuchte, was ihm aber wenig gelang.

Einſt ging er in dem Walde, welcher den Berg der Lohra bedeckt, ſinnend auf und ab, als er plötzlich vor einer Felſenſpalte ſtand, die er je geſehen zu haben ſich nicht erinnern konnte. Er trat näher, doch ehe er ſie erreichte, ſchritt aus derſelben ein wunderſchöner engelhafter Zwerg hervor, und ſprach mit zarter Stimme:

Guter Jüngling, komm herein!
Nimmer ſoll es Dich gereun!

Zugleich fühlte er ſich bei der Hand gefaßt, und von dem Zwerge in die Höhle gezogen. Ueberraſcht folgte er, und ließ ſich von dem ſonderbaren Führer wie willenloſes Kind leiten. Nach kurzem Gange gelangten ſie an eine Thür von glänzendem Metalle. Der Zwerg zog einen goldenen Schlüſſel hervor und öffnete. Der junge Mann ſtand wie verzaubert, denn er ſchaute in einen Garten, in deſſen ſonniger Helle die herrlichſten Blumen mit den brennendſten Farben und fremdartigen Gerüchen dufteten, und wo ſich Vögel mit goldiggrünen Schwingen auf den Bäumen wiegten, und mit menſchenähnlichen Stimmen unter einander plauderten. Der Zwerg ließ ihm aber nicht lange Zeit die Herrlichkeiten zu betrachten, ſondern ſchritt auf eine Roſenlaube zu, in der die Göttin Lohra, ein Ideal weiblicher Schönheit, ſeiner harrte. Mit ſtrahlenden Augen betrachtete ſie den Jüngling, und reichte ihm dann eine dunkelrothe Blume, welche ſie eben in der Hand hielt, mit den Worten: „Du liebſt aufrichtig und treu ein armes Mädchen, Du wirſt von ihr wieder geliebt, — hier nimm von mir dieſe Blume und bewahre ſie wohl; ſo wirſt Du das höchſte, häusliche Glück genießen, das ſich auf Erden nur denken läßt. In Eintracht und Heiterkeit werdet Ihr Eure Tage verleben, blühende Kinder werden Euch umſpielen, und ſpät am Abend Eures Erdenlaufs werdet ihr vereint in die Grube ſinken. Gehe und ſei glücklich!“

Der Jüngling nahm dankbar das Geſchenk an, und entfernte ſich auf das Zeichen der Göttin unter Leitung deſſelben Zwergs, der ihn hereingeführt.

„Du betrachteſt die Früchte dieſes Gartens ſo neugierig,“ ſprach dieſer mit feiner Stimme, — „warte ein wenig, daß ich Dir einige pflücke, die Du Deiner Braut mitnehmen kannſt!“

Schnell waren die ſchönſten Früchte von einigen Bäumen herabgelangt, und des Jünglings Taſchen damit angefüllt, der ſich mit herzlichem Dank entfernte, und erfreut zu ſeiner Geliebten eilte. Athemlos erzählte er ihr was ihm begegnet ſei, und da ſie ihn ungläubig anblickte, griff er in die Taſche, um ſie durch den Anblick der wunderbaren Früchte, die er erhalten, zu überzeugen, aber wie erſtaunten Beide, als ſich Alles in Gold oder Silber verwandelt hatte. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen. Dankbar prieſen ſie die theilnehmende Göttin, kauften ſich für das Geld, welches ſie für die koſtbaren Früchte erhielten, ein ſchönes Landgut, und fanden in ihrem gegenſeitigen Beſitze den Himmel auf Erden.

Der Bruder des glücklichen, jungen Ehegatten, der ſich in ſeinem Stolze ſeit längerer Zeit um den armen Bruder gar nicht bekümmert hatte, hörte verwundert die neue Mähr, daß derſelbe ein feines Landhaus an ſich gekauft habe, und wie der reiche Mann im Evangelio, alle Tage herrlich und in Freuden lebe. Er zerbrach ſich den Kopf woher Simplicius, wie er ſeinen Bruder immer zu nennen pflegte, zu ſolchem Vermögen gekommen ſei, und machte ſich endlich von der größten Neugierde getrieben, ſelbſt auf den Weg. Er fand auch wirklich Alles beſtätigt was die Fama ausposaunt hatte, und konnte ſich nicht enthalten, den Bruder ſogleich bei Seite zu führen und nach der Quelle ſeines Glückes zu fragen. Da Lohra keine Verſchwiegenheit über den Vorfall verlangt hatte, fand dieſer keine Veranlaſſung, das was ihm begegnet war zu verhehlen. Der Geldgierige horchte hoch auf, und kaum hatte er ſich durch Speiſe und Trank etwas geſtärkt, ſo brach er auf, den Eingang in den Berg zu ſuchen. Er ſtand, fügt die Sage hinzu, eben im Begriff aus Noth ein altes, häßliches, zankſüchtiges, aber überaus reiches Weib heimzuführen. Hm! dachte er, wenn Lohra dir eben ſo günſtig iſt, als Deinem Bruder, ſo verlaſſe ich augenblicklich die Alte, und ſuche mir unter den Töchtern des Landes eine, die meinen Augen wohlgefällt! — Sorgſam forſchte er nach der Höhle, und nach langem, vergeblichem Suchen zeigte ſie ſich endlich ſeinen Blicken. Vor derſelben auf dem Raſen ſaß ein häßlich geſtalteter, dickköpfiger Zwerg. Auf ſeine Bitte erhob ſich das kleine Ungethüm, und führte ihn in den Berg hinein; aber der Gang war ſo dunkel und holperig, daß er mehrere Male mit dem Kopfe gegen die Felſenzacken ſtieß, bald auch ſtolperte und zu Boden fiel. Endlich gelangten ſie in den Garten, und er ſah bald mit lachendem Herzen die Laube, in welcher die himmliſch ſchöne Göttin ſaß. Im Bewußtſein ſeiner äußern Schönheit trat er keck vor Lohra hin, und verbeugte ſich mit vieler Anmuth.

„Elender!“ rief die Göttin mit unmuthigem Antlitze, „Du wagſt es, mit unreinem Herzen frech und dünkelhaft vor mir zu erſcheinen? Du, der Du die heilige Liebe mißbrauchſt, und unter ihrem Namen nur Deine Geldgier zu befriedigen ſtrebſt, Du hoffſt

von mir, der Schützerin treuer, aufrichtiger und uneigennütziger Liebe Schätze zu erhalten? Auf, ihr meine dienſtbaren Geiſter, ergreift ihn, ſtraft ihn für ſeinen frechen Uebermuth, und werft ihn hinaus aus meinem Gebiete!"

Und es rauſchte aus allen Büſchen wie ein Sturmwind, und eine Schaar von Zwergen hing ſich wie ein Schwarm ergrimmter Katzen an ihn, ſtießen, ſchlugen und knippen ihn, zogen ihn durch den dunkeln Gang in's Freie, warfen ihn den Berg hinab, und mit donnerähnlichem Krachen ſchloß ſich der Eingang zu der Höhle hinter ihm zu.

Voll von ohnmächtiger Wuth eilte der Getäuſchte von dannen, und hielt nicht eher an, als bis er ſchweißtriefend daheim anlangte. Schreck und Zorn warfen ihn auf das Krankenlager, und mehrere Wochen war er nicht vermögend, daſſelbe zu verlaſſen. Als endlich ſeine Geſundheit zurückgekehrt war, ſahe er ſich genöthigt, ſein altes Liebchen heimzuführen. Die Hochzeit wurde mit großem Glanze gefeiert. Es war aber kein Glück in der Ehe. Schon in den Flitterwochen rumorte die Alte grimmiger als der Teufel, das Vermögen welches er erheirathet hatte, verſchwand ihm unter den Händen, Waſſer und Feuer ſchienen ſich verabredet zu haben, ſein Beſitzthum zu verheeren, und bald war er ärmer als vorher. Der Schatz war verſchwunden, und es war ihm nichts übrig geblieben als — ſein Schätzchen. —

Nach Letzner (vit. Bonifac. Cap. 12.) ſtand das Bildniß der Göttin, noch ehe das Schloß Lohra erbauet ward, auf der Stelle wo jetzt der Reſt eines viereckigen Thurmes ſteht, unter einem beſondern Gehäuſe, welches Bonifacius zerbrach. Letzteres ſoll er, geſtützt auf den Beiſtand fränkiſcher Krieger, die ihn begleiteten, um's Jahr 723 gethan haben.

Wir haben auf der Hochebene bis zum Schloſſe Lohra nur eine kurze Strecke zu wandern. Die Lage der Burg auf dem weſtlichen Ende des Berges war ſehr günſtig. Auf drei Seiten fällt der Berg ſteil ab, und öſtlich gegen die Bergebene hin, auf der es erbaut liegt, iſt es mit noch jetzt vorhandenen, mehrfachen, tief in den Fels eingeſchnittenen Gräben und dahinter erbauten Mauern gegen jeglichen Anfall geſchützt. Das Schloß ſieht von mehreren Seiten einem wüſten Steinhaufen ähnlich, bei dem man Altes und Neues oft nicht zu unterſcheiden vermag. Sobald man durch das Thor auf den Schloßhof gelangt iſt, bietet ſich eine der herrlichſten Ausſichten dar. Man ſieht über den größten und ſchönſten Theil der Grafſchaft Hohenſtein hinweg, der gegen Weſten durch den Ohmberg und gegen Norden von dem Harzgebirge eingerahmt wird, über das ſich der Brocken hoch und ſtolz erhebt. In der Morgenbeleuchtung iſt die Gegend zauberiſch ſchön. Aus den oberſten Zimmern des Wohnhauſes iſt die Ausſicht noch großartiger, und auch der Blick nach Oſten freier. — Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Schloſſes ſelbſt, ſo zieht zuerſt der Reſt eines öſtlich gelegenen, viereckigen Thurmes, welcher

die Kemnate hieß, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Umſicht von ſeiner Spitze muß entzückend geweſen ſein, da er noch im vorigen Jahrhunderte eine Höhe von hundert Fuß hatte, wovon aber gegen das Jahr 1780 funfzig Fuß abgebrochen wurden, da er im obern Theile den Einſturz drohete. Er iſt, wie die meiſten der alten Thürme, in- und auswendig aus behauenen Steinen aufgeführt, und der Zwiſchenraum mit Bruchſteinen und dazwiſchen geworfenen Mörtel ausgefüllt. Hinter dem Thurm hat die Münze gelegen.

Gleich bei dieſem Thurme liegt die Kirche. Sie muß im vorigen Jahrhunderte in ſehr ſchlechten Umſtänden geweſen ſein, da man erzählt (ſ. Schmaling's Hohnſt. Mag.) „daß die Ratten die Orgel aufgefreſſen, welchen Gräuel ſie auch an den Acten der alten Amtsregiſtratur verübt!“ Jetzt iſt ſie in benutzbarem Zuſtande, enthält aber des Alterthümlichen faſt gar nichts. Das Altarbild, Chriſtus im Oelgarten, iſt ganz ohne Werth; aber die Kanzel mit den vier Apoſteln und darüber Chriſtus, in der Linken die Weltkugel haltend, und mit der Rechten ſegnend, iſt recht wacker in Holz geſchnitzt. Der Gottesdienſt in dieſer Capelle wird noch jetzt von dem Prediger zu Großwenden beſorgt. — Unter derſelben ſind einige „zierlich mit Laub ausgehauene, auf Pfeilern ruhende Gewölbe,“ von welchem der Herr von Rohr (Denkw. des Harzes p. 139) ſchreibt, „daß es in alten Zeiten eine Capelle der Tempelherren geweſen, aus welcher ein unterirdiſcher Gang nach Elende geführt habe.“ Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß dieſe Gewölbe zu Weinkellern dienten, die wie man weiß, in vielen Burg- und Kloſterkellern mit ſteinernem Laubwerk und allegoriſchen Bildern verziert ſind. — Die übrigen unterirdiſchen Gewölbe ſind jetzt größtentheils verſchüttet, und die noch übrigen alten Reſte der Burg zu ökonomiſchen Zwecken eingerichtet.

Der Fels, auf welchem die Burg ruht, beſteht aus einem mehligen Blätterſtein. In denſelben war, wahrſcheinlich gleich bei Erbauung der Burg, ein weiter und überaus tiefer Brunnen gehauen, aus welchem das Waſſer vermittelſt eines Rades in die Höhe gebracht ward. Zur Zeit, als der Herr von Hardenberg Inhaber und Beſitzer des gräflichen Amtes Lohra war, fing der Brunnen an, ſein Waſſer zu verlieren, und man hat ſich ſeitdem gezwungen geſehen, das für Menſchen und Vieh nöthige Waſſer, auf Eſeln den hohen Berg hinaufzuſchaffen. Der Weg auf welchem das Waſſer auf den Berg gebracht wird, und der zugleich von der weſtlichen Seite her den Zugang zum Schloſſe bildet, heißt der Eſelsſtieg. Auf der ſüdlichen Seite, wo das Schloß den beſten Anblick gewährt, befindet ſich der Garten, in welchem ein Eingang zu einem unterirdiſchen Gewölbe gezeigt wird, das nach Münchenlohra und Wolkramshauſen geführt haben ſoll. Betrachtenswerth iſt ein ſtarker Baum, dem es in ſeiner Jugend ſauer geworden, und dem ſein Emporkommen ziemlich ſchwer gemacht worden iſt, da er das alte Gemäuer ſeiner ganzen Länge nach hat auseinander treiben müſſen, um ſich mit vieler Mühe oben den Ausgang in's Freie zu bahnen.

Ueber die Erbauung des Schloſſes Lohra läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben. Vielleicht hat es Heinrich der Finkler gegen die Ungarn erbaut, vielleicht auch erſt Heinrich IV. Dann würde das Ende des 11. Jahrhunderts die Zeit ſeiner Entſtehung ſein. Eine ſtarke Veſte war Lohra gewiß, dafür bürgt Lage und Ruine. Möglich iſt es auch, daß es Ludwig, Urenkel Ludwig des Bärtigen erbaut oder wenigſtens erneuert hat. Johann Bange (thüring. Chr. p. 44) ſagt: Ludwig des Springer's Schweſter, Jutta, habe mit ihrem Gemahle Ludwig von Linderbeck und Bielſtein einen Sohn, Beringer, erzeugt. Dieſer habe drei Söhne hinterlaſſen. Der eine, Ludwig, bauete Lohra u. ſ. w. — Es waren alſo die Herren von Lohra eine Nebenlinie der Herren von Bielſtein.

Gewiß iſt, daß Ludwig der erſte bekannte Beſitzer iſt, aus welchem Hauſe er aber eigentlich herſtammte, iſt noch immer nicht bis zur Gewißheit erwieſen. Gebhardi (ſ. hiſt. genealog. Abh. III. p. 120) macht ihn, wie Bange, zum Sohne des Grafen Beringer von Bielſtein und Linderbeck. Andere (z. B. Wedekind) eignen dem Beringer, Herrn von Sangerhauſen nur Einen Sohn, Conrad, Herrn von Hohenſtein zu, (+ 1145) und eine Tochter Reinwig. Daß er übrigens zu dem Geſchlechte der Landgrafen von Thüringen gehört habe, ſcheint aus dem Grunde wahrſcheinlich, daß er, ſein Sohn und einer von ſeinen Enkeln den Namen „Ludwig," und ihre Brüder den Namen „Beringer" geführt haben, die jenen eigen waren. Noch ſchwerer iſt zu beſtimmen, wie und durch wen Ludwig Lohra erhalten habe, weil mit ihm aus dem Nordheim'ſchen Hauſe, welchem die Herrſchaft Lohra angehörte, die Erbin Gertrud, ihre Tochter Richenza, und ihres Mannes Brudersſohn, Siegfried von Bömeneburg noch lebten. Vielleicht haben die Nordheimer nur einen Theil von der gedachten Herrſchaft beſeſſen, und der andere mit dem Schloſſe Lohra, hat den Vorfahren des Grafen Ludwig gehört.

Eckſtorm (Chron. Walkenr. p. 18) und Paul Jovius melden von Ludwig: er ſei einer von den Hochzeitsgäſten zu Nordheim geweſen, als ſich Herzog Lothar von Sachſen mit der Gräfin Richenza (im Jahr 1100) vermählte. In Urkunden erſcheint er zum erſten Male im Jahre 1123 zu Erfurt als Zeuge unter andern thüringiſchen Grafen, als Adelogus, Domherr zu Magdeburg, dem Kloſter Bursfelde ſeinen Hof in Alboldérode, und ſein Eigenthum in Rickarderingerode und Benigehauſen um 102 Talente am 24. Junius verkaufte. (cf. Scheid. Mont. document. p. 306). Zum zweitem Male war er zu Erfurt bei der Uebergabe des Kloſters Gerode an den Erzbiſchof Adelbert von Mainz im Jahre 1124 gegenwärtig. (Guden. cod. diplom. I. p. 63). Nach zwei Jahren zog er mit dem neuen Kaiſer Lothar nach Böhmen, und wurde in dem Kriege, welchen Markgraf Otto von Mähren mit dem Herzoge Sobieslaus führte, im Jahre 1126 erſchlagen. (Paul Jov. p. 142. Eckst. l. c.)

Ludwig hinterließ einen Sohn, auch Ludwig genannt, und eine Tochter, Adelheid, die als Stifterin des berühmten Kloſters Walkenried ihren Namen ſattſam verewigt hat. (S. den Art. Walkenried)

(cf. Eckst. Chron. Walkenr. p. 39). Ludwig, des vorigen Sohn, tritt in Urkunden bis in's Jahr 1162 mehrmals auf, z. B. im Jahr 1133 in einer Urkunde des Abtes Berchtochus von Fuld, welcher damals das Dorf Goſſelborn an das Kloſter Paulinzelle vertauſchte. (Lindner's Analect. Paulino-Cellens. I. p. 5) Im Jahre 1139 begleitete er den Kaiſer Conrad, als dieſer mit vielen geiſtlichen und weltlichen Fürſten einen Zug gegen die Sachſen machten, um den neuen Herzog Albert, Markgrafen von Brandenburg, wider den abgeſetzten Heinrich den Großmüthigen zu unterſtützen, und bis Hersfeld vorgerückt war. (Grashof origin. Mühlhus. Append. docum. N. II.) In demſelben Hersfeld wohnte Ludwig im Jahre 1144 der feierlichen Einweihung der daſigen Kirche bei (Guden. I. p. 157) und im Jahre 1150 befand er ſich zu Erfurt bei dem Erzbiſchofe Heinrich (ib. p. 196). Das Kloſter Georgenthal beſchenkte er zwei Jahre ſpäter (1152) mit einigen Gütern zu Mölburg und Siebeleben, oder traf vielmehr einen Tauſch mit demſelben. (Hoche's Geſch. d. Gſſchfft. Hohenſtein p. 101.) Auch erſchien er 1154 im thüringiſchen Landgericht zu Mittelhauſen, wo dem Abt von Gerode, Eberhard, das ihm von Günzelin Groſus verkaufte Gut Bruſtede öffentlich übergeben wurde. Desgleichen bezeugte er 1162 die Stiftung des Kloſters von dem Grafen Ernſt von Tonna. Dieſes Mal hatte er ſeine beiden Söhne Beringer und Ludwig bei ſich. Etwas Weiteres kommt von ihm nicht vor.

Die nach dem Vater regierenden Söhne Beringer und Ludwig, fanden ſich 1184 auf einem Landtage zu Erfurt ein (Hoche l. l, 101) und 1188 zu Allſtedt, wohin Kaiſer Friedrich I. verſchiedene Biſchöfe und Grafen berufen hatte (ib.). Ludwig allein erſchien wieder zu Erfurt 1193 (Guden. I. p 325) und 1197 bei einer Tagleiſtung zu Naumburg, wo der Biſchof Berthold den Kauf gewiſſer Güter in Merbich, Nora, Heinrode und Magedon an das Kloſter Walkenried beſtätigte. (Prig. guelf. III. p. 563.) Dieſes Wenige iſt Alles, was von den beiden Brüdern aufzufinden iſt. Eckſtrom erwähnt zwar beim Jahr 1221 einen Grafen Beringer von Lohra, als Gutthäter des Kloſters Walkenried;*) er iſt aber wahrſcheinlich nicht der vorige, welcher die Stiftung des Kloſters Reifenſtein (1162) mit bezeugt hat, ſondern deſſen, oder des Bruders Ludwig Sohn geweſen.

Nebſt dieſem Beringer ſtellen einige neuere Schriftſteller, ohne ihre Gewährsmänner anzugeben, noch einen Grafen Ludwig von Lohra auf, den ſie im Jahr 1227 nach Paläſtina ziehen, und dort ſterben laſſen.**) Dies Vorgeben kommt aber ſehr bedenklich vor, weil unter

---

*) Beringer, Comes de Lora, monasterio dedit quatuor sexagenas avenae annui reditus in Solstedt. Anno Christi 1221. Eckts Chron. Walkenr. p. 86.

**) Sein Sohn der auch Ludwig hieß, zog 1227 mit dem Kreuz nach Paläſtina, woher er nie wieder zurückgekommen iſt. Hoche Geſch. d. Gſſchfft. Hohenſtein p. 101. Schmaling's Hohenſt. p. 274).

den thüringiſchen Grafen, die damals im Gefolge des Landgrafen Ludwig IV. waren, als: Günther von Käfernburg, Burchard von Brandenberg, Meinhard von Mölburg, Heinrich von Stollberg und Ludwig von Schwarzburg, kein Ludwig von Lohra zu finden iſt. (Sagittar. thür. Geſch. ad annum 1227). Aus unſerer Nachbarſchaft werden: Rudolf von Bültzingslöwen, Dietrich von Seebach und Friedrich von Treffurt aus dem Adel namhaft gemacht; warum wollte man Ludwig allein ausgelaſſen haben?

Eben ſo wenig kann man einen Albert von Lohra als letztes Stammglied annehmen, ob er gleich in der Hofmann'ſchen Stammtafel der Grafen von Beichlingen dafür ausgegeben wird,*) denn ſie iſt voller Fehler und ſtimmt mit den Leuckfeld'ſchen Genealogien der Grafen von Beichlingen, Rotenburger und Beichlinger Linie, die ſich doch auf Urkunden gründen, gar nicht überein. (Leuckf. v. d. Beichl. Grafen p. 83 und 108). Hofmanns Fehler hat Scheid, da er deſſen Stammtafel in die Geſchichte der Welfen einrückte, ſelbſt eingeſehen und ſie zu berichtigen verſprochen; dennoch hat er in einem andern ſpätern Werke von 1757 den Grafen Albert beibehalten und behauptet: er habe bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt. (S. deſſen Einleitg. in d. Braunſchw. Lüneb. Staatsrecht p. 186). Es ſoll aber gleich bewieſen werden, daß der letzte Graf von Lohra, wie er auch immer geheißen haben mag, ſchon vor dem Jahre 1234 geſtorben war.

Nach Elöſchung des gräflichen Geſchlechts von Lohra**), fiel dieſe Herrſchaft den Grafen von Beichlingen zu, es ſei nun aus naher Verwandtſchaft, Verſchwägerung oder aus einer andern Urſache geſchehen. Damals lebten zwei Brüder, Dietrich und Friedrich III. Ihr Vater Friedrich II. war ſchon 1219 oder noch früher geſtorben, wovon uns eine Urkunde überzeugt, worin er dem Stifte Veſſera, in der Grafſchaft Henneberg, ein Gut in Ettileiben bei Frankenhauſen geſchenkt hatte. Der erſte Bruder, Dietrich, ſcheint keinen Antheil an der Erbſchaft gehabt zu haben, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil er in einen geiſtlichen Ritterorden getreten war. Daß Friedrich im Jahre 1234 bereits die Herrſchaft Lohra angetreten hatte, beweiſt eine im Kloſter Gerode aufgefundene Urkunde, in welcher er als „Graf von Lohra" unter den Zeugen aufgeführt wird, daß Graf Ernſt von Gleichen ſeine gandersheim'ſchen Lehen von der Aebtiſſin Bertha II. (reg. 1223—51) empfing. Dies iſt das erſte und einzige Mal,

---

*) Friedericus junior, mortuo Alberto, ultimo Comite in Lare, comitatum hunc acquisivit. Orig. Guelf. IV. p. 536.

**) Das Wappen der Grafen von Lohra war ein Bret- oder Schachſpiel von zwölf Feldern, roth und weiß abwechſelnd, und darüber ein Hirſchgeweih, deſſen eine Stange weiß, die andere roth iſt. — Ein alter Mann, den ich im Walde bei Lohra traf, erzählte mir darüber: Karl der Große habe die alten Grafen von Lohra zum Chriſtenthume bekehrt, und ihnen dies Wappen gegeben, damit ſie ſich beim Anblicke der zwölf Felder an die zwölf Jünger Jeſu erinnern ſollten.

daß er „von Lohra" genannt wird, vielleicht deswegen, weil jene Urkunde auf ſeinem Schloſſe Lohra, in ſeiner Gegenwart ausgefertigt wurde; — ſonſt heißt er immer „von Beichlingen." Friedrich hat Lohra bis gegen das Jahr 1253 ſelbſt behalten, welches daraus zu ſchließen iſt, daß, als 1249 die ſämmtlichen thüringiſchen Grafen, und unter dieſen auch unſer Friedrich, den Markgrafen Heinrich von Meißen für den Landgrafen von Thüringen, und für ihren Herrn ſchriftlich anerkannten, kein Graf von Lohra darunter zu finden iſt. (Tenzel Suppl. II. p. 590 sq.) Hätte Friedrich ſchon damals ſeinem älteſten Sohne das Schloß Lohra abgetreten gehabt; ſo würde dieſer unfehlbar ſich auch gegen den Markgrafen haben erklären müſſen, um ſo mehr, da es Berthold, ein Sohn des Grafen Günther von Käfernburg, und Heinrich, ein Sohn des Grafen von Hohenſtein gethan haben. Hieraus ſcheint auch zu folgen, daß ſein älteſter Sohn 1249 noch nicht volljährig war. Erſt im Jahre 1251, als der Vater dem Ciſtercienſerkloſter in Kelbra die daſige Kirche des heiligen Georg, etliche andere Kirchen, nebſt einer Mühle in Jchſtedt und einen Wald ſchenkte, ſagte er: Dieſe Schenkung ſei geſchehen mit Gunſt und Bewilligung ſeines Sohnes, und ſei auch mit deſſen Siegel bekräftigt worden. (Heydenreichs ſchwarzb. Geſch. p. 402.) Von der Einwilligung der übrigen Söhne geſchieht hier keine Meldung, ein Zeichen daß ſie noch nicht mündig waren. Der Mündige wird 1253 von dem Grafen Heinrich von Gleichen, deſſen Schenkung der Peterskirche zu Numburg bei Kelbra an das Kloſter Walkenried er bezeugte, als der „junge Graf von Lohra" angeführt (Leuckf. l. l.). Folglich hatte ihm der Vater dieſes Schloß ſchon eingeräumt. Jm J. 1268 verkaufte Friedrich III. dem Kloſter Walkenried eine Waldung, Ermena genannt, und das Gut Radveld für 150 Mark fein Silber im Gerichte des Grafen Friedrich von Stollberg; und dieſer bezeugte daß der Kauf mit Einwilligung und in Gegenwart der Gräfin Hedwig, gebornen von Rotenburg, des Verkäufers Gemahlin,*) und ihrer Söhne: Friedrich von Lohra, Friedrich und Hermann von Beichlingen, und der Tochter Ermengardis geſchehen, und die Uebergabe der Güter erfolget ſei. Nach dieſem Verkauf lebte Friedrich noch ſieben Jahre, und ſtarb am 30. November 1275, wie es ſeine Grabſchrift in der Kloſterkirche zu Frankenhauſen, wo er begraben liegt, ausweiſt. (Leuckf. p. 61 u. 117).

Nach dem Tode des Vaters trat Friedrich IV., der zwei und zwanzig Jahre das Schloß Lohra inne gehabt, und während dieſer Zeit bald den Titel „Graf von Lohra," bald „von Beichlingen" geführt hatte, ſeinem Bruder Friedrich V. gedachtes Schloß ab, und theilte mit ihm die väterliche Erbſchaft, entweder nach der Anordnung des Vaters, oder nach ihrer eignen Uebereinkunft (Leuckf. p. 63 65). Manches behielten ſie gemeinſchaftlich. Durch ihre Theilung bildeten

---

*) Dieſe hat vielleicht ihrem Manne Schloß und Grafſchaft Rotenburg zugebracht.

die beiden Brüder, da jeder verheirathet und mit Kindern geſegnet war, zwei Linien, die Rotenburger und die Beichlinger.*) Friedrich V. ward vom Landgrafen Albrecht mit der Jagd bei ſeinem Wohnſitze „von der Wibelsburg bis Walungisberg" belehnt (Leuckf. 77). — Von ſeinen Kindern hätte Friedrich VI. Lohra erhalten ſollen, allein er ſtarb bald, und da ein Bruder, Conrad, in den Krieg gezogen, der andere, Günzel, Domherr zu Halberſtadt war, fiel das Land an deſſen Bruder, Heinrich I. In Folge der ſchon (unter dem Art. Bodenſtein) erwähnten Fehde mit dem Abte von Fulda, Heinrich von Wildenau, ſah er ſich genöthigt, ſeinen Antheil an Lohra an den Grafen Heinrich IV. von Hohenſtein zu verkaufen. (Leuckf. p. 86. Heydenreich v. den Gfn. Hohenſtein p. 7). Im Jahre 1307 bewohnte er noch das Schloß Lohra, wie die von ihm am 19. Nov. des gedachten Jahres über die Abtretung ſeines Rechtes an der Mühle zu Winkel, zu Gunſten der Stiftskirche in Jechaburg, ausgeſtellte Urkunde zu erkennen giebt, wobei der Schloßcaplan und die daſigen Burgmänner Zeugen waren. (Würdtwein dipl. Jechab. p. 124). Er ſtarb gegen das Jahr 1320.

Lohra hatte nun mit Hohenſtein (ſ. dieſ. Art.), zu dem es fortan gehörte, ziemlich gleiches Schickſal. Die Grafen von Hohenſtein, Heinrich IV. und Dietrich VI. theilten ſich nach dem Jahre 1330 ſo in die Grafſchaft, daß Heinrich den Theil am Harze, nebſt den Herrſchaften Lohra und Clettenberg erhielt, Dietrich aber den Theil in der goldenen Aue, und ein Stück des Harzwaldes.

Im Jahre 1370 wurde eine neue Erbtheilung gemacht, und es entſtanden nun die beiden Hauptlinien Lohra und Clettenberg und Heringen-Kelbra. Lohra und Clettenberg fielen Heinrich VIII. mit der rothen Platte zu. Anfangs reſidirte er auf Lohra, nachher auf Clettenberg, und führte ſo wie auch alle ſeine Nachkommen den Titel „Graf von Hohenſtein, Herr zu Lohra und Clettenberg." Die Geſchichte dieſer Familie iſt unter „Clettenberg" zu ſuchen, hier ſoll nur erwähnt werden, was auf Lohra Bezug hat.

Als die verbrüderten Grafen von Stollberg, Hohenſtein und Schwarzburg im Jahre 1437 mit dem Biſchofe Burkhard von Halberſtadt in Fehde lagen, und der Biſchof zwiſchen Heringen und Stollberg gänzlich geſchlagen wurde, ſaßen viele der dort Gefangenen in den Kellern unſrer Veſte. — Ernſt IV. reſidirte hier. — Johann IV. der dem Herzoge Georg von Sachſen in Friesland diente, und bei der Belagerung der Stadt Gröningen von einem vergifteten Pfeile getroffen worden war, wurde krank nach Lohra gebracht, wo er den 19. Dec. 1514 ſtarb. — Volkmar Wolfgang, geboren 1512, berühmt wegen ſeiner Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache, die damals noch nicht ſo allgemein war als jetzt, da man zu jener Zeit mehr den Spaniern, als den Franzoſen nachahmte, war der erſte Graf von Hohenſtein, der mit der Herrſchaft Lohra von Halberſtadt beliehen

---

*) S. die Artikel Rotenburg und Beichlingen.

wurde.*) Der letzte Hohenſteiner, Graf Ernſt VII. hielt ſich gern zu Lohra auf, wo ihm faſt alle ſeine Kinder ſtarben, und wo ihn ſelbſt die Krankheit welche ſeinen Tod herbeiführte überfiel.

Von der Erbverbrüderung welche die drei Grafen von Hohenſtein, Stollberg und Schwarzburg unter einander geſchloſſen, iſt ſchon anderwärts die Rede geweſen. Lohra gehörte mit in dieſe Verbrüderung, die von allen Herzögen in Sachſen, von Wilhelm (1461) bis auf Churfürſt Auguſt (1573) beſtätigt wurde. Auguſt vertauſchte in dieſem Jahre die Herrſchaft Lohra mit allen Pertinenzien an das Domcapitel zu Halberſtadt für andere mannsfeldſche Güter, doch aber mit dem Vorbehalt, daß dieſer Tauſch den verbrüderten Grafen nicht nachtheilig ſein ſollte, vielmehr ſollte das Domcapitel dahin ſehen, daß die folgenden Biſchöfe die Grafen damit beliehen. Dennoch gab der Biſchof von Halberſtadt Heinrich Julius ſeinem Vater, dem Herzoge Julius von Braunſchweig, ſchon im J. 1583 die Anwartſchaft auf Lohra und Clettenberg, nebſt der Vogtei über Walkenried. Als nun Ernſt VII. am 8. Juli 1593 ohne Kinder ſtarb, ſo ließ Heinrich Julius die Grafſchaft ſchon am dritten Tage durch den Canzler Jagemann und andere Räthe in Beſitz nehmen. Zugleich kam Wolfgang von Honsberg mit, der die Schlöſſer Lohra und Clettenberg mit gewaffneter Hand einnahm, die Leute der Grafen vertrieb und diejenigen, welche ſich widerſetzt hatten, gefangen nach Braunſchweig führen ließ.**) Der Succeſſionsſtreit welcher nun entſtand,

*) Lohra war Anfangs ein altes halberſtädtiſches Lehen. In der Theilung zu Ravenna, zwiſchen dem halberſtädter Biſchof Hildiward und dem Erzbiſchof Hatto von Magdeburg, im J. 961, ſcheint die Herrſchaft Lohra an das Erzſtift Magdeburg gekommen zu ſein. Als im Anfange des 16. Jahrhunderts Deutſchland in zehn Kreiſe getheilt wurde, fiel Lohra ſammt Clettenberg an Oberſachſen, das eigentliche Hohenſtein als braunſchweigiſches Lehen an Niederſachſen. — Unter Churfürſt Auguſt hatten die Grafen von Mannsfeld eine ſo große Schuldenlaſt auf ſich geladen, daß die Gläubiger anfingen einen Theil nach dem andern an ſich zu reißen. Dies bewog die Lehensherren, Churſachſen, Magdeburg und Halberſtadt, dieſe Güter in Sequeſtration zu nehmen, was nachher auch auf die übrigen Güter ausgedehnt wurde, und welche Sequeſtration bis zum Jahre 1780 gedauert hat, wo das gräflich mannsfeld'ſche Haus ganz ausſtarb. Weil aber unter den verſchiedenen Lehensherren wegen Vermengung der Lehensſtücken öfters Irrungen vorgefallen waren, ſo bewog dies den Churfürſten Auguſt, mit dem Domcapitel in Halberſtadt den ſogenannten halberſtädt'ſchen Permutationsreceß, den 26. October 1573 zu ſchließen, in welchem er ſeine Lehensherrlichkeit an die Herrſchaft Lohra und den dazu gehörigen Städten Ellrich und Bleicherode, nebſt der Schutzvogtei über Walkenried an das Bisthum Halberſtadt abtrat, und dafür die halberſtädt'ſche Lehensherrlichkeit an Eisleben, Hettſtedt, Bolleben, Wimmelburg u. a. Stücken, welche die Grafen von Mannsfeld zu Lehen erhalten hatten, mit aller landesfürſtlichen Hoheit erhielt. Dieſer Tauſchtractat erhielt 1574 die kaiſerliche Beſtätigung, womit aber die verbrüderten Grafen gar nicht zufrieden waren.

**) Dieſer Honsberg ſtarb auch auf Lohra, am 10. Nov. 1594, und wurde zu Bleicherode begraben.

iſt bereits (unter: Hohenſtein) erzählt. Da in dem Tauſche zwiſchen Sachſen und Halberſtadt nur die Landes= und Lehenshoheit verwechſelt war, ſo wurde den Grafen die Belehnung widerrechtlich vorenthalten, denn es war eine offenbare Unwahrheit, wenn Halberſtadt behauptete, daß weder Kaiſer noch Reich jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätten. Die Grafen klagten, und erhielten am 8. Februar 1605 den Beſcheid, daß ſie in die ihnen genommenen Güter wieder eingeſetzt werden ſollten.*) Da Heinrich Julius dem ungeachtet die Länder nicht herausgab, ſo wurde weiter geklagt; noch vor Beendigung des Streites ſtarb er aber zu Prag. Der dreißigjährige Krieg brach an, und da man die Grafſchaft als ein Land betrachtete, deſſen Herren ungewiß ſeien, ſo wurde ſie arg mitgenommen. Tilly ließ 1625 das Schloß Lohra in Beſitz nehmen, befeſtigte es und legte Truppen hinein, die ſo zügellos und ausſchweifend lebten, als man es ſich kaum zu denken vermag. Die umliegenden Ortſchaften wußten nicht mehr, auf welche Weiſe ſie die gemachten Forderungen befriedigen ſollten. In ſo guten Vertheidigungsſtand Tilly das Schloß geſetzt hatte, ſo übel zugerichtet verließ er es, denn als er abzog, ließ er nicht nur die neu errichteten Befeſtigungswerke, ſondern auch die alten Schloßmauern zerſtören, ſo daß nach ſeinem Abzuge die Burg völlig einer Ruine glich. — Nach Tilly kamen ein Cavallerieregiment, unter Oberſt du Vuer, und zwei Regimenter Fußvolk von der Wallenſtein'ſchen Armee, von Halberſtadt aus durch Stollberg in die Grafſchaft, beſetzten unter andern auch Lohra, und lagen darin vom 5. October bis zum 5. December. Kaiſer Ferdinand II. gab ohne Weiteres die Grafſchaft dem Grafen Chriſtoph Simon von Thun 60,000 Gulden wiederkäuflich. Wallenſtein nahm ſie in Beſitz. David Becker, Freiherr von der Ehre, verſammelte die Landſtände zu Bleicherode, und machte ihnen den Willen des Kaiſers bekannt. Thun ſchickte darauf den Paul Path von Rieteburg als Adminiſtrator in die Grafſchaft und es blieb ſo bis zum Jahre 1631, wo Guſtav Adolf die Schlacht bei Leipzig gewann, und die Kaiſerlichen eilig die Grafſchaft verließen. Nun bot Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig den Grafen einen Vergleich an, und zwar der Art, daß er die Aemter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode mit allen Zubehörungen den Grafen von Stollberg und Schwarzburg abtrat. Die Grafen erhielten nun die Güter als ein Afterlehn von Braunſchweig=Wolfenbüttel. Bei der Uebergabe der Aemter Lohra und Dietenborn wurden den Prälaten,

---

*) Der Gegenſtand, um den es ſich hier handelte, war gar nicht unbedeutend, denn die Herrſchaft Lohra beſtand, wie man aus einem Schreiben vom Jahre 1593 ſieht (cf. Leuckf. Antiqq. Walkenr. II. p. 44) aus folgenden Stücken: Schloß und Amt Lohra, Pennigen, Wolffingerode, Solſtedt, obern und niedern Gebra, Klein= und Großwenden, Münchenlohra und Dietenborn. Hainrode unter der Webelsburg, Kleinfurre, Rüxleben, Wollersleben, Nohra, Marbich, Kinderode, Buſtleben, Ober= und Mittelrotsleben (Ober= und Mitteldorf), Elende, Lipprechterode, Kleinbodungen, Buhla, die Haſenburg, Aſcherode, Groß= und Kleinberndten, den Städten Ellrich und Bleicherode u. ſ. w.

Rittern, Ständen und Unterthanen ihre habenden und hergebrachten Rechte und Freiheiten vorbehalten, und die Grafen verſprachen, ſie bei dem „was rechtmäßig hergebracht und beweislich verſchrieben wäre" zu ſchützen, und Niemanden zu beſchweren. Auch verſprachen ſie, in dieſem ihrem Antheile eine beſondere Regierung zu halten, und ſie ſo einzurichten, „daß die Stände und Unterthanen ſich an dieſelbe halten, und nicht außerhalb dieſer Herrſchaft die Juſtiz ſuchen müßten." Sie legten auch zu Bleicherode eine Canzlei an, ließen ſich den 2. April 1634 im Lohraiſchen Antheil huldigen, und ſahen froh der Zukunft entgegen, da ihnen verſprochen war, daß ſie, ſo wie die wolfenbüttelſche Linie ausſtürbe, auch die Herrſchaft Clettenberg erhalten ſollten. Das Glück ſchien ihnen zu lächeln, denn ſchon den 11. April ſtarb Friedrich Ulrich an den Folgen eines Sturzes vom Roſſe. Die Grafen waren bereits ganz erfreut, als plötzlich Halberſtadt nicht nur Clettenberg, ſondern auch Lohra einzog. Die Wiedereinnahme geſchah den 30. April durch den Grafen Johann Richard von Metternich, des hohen Domſtifts zu Mainz Propſt, und Vicar zu Halberſtadt, der zu dieſer Unternehmung den Oberſten Philipp Chriſtoph von Gratſch, vom Chor des ſchwediſchen Statthaltern in Halberſtadt, Ludwigs von Anhalt, gebrauchte. Dieſer Gratſch beſetzte die beiden Schlöſſer Lohra und Clettenberg mit Soldaten, vertrieb die gräflichen Diener mit Zurücklaſſung ihres Vermögens, ja, er bemächtigte ſich Alles deſſen, was die Grafen an Getreide und Vieh u. ſ. w. hatten dahin bringen laſſen. Gegen dies ganz widerrechtliche Verfahren klagten die Grafen beim Kaiſer und bei den damals in Regensburg verſammelten Reichsfürſten. Metternich wurde aufgefordert ſich zu rechtfertigen. Die Gründe welche er vorbrachte, waren natürlich ganz ſeicht, allein da die Schweden bei Nördlingen geſchlagen waren, und die Kriegsſcenen ſich geändert hatten, blieb die Sache liegen, und die Grafſchaft wurde zu den Tafelgütern des Biſchofs Leopold Wilhelm gezogen. — Da im Weſtphäliſchen Frieden (1648) Brandenburg Vorpommern an die Schweden abtreten mußte, erhielt es zur Entſchädigung unter andern Länderſtücken auch das Biſthum Halberſtadt, und damit zugleich Lohra und Clettenberg. Im 11. Artikel des osnabrück'ſchen Friedens heißt es: „Da die Grafſchaft Hohenſtein dem Theile nach, der ein Lehn des Biſthums Halberſtadt iſt, und in zwei Dynaſtieen oder Präfecturen, Lohra und Clettenberg beſteht, nebſt einigen Städtchen mit dahin gehörigen Gütern und Rechten, nach des letztverſtorbenen Grafen dieſer Familie jenem Biſthum zugewandt, und von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, als Biſchof von Halberſtadt, bisher beſeſſen; ſo ſoll dieſe Grafſchaft fernerhin bei dieſem Biſthum bleiben, unwiderruflich, ſo, daß dem Churfürſten von Brandenburg, als nunmehr erblichen Beſitzer des Biſthums Halberſtadt, freie Gewalt zuſtehen ſoll, über gedachte Grafſchaft zu disponiren; — Niemandes Widerſpruch oder Widerſtand ſoll die geringſte Geltung haben!" — Daß den Grafen glänzende Verſprechungen, die aber nie gehalten worden ſind, gemacht wurden, iſt unter Hohenſtein und Clettenberg bereits erzählt.

Der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war alſo der neue Herr von Lohra und Clettenberg nebſt den Städten Ellrich, Bleicherode, Sachſa und Benneckenſtein. Den 4. Juni 1650 kamen die brandenburg'ſchen Bevollmächtigten, der Freiherr Johann Friedrich von Blumenthal und Johann Chriſtoph von Burgsdorff in die Grafſchaft um den Unterthanen den Erbhuldigungseid für den neuen Landesherrn abzunehmen. Sie errichteten zu Buhla unter der Haſenburg, auf dem Ritterſitze der Herren von Berlepſch, mit den Ständen einen förmlichen Receß, worin dieſen ihre Freiheiten und Privilegien beſtätigt wurden. Die churfürſtliche Ratification erfolgte fünf Wochen ſpäter. —

Wie Lohra und Clettenberg auf einige Zeit an die Grafen von Witgenſtein, und von dieſen wieder an Preußen gekommen, iſt (unter Clettenberg) ſchon erzählt. Es muß hier aber noch nachträglich geſagt werden, daß die Grafen von Witgenſtein wohl nicht unrecht hatten, wenn ſie dem Churfürſten ſagten: Lohra und Clettenberg brächten ſehr wenig ein; denn vielen Nutzen zogen ſie wahrſcheinlich nicht, da faſt auf allen Domainen bedeutende Schulden hafteten, und z. B. der fürſtl. braunſchweig-lüneburgiſche Statthalter auf Wedderſtedt und Schmatzfelde, Hildebrand Chriſtoph von Hardenberg, das gräfliche Amt Lohra inne hatte und 1679 ſeine Beamten darauf ſetzte. Im Jahr 1691 beſaßen es Guſtav Adolf von Hardenberg und deſſen Brüder. Nach den Witgenſteinen iſt Lohra eine Domaine geworden und iſt es noch heute.

Im Jahre 1722 kam König Friedrich Wilhelm in Geſellſchaft des Fürſten Leopold von Deſſau, über Benneckenſtein in die Grafſchaft. Das Mittagsmahl nahm er in Wofleben ein; Abends kam er auf Lohra an, wo er die Nacht über blieb. Der damalige Amtmann Hofmann auf Lohra, über den unzählige Beſchwerden eingelaufen waren, wurde mitgenommen, und iſt nie wieder zurückgekehrt.

Im Jahre 1766 erhielt Lohra ordentliche Juſtizbeamte. Vorher wählten die adeligen Gerichtsherrn ihre Gerichtshalter ſelbſt, und die Amtleute hatten dieſes Recht auch. Das Lohraiſche Juſtizamt umfaßte Lohra, Münchenlohra und Nohra. Dieſes erhielt mit dem Prädicat eines Commiſſionsrathes, der nachmalige Kriegsrath zu Ellrich, Stockelmann, dem Mehler, Billig u. A. folgten.

Ehe wir die alte Burg verlaſſen, auf der ſonſt mächtige Grafen gehauſt, werfen wir noch einen Blick auf die köſtliche, vor uns ausgebreitete Gegend, und erwähnen bei ihrer Betrachtung noch einer Naturmerkwürdigkeit.

Zwiſchen Lohra und Elende liegt ein kalkartiger Berg, der nur ſo viel Erde über ſich hat, als zum Ackerbau erforderlich iſt, und die Gegend jenſeit dieſes Berges nach Mitteldorf zu, iſt wieſen- und waſſerreich. Dieſer Berg ſinkt nach genauen Beobachtungen, und wie auch der Oberprediger Schmaling angemerkt hat, von Jahr zu Jahr. Um 1770 konnte man von Lohra her nur die Spitze des Kirchthums von Elende ſehen, jetzt ſiehet man von daher ſchon das

ganze Dorf. Auch ſinkt der Berg zwiſchen Elende und Nohra. Münchenlohra gegenüber und zu Puſtleben hat man um das genannte Jahr nie die Thurmſpitze von Münchenlohra ſehen können, wie es jetzt der Fall iſt.

Wir wenden uns nun von dem alten Schloſſe rechts, und wandern auf einer Trift, zur rechten den Wald, zur Linken die auf dem Plateau des Gebirgs liegende, zur Domaine Lohra gehörige Länderei. Nach kurzer Zeit umfängt uns von beiden Seiten der Wald, durch den ein breiter Weg gehauen iſt. Unter dem kühlen Laubdache ſchöner Buchen läßt es ſich herrlich wandern; aber der Weg ſcheint kein Ende zu nehmen, und wir freuen uns, wenn wir plötzlich auf einen freien Platz gelangen, und

das Forſthaus Lohra

vor uns erblicken, die Wohnung eines Oberförſters, der 3000 Morgen königliche, und 2000 Morgen Gemeindewaldung zu beaufſichtigen hat. Romantiſch geſtimmten Seelen wird die Lage dieſes Hauſes ungemein gefallen, und in der That iſt ſie ganz ſo, wie Dichter einſame, im Walde gelegene Häuſer zu ſchildern pflegen. Weit und breit iſt kein anderes Gebäude zu finden, — ringsum nichts wie dichter Wald, in dem eine heilige Stille herrſcht, die nur durch das Säuſeln des Laubes, das Sumſen der Bienen und die Stimmen der Waldvögel unterbrochen wird. — Im Sommer mag es ſich in dieſer ſchattenreichen Einſamkeit, in dieſer friedlich ſchönen Natur recht idylliſch wohnen, aber im Winter, wo man abgeſchnitten iſt von der Geſellſchaft der Menſchen, wo die Pfade verſchneit ſind, der Sturm heulend durch den Wald geht, die Bäume krachend zuſammen ſchlagen und der Schnee gegen die Fenſter fliegt, muß es gar traurig ſein in dem öden Walde. Der Platz iſt außerdem merkwürdig. Hier lag in alten Tagen eine Stadt, Brücken genannt, die aber gänzlich verſchwunden iſt, obgleich man auf dem Raſen die Lage einzelner Häuſer, ja die Richtung der Straßen erkennen kann. Auf derſelben Stelle aber, wo das Forſthaus ſteht, ragte das Schloß der Stadt empor, welches dem Zwecke gemäß, den es haben ſollte, den Namen „Schirmer" führte, aber bei der Zerſtörung der Stadt mit untergegangen iſt. Als man das Forſthaus erbaute, fand man in Stein gehauene Brunnen, und beim Graben der Keller Todtengebeine in Menge. Hin und wieder ſind auch in neuerer Zeit Münzen gefunden worden, von denen einige viereckig waren.

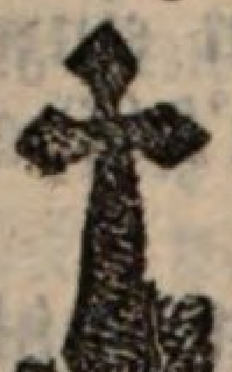
Wir ſchreiten wieder in den Wald, gelangen nach kurzer Wanderung auf einen Raſenweg, den einzelne alte Eichen ſchmücken, und den wir verfolgen bis er ſich in's Thal hinabſenkt. Hier iſt das Ziel unſeres Marſches.

Die Gegend in der wir uns jetzt befinden, und die noch keine Feder geſchildert hat, iſt überaus anmuthig und intereſſant, obgleich ſie von Fremden faſt gar nicht beſucht wird. Hier liegt die alte

Runenburg, die Helberburg, das Härzunger Feld, — wo ebenfalls eine Stadt geſtanden haben ſoll, — der wilde Friedhof u. ſ. w., von denen hier aber nicht geredet werden kann, weil wir fürchten müſſen, dieſem Aufſatze eine allzu weite Ausdehnung zu geben.*) Nur Eine Merkwürdigkeit dieſer Gegend wollen wir hier noch erwähnen, weil ſie in naher Beziehung zu Lohra ſteht. Es iſt dies

die ſteinerne Jungfrau.

Das ſchöne Wieſenthal vor dem wir ſtehen, und das von hohen, bewaldeten Muſchelkalkbergen eingefaßt iſt, heißt das Helbethal und wird von der Helbe durchfloſſen, die aber einen ſehr ungleichen Waſſerſtand hat. Im November oder December fängt ſie an, mit vollem Waſſer zu fließen, und behält es meiſtens unausgeſetzt bis zum April oder Mai; dann vermindert es ſich allmählig, und verſchwindet gegen Johanni ganz und gar, ſo daß die daran liegenden Mühlen gänzlich in Stillſtand gerathen. Den ſchönſten Anblick gewährt die Helbe im Frühjahr, wo ſie gewöhnlich dergeſtalt anſchwillt, daß das ganze Thal, welches eine Breite von 100 bis 120 Schritten hat, gänzlich überſchwemmt wird, und die bewaldeten Thalabhänge die Ufer bilden. An dem Wege nun, welcher ſich von der Höhe, auf der wir ſtehen, in dieſes Thal hinabzieht, ſteht links ein verwittertes Steinkreuz von eigenthümlicher Form, daß eine Höhe von ungefähr acht Fuß hat, und in der ganzen Umgegend unter dem Namen der ſteinernen Jungfrau ſattſam bekannt iſt. — Auf der dem Wege zugewandten Seite enthält daſſelbe mehrere Reihen Schrift, die aber leider unleſerlich geworden iſt, was man um ſo mehr bedauern muß, da ſie ohne Zweifel die Veranlaſſung zur Errichtung des Denkmals erzählt. Vor einigen funfzig Jahren müſſen die Schriftzüge noch ganz gut zu erkennen geweſen ſein, und es iſt in der That zu verwundern, daß Niemand ſie abgeſchrieben und uns aufbewahrt hat; denn durch Muthwillen iſt hier wie man deutlich ſieht nichts zerſtört, nur die Hand der Zeit hat die Buchſtaben verwiſcht und unkenntlich gemacht. Auf der andern Seite, die dem Berge zugekehrt, und vor dem Einfluſſe der Witterung mehr geſchützt geweſen iſt, erkennt man deutlich die Geſtalt eines knieenden Ritters, von deſſen Haupte ein breites Band empor läuft, das ebenfalls Schrift enthält, von der ſich auch noch einzelne Buchſtaben erkennen laſſen. Die verwitterte Vertiefung vor dem Ritter dürfte noch eine Figur vorgeſtellt haben, vielleicht die der Jungfrau, welche dem Steine den Namen gegeben hat; der jedoch auch daher entſtanden ſein kann, daß das Kreuz aus der Ferne betrachtet, der Geſtalt eines Frauenzimmers ſehr ähnlich ſieht.



*) Eine Schilderung der eben genannten Punkte ſoll bei „Dietenborn" erfolgen; über Friedrichslohra und die Zigeuner ein beſonderer Artikel.

Ein alter Holzfäller den ich in der Nähe antraf, erzählte mir, daß der Stein eine Jungfrau vorſtellen ſolle, die ein Körbchen mit Eiern trage.

Ein Fräulein des nahe gelegenen Schloſſes Lohra ſei ſehr mildthätig geweſen, habe oft den im Walde zerſtreut wohnenden, armen Leuten Beſuche abgeſtattet, habe ſich nach ihren Bedürfniſſen erkundigt, und ihnen Nahrungsmittel aller Art in ihre Hütten gebracht. Einſt ſei ſie mit einem Körbchen voll Eier, die ſie einer armen Köhlerfamilie habe bringen wollen, in den Wald gegangen, ſei von Räubern angefallen und erſchlagen worden, worüber im Walde großes Jammergeſchrei entſtanden ſei. — Der Ritter von Lohra aber habe an der Stelle, wo ſeine Tochter ermordet worden, den Stein zum Andenken ſetzen laſſen.

Eine andere, weitläufiger ausgeſponnene Sage erzählt über das Denkmal Folgendes:

Der letzte Graf von Lohra, Heinrich, hatte ein wunderſchönes Töchterlein, welches den Namen Adelheid führte. Heinrich war ein wilder Ritter, und lebte in beſtändiger Fehde, beſonders mit den Mühlhäuſern, die er ſo unverſöhnlich haßte, daß er Mühlhauſen zu überfallen und zu zerſtören beſchloß. Mehrere gleich geſinnte Freunde ließen ſich bewegen, an dem kühnen Zuge Theil zu nehmen. Mit ahnendem Herzen ſah Adelheid die Zurüſtungen zur Abreiſe machen, alle ihre Warnungen, alle ihre Bitten, den gefährlichen Plan aufzugeben, waren von ihrem Vater mit Hohngelächter zurückgewieſen worden, und es blieb ihr daher nichts übrig, als ihren Geliebten, den Ritter Ludwig von Straußberg bei Seite zu nehmen, und ihm den Vater auf das Angelegentlichſte zu empfehlen. Der Straußberger ſchwur der ſchönen Braut beim Abſchiede, ihrem Vater treu zur Seite zu bleiben, und ihn entweder glücklich zurückzubringen, oder mit ihm zu ſterben; — und etwas leichteren Herzens ſah nun Adelheid die Ritter und Knappen von dannen eilen. — Dieſe erreichten bald die feindliche Stadt, fanden aber die Mauern und Thore ſo gut bewacht, daß ſie mit großem Verluſte zurückgeſchlagen wurden, und endlich die Flucht ergreifen mußten. Die Mühlhäuſer folgten den Flüchtigen auf dem Fuße nach, und ſo ſehr auch der Graf von Lohra eilte, ſeine Burg zu erreichen, ſo holten ſie ihn doch in der Nähe ſeiner Veſte, im Helbethale ein. Ein blutiger Kampf entſtand. Die Ritter fochten wie die Löwen, aber die Uebermacht war allzugroß. Einer nach dem Andern ſank in das Gras, und zuletzt fiel auch der Graf von Lohra von unzähligen Wunden bedeckt zur Erde. Kein Ritter athmete mehr, nur der Ritter von Straußberg war während des Getümmels entronnen, hatte aus ſicherm Verſtecke dem Kampfe zugeſchaut, pochte nun athemlos an das Thor des Schloſſes Lohra, und brachte der erſchrockenen Tochter die Nachricht von dem Ende ihres Vaters. — Empört über ſein feiges Betragen und über ſeine Wortbrüchigkeit, wies ſie ihn verächtlich aus dem Thore ihrer Veſte, und ſchwur einen theuren Eid, ſich nie zu vermählen. — Ihr Leben war fortan nur dem Andenken ihres Vaters gewidmet, und ſie ließ an der Stelle wo

er gefallen war, ein ſteinernes Kreuz ſetzen, welches ſie täglich beſuchte. — So lebte ſie lange Zeit ruhig und in Frieden. — Böſe Nachbarn aber fingen plötzlich an ſie zu beunruhigen, fielen in ihr Gebiet ein, und raubten und plünderten. Von allen Seiten beſtürmt einen Gatten zu wählen, der im Stande ſei das Land gegen jeden Feind zu vertheidigen, ſträubte ſie ſich dennoch lange gegen ein Ehebündniß, bis der Geiſt ihres Vaters erſchien, und ſie ihres thörichten Gelübdes entband. Nun ließ ſie bekannt machen, daß, wer die Ringmauer ihres Schloſſes umritte, ihre Hand erhalten ſolle. Durch die Schönheit der Gräfin, und durch ihr reiches Beſitzthum angelockt, kamen viele Ritter herbei, aber alle ſtürzten von der Mauer herab, und Roß und Mann zerſchmetterte an den Felſen. Endlich gelang es dem Grafen von Clettenberg die gemachte Bedingung zu erfüllen. Er umritt die Mauer und Adelheid wurde ſein Weib. In ſpätern Jahren wurde ſie von heftigen Gewiſſensbiſſen gequält, weil ſie den Tod ſo vieler wackerer Ritter veranlaßt hatte, und ſie ſtiftete zur Sühnung ihrer Sünden das Kloſter Walkenried.

Die Sage lebt ganz ſo, wie ſie hier erzählt iſt, im Munde des Volks, und gründet ſich ohne Zweifel auf ein geſchichtliches Factum. Sie iſt zwar voller Anachronismen und hiſtoriſcher Widerſprüche; aber es iſt bekannt, daß das Volk in ſeinen Erzählungen gar oft Perſonen und Zeiten mit einander vermengt, und daß man über dergleichen phantaſtiſche Sprünge und kühne Zuſammenſtellungen hinwegſehen muß.

Schmetterling und Sage ſcheuen
Die Berührung ſtrenger Hand.
Wollen flüchtig nur erfreuen,
Holden Schimmer niederſtreuen,
Gaukelnd ziehn von Land zu Land!

Wenn wir die ſteinerne Jungfrau verlaſſen, ſteigen wir in das Helbethal hinab, wenden uns links und gelangen auf einem Wege, auf welchem wir das Forſthaus nicht wieder berühren, wiederum nach dem Schloſſe Lohra. Nicht weit von ſeinen Thoren führt uns ein ziemlich ſteiler Fußpfad in das Thal hinab, zu dem Dorfe

Friedrichslohra.

Von Heimath, Herrn und Willkür frei,
Muß unſer Treiben
Neidenswerth bleiben.
— — —
Geboren ſind wir ohne Zwang,
Nirgend zu ſpüren
Kirchengebühren;
Geboren ſind wir ohne Zwang,
Begrüßt mit Pfeifen und Geſang.
Nach Beranger.

Am nördlichen Fuße des Berges, auf welchem das alte Schloß Lohra thront, liegt das Dorf

Friedrichslohra,

welches ſeine Entſtehung Friedrich dem Großen verdankt, dem zu Ehren es auch ſeinen Namen angenommen hat. Es ſteht an derſelben Stelle, wo in alten Zeiten das Dorf Naſchhauſen lag, deſſen noch hie und da gedacht wird. Der Amtmann Schneppe auf Lohra baute zuerſt vier Coloniſtenhäuſer, wozu der Oberamtmann Smalian, deſſen Familie Lohra und Münchenlohra noch inne hat, einige andere fügte. Der Letztere errichtete im Jahre 1774 eine aus zwei und zwanzig

Häuſern beſtehende lutheriſche Colonie, dicht unter dem Burgberge, deren Bewohner — ſcherzweiſe die „Zweiundzwanziger" genannt — in Großwenden eingepfarrt wurden. In den Jahren 1774 — 77 brachte er noch ſechzig Häuſer zu Stande, welche ſämmtlich von Katholiken bezogen wurden, von denen Jeder ein Stück Amtsländerei in Erbenzins erhielt. Dieſer neuen, katholiſchen Gemeinde ward auf königliche Koſten eine Kirche gebaut, deren erſter Geiſtlicher, Degenhard, aus dem Franziskanerkloſter zu Halberſtadt hierher verſetzt wurde, und deren Inneres man auf allerhöchſten Befehl mit den Reliquien und Heiligenbildern der nahe gelegenen Roſenkirche zu Elende ausſchmückte. Der Hauptaltar, welcher ächt vergoldet iſt, kam von Bleicherode hierher, die beiden mit Figuren gezierten Flügelthüren mußten aber abgenommen werden, weil ſie den Altar durch ihre Schwere zu zerſtören drohten. Der Taufſtein und die ſteinerne Altarplatte ſtammen von Münchenlohra. Eine mater dolorosa aus der Roſenkirche zu Elende, deren Geſicht ſehr ausdrucksvoll war, hat durch einen übel angebrachten, kleiſterartigen Firnißanſtrich ſehr verloren. Die meiſten übrigen von Elende hierhergekommenen Heiligenbilder ſtehen in der Sacriſtei; es iſt aber ſehr zu wünſchen, daß ſie anderweitig placirt werden, da ſchon ihr Alter ehrwürdig iſt, und einige darunter auch gar nicht übel gearbeitet ſind. Ein duldender Chriſtus, ſitzend und in Lebensgröße dargeſtellt, ein Kreuz in der Hand haltend, verdient Beachtung, und ſein Geſicht dürfte einzig genannt werden, doch hat es ebenfalls durch jenen Farbenanſtrich viel verloren. Gleich beim Eingang in die Kirche ſteht ein alterthümlicher, mit gewundenen Säulen verzierter Kirchſtuhl, der in der Roſenkirche zu Elende der Beichtſtuhl war.

Im vorigen Jahrhundert lagerten in den Waldungen um Lohra viele Zigeuner.*) Ihre Diebereien wurden der ganzen Gegend läſtig, da man ſich aber die ungebetenen Gäſte auf keine Weiſe vom Halſe zu ſchaffen wußte, ſo bereitete man ihnen endlich in Friedrichslohra Wohnſitze, und ſie gaben nun der Gegend einen eigenen, romantiſchen Anſtrich. Baumlange, wildſchöne Kerle ſchauten hinter den Gebüſchen hervor, phantaſtiſch aufgeputzt im Huſarenpelz und barfuß, oder

---

*) Es kann hier keine Geſchichte der Zigeuner gegeben werden, ſondern wir müſſen gleich in mediam rem gehen. Wer ſich über dies Volk kurz und bündig belehren will, leſe was Tetzner (Geſch. der Zigeuner, Weimar bei Voigt) und Graffunder darüber geſagt haben. Ihrer Sprache nach ſcheint Indien ihre Heimath zu ſein, und auch ihre Grammatik zeugt für dieſe Annahme. Einige behaupten geradezu, es ſeien ausgewanderte Paria's, weil ſie mit dieſen vieles Gemeinſame haben, allein gewiß iſt die Sache nicht, vorzüglich da die Tſchinganen, ein Völkerſtamm am Ausfluſſe des Indus, welcher von Raub und Plünderung lebt, ſchon dem Namen nach mehr Anſprüche auf die liebenswürdige Verwandſchaft haben. —

mit einer Pikeſche angethan und eine Pfauenfeder auf dem Hut, kamen ſie in die benachbarten Ortſchaften, machten Muſik — wozu ſie beſondere Anlage haben — und ſchauten nebenbei um, ob nicht hier und da ein Thier gefallen ſei, welches ſie ſich dann ausbaten und unter allgemeiner Fröhlichkeit verzehrten. Ja ſie gruben Thiere, welche ſchon mehrere Tage in der Erde gelegen hatten wieder aus, und verſpeiſten ſie mit großem Appetite. „Warum ſollten wir's nicht eſſen?“ ſprachen ſie. „Gott hat's geſchlach't!“ — Die Männer waren meiſtentheils ſchlank, ſchwarzlockig und dunkeläugig, dabei aber ſehr feige, die älteren Weiber wahre Megären, Studien für einen Salvator Roſa, die Mädchen von bräunlicher Geſichtsfarbe, mit romantiſch-dunkeln Augen, rabenſchwarzen Haaren und geſchmeidigen Gliedern, die eben ſo phantaſtiſch aufgeputzt wie die Männer, in weißen Kleidern mit roſafarbenen Leibbändern, aber barfuß mit kurzen Pfeifen im Munde, und nicht den feinſten Canaſter rauchend, einherwandelten. Sie befanden ſich beſtändig auf der Wanderung, traten bei Regenwetter oder bei heftiger Kälte, mit unabweisbarer Zudringlichkeit in die Hütten der Landleute, und ſtrebten mit den Worten: „Väterchen, laß uns ein Bischen wärmen!“, nach dem warmen Ofen hin, wenn ſie aber abgezogen waren, fand es ſich meiſtentheils daß dies oder jenes fehlte, und wenn man ſie auch mit Argusaugen beobachtet hatte. Der Haupterwerbszweig des weiblichen Perſonals beſtand im Wahrſagen. Sie laſen in den Händen aller Menſchen, deren ſie habhaft werden konnten, und ſchwatzten den einfältigen Bauernmädchen der Umgegend allerlei ab, indem ſie ihnen reiche Männer und ganze Haufen von Kindern prophezeiten. In der That beſaßen ſie aber eine treffliche Suade und eine ſo ungemeine Menſchenkenntniß, daß es wirklich Erſtaunen erregen mußte, wie glücklich ſie aus den Geſichtszügen ganz fremder Perſonen deren Character zu leſen verſtanden, ſo daß ich ſehr oft beobachtet habe, daß gebildete Leute dieſen Zukunftsverkündigerinnen anfangs mit ungläubigen Lächeln, zuletzt mit einer Art Scheu zuhörten, ja einen ſehr freiſinnigen Mann ſah ich einſt einen ganzen Abend über verſtimmt, weil ihm eine alte Zigeunerin gewahrſagt hatte, daß ihm ein entſetzliches Unheil ganz nahe bevorſtehe, — denn der Aberglaube niſtet in jedem Menſchenherzen, und übt mehr Macht über uns aus, als wir glauben oder geſtehen mögen. Uebrigens liegt in dem Spiele mit der Zukunft ſtets ein großer Reiz, ſelbſt wenn wir von der Trüglichkeit der Vorausſagungen überzeugt ſind, und es iſt immer intereſſant, ſich von einer braungelben, hexenartigen Braka oder ſchwarzäugigen Bella *) in geheimnißvollen Redensarten die Zukunft verkünden zu laſſen, — „denn mancherlei doch denkt ſich bei den Worten!“ — Was mich anbetrifft, ſo freute ich mich jedesmal wenn ich ſie ſah, und das geſchah, da ich ihnen eine Zeit lang ganz nahe wohnte, faſt täglich. Sie lockten mir mein

*) Iſabella von Aegypten, von Ludwig Achim von Arnim. Köſtlicher Zigeunerroman.

Geld ab, und ſagten mir dagegen wahr; wenn aber das eintrifft was ſie mir prophezeiht haben, ſo werde ich auch noch einer der glücklichſten Menſchen. Für eine Hand voll „Tuback" wünſchten ſie mir alles mögliche Glück und Heil an. Einen Talismann haben ſie mir auch aufgeſchwatzt, den ich der Merkwürdigkeit wegen noch heute beſtändig in meiner Geldbörſe trage, und welcher die liebenswürdige Eigenſchaft beſitzt, meine Finanzen ſtets in geſegneten Umſtänden zu erhalten. Dieſes merkwürdige Stück, ein Würzelchen von unbekanntem Holze, koſtet mich nur vier gute Groſchen.

Ihr Leben in Friedrichslohra, Münchenlohra und der Umgegend hatte ſehr viel Phantaſtiſches und Maleriſches. Sie waren freie Bürger der Natur, und behaupteten dem Geſetze, dem Evangelio, den Gefängniſſen und der Obrigkeit zum Trotz ihre angeſtammte Unabhängigkeit. Dieſe eigenſinnige Anhänglichkeit an die wilde Unſtätigkeit eines umherziehenden Lebens, pflanzte ſich von einer Generation auf die andere bis in unſere Tage fort, und erhielt ſich mitten in einer der gebildetſten und bevölkertſten Gegenden Deutſchlands. Sie unterſchieden ſich gänzlich von dem geſchäftigen, erwerbſamen Volke um ſie her, und ſchienen wie die Indianer in Amerika, entweder über die gewöhnlichen Sorgen und Mühen des Lebens erhaben zu ſein, oder unter ihnen zu ſtehen. Ohne Macht, Ehre und Reichthum zu achten, gleichgültig gegen die Ereigniſſe der Zeit, das Steigen und Fallen der Kornpreiſe oder der Staatspapiere, ſchienen ſie die abquälende Menge zu verlachen. Sie waren die Plage der Umgegend, hatten aber wie Alles was eine Art von Landſtreicherleben führt etwas, das die Phantaſie anzog. Sie gehörten in dieſen kalten Wirklichkeitstagen zu den letzten Spuren von dem bunten Volke früherer Zeiten, und paarten ſich, und zwar nicht nur bei mir, höchſt ſonderbar mit Feeen und Hexen, Kobolden, Räubern und den übrigen phantaſtiſchen Geſtalten der Poeſie; da wohl kein namhafter Schriftſteller zu finden iſt, der nicht dieſes Volk oder einige Individuen deſſelben zum Gegenſtande ſeiner Gedichte oder Erzählungen gewählt hätte.

Freilich hatte ihr Leben auch viele proſaiſche Seiten, von denen wir nur die „Taterbank"*) nennen wollen. — Da ſie eine vornehme Abneigung gegen jegliche Arbeit hatten, die Geſchenke aber oft nicht ſo reichlich ausfielen, als daß ſie ihre dringendſten Bedürfniſſe: Taback, Branntwein, Brot und Fleiſch hätten befriedigen können, ſo ſuchte ihre Induſtrie auf dem Wege des ſiebenten Gebots zu den erſehnten Gegenſtänden zu gelangen, ſie waren aber ſeit ſie ihre Sitze in Friedrichslohra hatten ſo klug, dieſe Diebſtähle nur ſelten in der Nähe ihres Wohnortes, ſondern faſt immer in einiger Entfernung zu begehen; auch brachen ſie nie ein, ſondern nahmen nur hier und da einige Rüben und dergleichen vom Felde, griffen ein verlaufenes Hühnchen oder Gänschen auf, überhaupt Alles was die Gelegenheit darbot.

*) Die Zigeuner werden in der niedern Volksſprache der hieſigen Gegend, „Tatern" — Tataren genannt

Die Zigeunerinnen waren viel diebiſcher als die Männer, und man konnte ſich da wo ſie einſprachen nicht genug vor ihnen in Acht nehmen; unter den Männern gab es einige, welche ziemlich allgemein beliebt waren, z. B. der alte Löſchhorn, Pitthan Deutſch und Andere.

In den Kriegsjahren zu Anfang dieſes Jahrhunderts kamen die Franzoſen unvermuthet in die hieſige Gegend. Ein dem Zigeunerdorfe nahe wohnender Pachter raffte in der Geſchwindigkeit einige tauſend Thaler zuſammen, verſchloß ſie in einen Kaſten, und wollte denſelben verbergen. In der Beſtürzung konnte er ſich aber durchaus auf kein ſicheres Verſteck beſinnen, und ſtand noch unentſchloſſen da, als ſich die Thür öffnete, und das Geſicht des alten Löſchhorn in das Zimmer ſchaute. Ein Blick auf den Pachter, der ihm viel Gutes erwieſen hatte, verrieth ihm ſogleich in welcher Verlegenheit ſich derſelbe befand, und er ſprach haſtig nach dem Kaſten greifend: „Gib her, will's verbergen!" — Draußen ſchmetterten ſo eben die Trompeten der Feinde, und in der Angſt gab er den gewichtigen Kaſten in die Hände des Zigeuners, der mit ſeiner Bürde pfeilſchnell aus dem Gemache verſchwand. Kaum war er einige Minuten fort, ſo trafen auch die Franzoſen ein, und es vergingen mehrere Tage, ehe der Pachter wieder ſo viel Zeit fand, Betrachtungen über ſein ſo unzuverläſſigen Händen anvertrautes Geld anzuſtellen. Wochen ſchwanden dahin, die dunkle Wetterwolke des Kriegs verzog ſich, die Bewohner der Gegend athmeten freier, aber kein Zigeuner ließ ſich ſehen. Schon gab Herr *** ſein Geld verloren, als eines Morgens Löſchhorn zu ihm eintrat, und den Geldkaſten unangetaſtet zurücklieferte.

Die Schilderung ihrer Vermählungsfeierlichkeiten und anderer Feſtivitäten, über welche man ein ganzes Opus ſchreiben könnte gehört, da dieſelben allen übrigen Zigeunern gemeinſam ſind, nicht hierher, wo nur ihr Aufenthalt zu Friedrichslohra erzählt werden ſoll. Was ihnen daſelbſt in den letzten zwanzig Jahren begegnete, wollen wir ſo kurz als möglich andeuten.

In Münchenlohra wo ſie ebenfalls hauſten (ſ. o.), ſtarb ein Zigeunermädchen. Der alte Vater verlangte, ſeine Tochter ſolle „mit der Schule" d. h. in Begleitung des Schullehrers und der Schulkinder beerdigt werden. Der Fall war noch nicht vorgekommen, und der Schullehrer welcher nicht eigenmächtig zu handeln wagte, befragte ſich bei ſeinem zu Elende wohnenden Prediger, der aber das Verlangen des betrübten Vaters abſchlug. Da die Bitten des Zigeuners dringender wurden, und man ſich weiter befragte, antwortete die Behörde: man möge dem Verlangen des alten Mannes willfahren, wenn die Gebühren bezahlt würden, und die Verſtorbene eine Chriſtin ſei. Sie wurde nun ohne weitere Umſtände in Begleitung der Schulkinder beerdigt, obgleich der letzte Punkt nicht ganz klar war. Die Zigeuner wurden zwar zum Chriſtenthume angehalten, allein ſie beſuchten die Kirche nicht, ließen ſich nicht copuliren, und

auch die Kinder nicht taufen. Kamen aber auch wirklich zuweilen einige in die Kirche, ſo wurden ſie von den jungen Burſchen als nicht in dieſelbe gehörig, hinausgewieſen, weshalb viele Klagen an geiſtliche und weltliche Behörden einliefen. Da man nun nicht wußte, ob ſie Katholiken oder Lutheraner waren, ſo erſchien plötzlich der Conſiſtorialrath Ribbeck von Erfurt bei ihnen, und ſtellte ein Examen mit ihnen an, wobei es ſich denn ergab, daß ſie weder Katholiken noch Lutheraner, ſondern ganz ſtockblinde Heiden waren. Die chriſtliche Richtung unſerer Zeit erlaubte nicht, dieſe Menſchen ferner ſich ſo ganz ſelbſt zu überlaſſen; es wurde darüber viel geſprochen und geſchrieben, und endlich eine Anſtalt eingerichtet, welche unter die Direction des Pfarrers Blankenburg geſtellt wurde, und den Zweck hatte, die Zigeuner zu Chriſten und zu brauchbaren Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft heranzubilden. Das war aber nicht ſo leicht. Beim geiſtigen Unterricht ſtarrten die Erwachſenen dumm oder ſtörriſch vor ſich hin, und bei der Anleitung zu allerlei körperlichen Arbeiten legte Keiner Hand an. Forderte ſie Herr Blankenburg z. B. auf, einen Graben zu machen, ſo ſprachen ſie: „Wir können's nicht! Mach's uns einmal vor!“ Wenn nun der keine Mühe ſcheuende Mann das Grabſcheid ergriff und zu arbeiten anfing, lagerten ſich die faulen Geſellen behaglich auf den Raſen und ſahen zu, dabei hatte es aber auch ſein Bewenden. Herr Blankenburg gab ſich mit den Männern unſägliche Mühe, ſowie ſeine Gattin eifrig an Civiliſirung des weiblichen Perſonals arbeitete; aber er ſah bald ein, daß bei den Alten Alles vergeblich ſei, und daß man bei der Jugend anfangen müſſe, wenn wirklich etwas geleiſtet werden ſolle. Man nahm nun — eine nur ſcheinbar harte Maßregel — den Zigeunern die Kinder, und pflegte und unterrichtete ſie, die Erwachſenen aber wurden, da alles freundliche Zureden nichts helfen wollte, in das Arbeitshaus zu Großſalza bei Magdeburg abgeführt. Als ſie im nächſten Jahre, vor nunmehr ſechs Jahren, wieder daraus entlaſſen wurden, machten ſie ſich mit ihren Kindern die ſie zum Theil mit Liſt wegholten, aus dem Staube, und waren urplötzlich ſo ganz und gar verſchwunden, daß Herr Pfarrer Blankenburg nach Neuwied abging, und die Anſtalt zu einer Schule eingerichtet wurde.

Seit einiger Zeit ſieht man wieder einige Individuen in der Gegend umherwandeln, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß uns die lieben Flüchtlinge einmal früher oder ſpäter durch unverhofftes Wiederkommen einen angenehme Ueberraſchung bereiten. —

C. Duval.

Das ehemalige Stift Jechaburg

in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen.

Der Frauenberg.

In Thüringen iſt ein reizendes Thal, das ſich längs einer Gebirgskette von Oſten nach Weſten erſtreckt. Hier windet ſich die Wipper mit mancherlei Krümmungen durch fruchtbare Gefilde, wo, wenn der Herbſt mit geſegnetem Füllhorn ſich naht, die volle Aehre der Roggenſaat am blaßgelben Halme ſich tiefer zur Erde bückt, als in den ſandigen Gegenden. Nur langſam ſchleicht ſie zum benachbarten Unſtrutfluſſe, der reißend daher ſtürzt, und hernach die jungfräuliche Wipper in ſein Bett aufnimmt, wo er mit männlichem Arm ihren Nacken umſchlungen hält, bis ſie beide in die Saale ſich ergießen. Denn ſie verweilt gern an ihrem einſamen Ufer, das Vergißmeinnicht ſchmückt und buntfarbige Waſſerjungfern umſchwärmen, und darum ermüdet ſie mit tauſenderlei Umwegen, wo ſie oft zu ihrer Quelle zurückzukehren ſcheint, den ihrem Lauf folgenden Wanderer.

Zur Südſeite dieſes Fluſſes erhebt ſich mit freier Stirn ein Berg. Er hängt mit der Gebirgskette zuſammen, erſtreckt ſich aber ſo weit in's Thal, daß er von ſeinen Brüdern wie abgeſondert ſcheint. Ueber ſeinem Haupte trennen ſich oft die Gewitterwolken, und ziehen mit verminderter Kraft zu beiden Seiten des Thals vorüber. Dicht an ſeinem Fuße liegt ein kleines Dorf. Seine zerſtreuten Häuſer ſind zwiſchen Gärten verſteckt, deren Bäume vor dem Sturmwind ſie ſchützen. Am Abhang des Berges hat der fleißige Landmann kleine Mauern gezogen, um Erdreich zum Anbau zu gewinnen. Oft ſieht man ihn von oben herab, wie er die Reben beſchneidet, an Pfähle ſie

bindet und mit der Hacke den Boden aufreißt, um ihn für Thau und Regen empfänglich zu machen. Auf dieſer Seite führt ſchräg ein weißlicher, aber unſicherer Pfad zum Gipfel des Berges hinauf. Denn oft weichen die lockeren Steine unter des Wanderers Fuß, und rollen zum Schaden des Landmannes in deſſen Gärten hinab, wenn nicht niedriges Hagebuttengeſträuch ſie zurückhält. Hieher wallfahrtet zuweilen der Städter, um ſich an Betrachtung der ſchönen Natur zu vergnügen, und dann — welch' entzückender Anblick eröffnet ſich ſeinem Auge, wenn er den Berg erſtiegen hat! Städte ragen mit ihren Thürmen aus dem Nebel des Thals hervor, und zahlreich liegen die Dörfer vor ihm ausgeſtreut. Die umliegenden Berge ſind mit Wäldern von Buchen und Eichen gekrönt. Einzelne Gartenhäuſer liegen an ihrem Abhange zerſtreut, und hier und da ſieht aus den umſtehenden Kirſch- und Wallnußbäumen ein niedriges Dach nur halb hervor. Aus bläulicher Ferne zeigt der Brocken ſein weißlockiges Haupt, und trägt auf ſeinen Schultern die Laſt der mit Fruchtbarkeit geſchwängerten Regenwolken. — Nach Süden zu erſtreckt ſich das Hunnenthal, und im Nordoſt ſieht man ein Stück von der goldenen Aue. Dort ſchlugen die Thüringer einſt mit teutſchem Muthe die aſiatiſchen Hunnen (?), Europens Schrecken, und noch, wie es ſcheint, wohnt Schauder im dunkeln Dickicht des angrenzenden Waldes, wenn man in der Dämmerung vom Frauenberg darauf herabſieht; und hier auf der Aue prangt in weiter Ferne die goldblühende Rübeſaat zwiſchen reichen Korngefilden. So iſt auch über dieſen Theil der großen Landſchaft, welche der göttliche Werkmeiſter malte, dort Schatten, hier Licht in angenehmer Abwechſelung verbreitet, und reichlich belohnet die Ausſicht von der Höhe des Bergs den, der ihn mühſam erſtieg, wie die Tugend ihre Verehrer, die ſelbſt auf ſteilem Pfad ausdauern, zuletzt mit unausſprechlicher Glückſeligkeit krönt.

Otto Giſeke.

Jechaburg.

Gewöhnlich leitet man den Namen Jechaburg, der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts Gigeburg, 1133 und 1148 Jekeburg, 1145 Jegcheburch, 1158 Gicheburch, zu Ende deſſelben Jahrhunderts Jechaborg, im dreizehnten Jahrhundert Jecheburg, in deutſchen Urkunden und Zeitbüchern Jichaborg, Jechaborg, Jechoborch, Jcheburgk, Jiechoborch, Jechenburg, Gicheburg, Jechaburc, 1360 Yhecheburgk ꝛc. geſchrieben iſt, von Jecha, einer vermeinten Göttin der alten Thüringer ab, deren Bildniß Bonifacius zertrümmert haben ſoll. Allein dieſelbe wird von keinem glaubwürdigen Schriftſteller erwähnt, und verdankt ihr Daſein wohl nur dem fabelhaften Letzner. Man darf

alſo um ſo weniger Anſtand nehmen, dieſe Gottheit wieder von dem Platze zu verdrängen, den ſie nebſt dem Crodo, Stuffo, Püſtrich, Biel ꝛc. ſo lange widerrechtlich auf dem teutſchen Olymp beſeſſen hat. Wenn Leuckfeld (in ſeiner handſchriftlichen [unvollendeten] thüringiſchen Chronik, in der wolfenbüttel. Bibliothek. Nr. 30. 1. Mst. extravag. fol. c. VII.) erzählt, daß die Bewohner der Gegend von Jechaburg alljährlich im Sommer an einem gewiſſen Tage (gewöhnlich am dritten des Oſterfeſtes) in großer Anzahl auf den Frauenberg ziehen, und ſich daſelbſt beluſtigen, ſo mag ſich dieſe Gewohnheit nicht aus dem fernen Heidenthume, ſondern vielmehr von einer auch in der Schwarzburgiſchen Chronik des Jovius (Schoettgen. et Kreysig diplomatar. et scriptor. med. aevi T. I. p. 127) erwähnten Wallfahrt herſchreiben, welche vor der lutheriſchen Kirchenverbeſſerung hierher zu geſchehen pflegte; worüber aber der genannte Geſchichtforſcher nichts zu entſcheiden wagte, indem er hinzufügt: „Ob nun ſolches noch aus dem Heiden- oder Papſtthume ſeinen Urſprung habe, kann ich ſo gewiß nicht melden, habe aber doch wahrgenommen, daß die dabei vorgehenden Dinge, das Springen und Tanzen, Schreien und Saufen nicht aus dem alten apoſtoliſchen Chriſtenthume, ſondern aus dem neuen Heiden- und Judenthume erlernt ſein mußten.“!!

Daß Jechaburg urſprünglich ein Schloß geweſen ſei, behaupten verſchiedene neuere Chroniſten, und geben den König Ludwig III., welcher ſich gern in den Harz- und Unſtrut-Gegenden aufgehalten habe, für den Erbauer deſſelben, und einer dabei befindlichen Kirche aus. Vorzüglich aber wird Jechaburg bei Gelegenheit des Einfalls der Ungarn in Teutſchland, und der Vertreibung ihrer Horden durch Heinrich I., doch nur von ſpätern Zeitbüchern gedacht. Aeltere Geſchichtſchreiber nennen daſſelbe nicht ausdrücklich. Man könnte alſo vielleicht vermuthen, daß dieſe Erzählung aus der falſch gedeuteten Stelle Witichind's (oder Widukinds) von Corvey (L. I. c. 38. in Monument. histor. German. Ed. Pertz. Scriptor. T. III. p. 434 sq.) und ſeines Epitomators, des ſächſiſchen Annaliſten, entſtanden ſei, worin von dieſer Begebenheit die Rede iſt. Beide Chroniſten melden nämlich bei dem Jahre 934 (doch ſcheinen dieſe Ereigniſſe in den Winter 932—933 oder den Anfang des letzten Jahres zu fallen), ein ungariſches Heer habe Kunde von den großen Schätzen erhalten, welche der Thüringer Wido, Gemahl einer Schweſter König Heinrich's, in ſeiner Burg (urbs) aufgehäuft hatte, und dieſelbe belagert, um ſie zu erbeuten, es ſei aber durch die unglückliche Schlacht, juxta locum, qui dicitur Riade (Riaede) daran gehindert worden. Ueber die Lage und den jetzigen Namen beider Orte herrſchen unter den Gelehrten widerſprechende Anſichten. Einige halten den letztern für dasjenige Riede, welches im Jahre 1000 zu der Grafſchaft Wilhelm's von Weimar gerechnet wird (Ritteburg bei Artern?), und die urbs Widonis für Weimar, Wido aber für den damaligen Beſitzer deſſelben, und den Stammvater der davon benannten gräflichen Familie. Andere ſind anderer Meinung, und denken dabei,

wohl ohne Grund, an die Weißenburg bei Zſcheiplitz an der Unſtrut, ohnweit Freiburg, oder an Wettin und Wittenberg. Sagittar ſuchte dieſelbe in Oſtthüringen oder dem Oſterlande. So viel aber iſt ausgemacht, daß bis jetzt noch kein Forſcher darzuthun im Stande war, daß man den Ort wohin Wido ſeine Schätze geflüchtet hatte, von dem in ſpäteren Schriftſtellern in anderem Zuſammenhange genannten Jechaburg verſtehen, und dieſes als den eigentlichen Ort der Ungarnſchlacht betrachten müſſe. (S. beſonders Waitz Jahrbücher des teutſchen Reichs unter der Herrſchaft König Heinrich I. Berlin 1837. 8. S. 184 — 196. vergl. 107 ff. S. auch kritiſche Prüfung des Chronicon Corbejense von Hirſch und Waitz. Ebend. 1839. 8. S. 29 — 35. 41. 89. 110.) Zwar wurde die Beſtätigung des einmal gefällten Urtheils auch auf anderem Wege verſucht. Man wähnte nämlich, die Benennungen benachbarter Gegenden mit jenem kriegeriſchen Vorfall in Einklang bringen zu können, und hoffte auf dieſe Art reichen Stoff zu weiterer Ausbildung dieſer Sage gewonnen zu haben. So hielt man die Namen: 1) der König, 2) der Hünenſtein (ein großer Feldſtein bei Wolkramshauſen), 3) das Heunen- oder Hunnenthal,*) 4) das Iſſerthal, 5) die Todtenberge, 6) der Sülzenborn ꝛc., für mehr oder minder ſprechende Beweiſe einer den Ungarn damals hier gelieferten Schlacht, und berief ſich zu noch feſterer Begründung auf ein im Jahre 1642 in der Nähe des Sülzenborns ausgeackertes ehernes Gefäß (ein Handfaß oder Trinkgeſchirr), welches ein Pferd mit ſeinem Reiter vorſtellt, den man unbedenklich für einen Ungar erklärte, und das in Alb. Ritters commentat. II. de Zoolithodendroidis Schwarzburgo-Sondershusanis (Sondershusae 1736. 4.) p. 29, am genaueſten beſchrieben und auf der zweiten Kupfertafel abgebildet iſt. Es ſoll nach dem Berichte dieſes Gelehrten im Jahre 1731 von dem Fürſten Günther zu Schwarzburg Sondershauſen nach Dresden geſchenkt, und der daſigen Kunſtkammer (technophylacio Dresdensi famigeratissimo ſind ſeine eigenen Ausdrücke) einverleibt worden ſein. Hierzu kamen noch Ueberreſte von alten Waffen und Rüſtungen, z. B. Lanzenſpitzen, Sporen, Pfeile, kleine Hufeiſen von ungewöhnlicher Form ꝛc., die am Göllner und an den Todtenbergen von Zeit zu Zeit ausgegraben wurden, in welchem man ebenfalls Denkmäler jenes Ereigniſſes erkennen möchte. Aus dem Umſtande, daß im Jahre 1735 bei Anlegung eines neuen Wegs in dem Schlink-**) oder Hünenthale eine mit Aſche

---

*) Dieſe und ähnliche Benennungen können für die Gegenwart der Hunnen kein gültiges Zeugniß ablegen, zumal da nach einer anderen empfehlungswerthen Erklärung das Wort thun zu Bezeichnung der Größe und Stärke dient. So iſt der Hun- (Haun- oder Heun)berg bei Blankenburg in Thüringen, ſoviel als ein großer Berg, wenn man dabei nicht etwa an die Hünengräber oder Hünenbetten denken will, die ſich früher an dergleichen Orten befanden, und wovon auch in unſerem Thale Spuren entdeckt worden ſind.

**) Der Name Schlink oder Slinch kommt bereits in einer Urkunde vom Jahre 1128 vor, wo ſeine Beſchaffenheit auf folgende Weiſe beſchrieben

und Gebeinen angefüllte Urne gefunden wurde, läßt ſich ſchließen, daß hier ein heidniſcher Begräbnißplatz geweſen ſei. Auch wäre es möglich, daß jene Alterthümer von Gefechten herrührten, welche zwiſchen den heidniſchen Wenden, die in der Nähe von Jechaburg wohnten, und der Beſatzung dieſes zu Schutze der neuen Bekenner des Chriſtenthums befeſtigten Ortes vorgefallen ſind. Denn nach der treffenden, auf glaubwürdige Zeugniſſe geſtützten Muthmaßung des achtbaren Geſchichtforſchers J. F. Müldener, waren die meiſten Klöſter und Stifter in dem 10., 11. und 12. Jahrhundert noch von wendiſchen und ſorbiſchen Dörfern umgeben, und den Angriffen dieſer ſtreitluſtigen Nation unaufhörlich ausgeſetzt. Wir fürchten daher nicht uns zu irren, wenn wir Jechaburg, nach dem Vorgange jenes Gelehrten, für einen limes sorabicus erklären.

Eine unverbürgte Nachricht läßt Kaiſer Otto den Großen an die Stelle des angeblich durch die Ungarn zerſtörten Schloſſes Jechaburg ein dem Apoſtel Petrus gewidmetes Benediktinerkloſter erbauen. Allein mit größerem Rechte ſchreibt man dem Erzbiſchof Willigis von Mainz (v. J. 974 — 23. Febr. 1011) die Stiftung dieſer geiſtlichen Anſtalt zu, und ſetzt deren Urſprung am ſicherſten in das Jahr 989, womit auch folgende Worte der Grabſchrift deſſelben übereinſtimmen:

Stephanicum in monte templum facit hoc bene sponte
Thuringis Derlam (Dorla) Jecheburque Valernam (Valar).

Mit dieſer aus lauterer Quelle geſchöpften Angabe ſteht die von Jovius (in der ſchwarzb. Chronik a. a. O. S. 132.) zuerſt mitgetheilte und von J. Ch. Olearius (Rer. Thuring. syntagm. I, 196) wiederholte Nachricht, daß Willigis am 14. Juni 1004 das Benediktinerkloſter zu Jechaburg mit päpſtlicher Genehmigung in ein Domſtift oder eine Propſtei verwandelt habe, wenigſtens im Allgemeinen nicht im Widerſpruche. Zu gehöriger Würdigung der letztern aber iſt es durchaus nöthig zu erfahren, woher jene Hiſtoriker dieſelbe entlehnten. Von einer Inſchrift dieſes Inhaltes konnten ſpätere Forſcher keine Spur an den Reſten der geiſtlichen Gebäude zu Jechaburg entdecken, ſie müßte alſo bald hierauf verſchwunden, oder in einem ſchriftlichen, ehemals dort vorhandenen, aber jetzt unzugänglichen Denk=

---

wird: „Predicta Ecclesia Gigeburgensis habebat quoddam predium in pago Wipperchowe, in villa Bercha, juxta Wiperam et prefati Comitis (Rudolfi, dicti Marchionis) filius Rudolfus nomine, de beneficio — Moguntine Ecclesie habebat quendam vicum, cui nomen huson, in eodem pago situm; in ea parte pagi, que pre angustia transitus vulgariter Slinch vocata a meridie Gigenburgensem Ecclesiam respicit.“ Vgl. Schultes Directorium diplomat. 1. B. S. 291.

male aufgezeichnet geweſen ſein. Doch redet der Erſte ziemlich unbeſtimmt von dieſer Nachricht, welche nach ſeiner Angabe alſo lautet: **Anno millesimo et quarto decimo octavo KL. Julii monasterium in Jechaburg et Monachi ibidem ordinis St. Benedicti in canonicos seculares transpositi sunt a Wilgiso Archiepiscopo Moguntino.** Der zweite nennt ſie ausdrücklich eine alte Inſcription.

Alle Zweifel und Schwierigkeiten würden ſich auf eine überraſchende Weiſe löſen, wenn es gelingen ſollte, den eigentlichen Stiftungsbrief zu Tage zu fördern, welcher aber unwiederbringlich verloren zu ſein ſcheint, da man ihn unter der beträchtlichen Anzahl jechaburgiſcher Urkunden in den ſchwarzburgiſchen Archiven (es ſind deren überhaupt 617, theils Originale, theils Copien, die erſte von 1125) vergebens ſucht. Auch unter den ehemals in Mainz aufbewahrten Schriftſchätzen wäre er dem Scharfblicke des ehemaligen Weihbiſchofs, Steph. Alexander Würdtwein nicht entgangen, indem dieſer Gelehrte eine Sammlung jechaburgiſcher Dokumente (ſ. **Diplomataria maguntin. T. I. [Magontiaci 1788. 4.] p. 113 — 276.**) veranſtaltete, welche aber nur 76 Stücke aus dem Zeitraume von 1186 — 1471 enthält. Den bedeutendſten Verluſt an Urkunden erlitt Jechaburg im Jahre 1525, als es von den aufrühreriſchen Bauern geplündert, das daſige Briefgewölbe gewaltſam erbrochen, und nur ein Theil des Geraubten nach Beendigung dieſer Unruhen gerettet wurde. Das Loos völliger Vernichtung traf damals unſtreitig auch das von dem Erzbiſchof Willigis über ein Gut zu Uthleben ausgeſtellte Diplom, deſſen Daſein im Jahre 1484 aus einer Beſtätigung der dem daſigen Propſt darüber zuſtehenden Gerechtſame durch den Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg deutlich erhellt.

Im Jahre 1128 werden einige in den Umgebungen Jechaburgs liegende Dörfer zu dem Wippergau gerechnet. Weil dieſes Gaues ſonſt nirgends Erwähnung geſchieht, ſo hat man das ſchon oben gedachte Document, worin derſelbe vorkommt, als unecht verwerfen wollen. Wir erfahren zugleich daraus, daß das Stift damals den nachherigen Landgrafen Ludwig und den Grafen Chriſtian von Kirchberg zu Schutzherren oder Voigten gewählt hatte. Auch in der Folge übte die Familie der letztern die Schirmgerechtigkeit über daſſelbe aus. Die Grafen von Schwarzburg, deren Ahnherr Günther der Eremit, ſchon im 11. Jahrhundert in dieſer Gegend begütert war, erbten nach dem Tode des Grafen, Heinrich von Hohenſtein im Jahre 1356, vermöge des 1347 errichteten Vertrags, Sondershauſen nebſt dem dazu gehörigen Jechaburg.

Ums Jahr 1396 herrſchten große Unordnungen in dieſem Stifte. Es wurden nämlich Diebe und Straßenräuber, und anderes loſes Geſindel, von einigen der daſigen Geiſtlichen, bei dem Mangel ſtrenger Aufſicht geduldet, welche Reiſende angriffen, beraubten und ſogar den Pfarrer von Bockſtedt ermordeten. Der Erzbiſchof zu Mainz, von dieſem Unweſen unterrichtet, gab Befehl, den Geſang und Gottesdienſt in der ganzen Propſtei deswegen einzuſtellen. Auch die Grafen

Günther (XXIX.) und Heinrich (XXV.) von Schwarzburg ſuchten ſich dieſer Frevler zu bemächtigen, um ſie zur Strafe zu ziehen. Der erſte ſchilderte dem Papſte Bonifacius IX. den Verfall der Sitten und Kirchenzucht und die überhand genommenen Verwildrungen, und beklagte ſich beſonders, daß in dem Stifte eröffnete Pfründen mit weltlichen und unbekannten Perſonen aus dem Auslande beſetzt würden, deren faſt ununterbrochene Abweſenheit das Volk an Verrichtung der Andacht hindere und ihm Aergerniß gebe. Er bewarb ſich, zu Verhütung ähnlicher, ihm und den Seinigen drohenden Gefahren, bei dem Oberhaupte der Chriſtenheit um das Patronatrecht der Kirche. Auf dieſes Geſuch bewilligte Bonifacius in einer Bulle vom 13. April des angezeigten Jahres, daß zwei tüchtige, durch das gräfliche Haus dem Dechanten und Kapitel zu den erledigten Aemtern vorgeſchlagene Perſonen ſtets ohne Weigerung als Kanonici betrachtet, und mit Präbenden verſehen werden ſollten. Dieſes Dokument beglaubigt zugleich, daß Jechaburg der weltlichen Herrſchaft (dominium temporale) Schwarzburgs unterworfen ſei, oder wie Sixtus IV. ſich 1482 ausdrückt, in territorio deminii Schwarzburgi liege. Aus jener Urkunde ſieht man ferner, daß die Domkirche (ecclesia collegiata oder collegialis) zu Jechaburg für einen Probſt, einen Dechanten und zwölf präbendirte Domherren geſtiftet war. Sie erkannte den Apoſtel Petrus für ihren vornehmſten Patron, doch wird bisweilen auch Paulus als ſolcher erwähnt, und ihm ſtets auf dem großen Siegel ein Platz eingeräumt.

Jechaburg gehörte in die mainziſche Dióces, deren Erzbiſchöfen das Recht zuſtand, die Statuten und Handlungen dieſes Stiftes zu beſtätigen und den Propſt einzuſetzen. Allein im Jahre 1482 ging in dieſer Hinſicht eine Aenderung vor. Vermöge eines Privilegiums Sixtus IV. wurde nunmehr jeder neue Propſt von den Grafen zu Schwarzburg unmittelbar gewählt, und ohne Zuziehung jener geiſtlichen Behörde dem Abte von Paulinzelle vorgeſtellt, welcher ihn dann im Namen des Papſtes confirmirte. Nicht nur von dieſem Vorrechte, ſondern auch von der mit dem Patronat zugleich verliehenen Befugniß, zu allen Präbenden taugliche Perſonen zu ernennen, haben die ſchwarzburgiſchen Grafen bis zur Reformation ungeſtörten Gebrauch gemacht.

Der erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz hatte ſeit den früheſten Zeiten dieſe geiſtliche Anſtalt außerordentlich begünſtigt, und dieſelbe mit Freiheiten und Gütern anſehnlich beſchenkt. So wurden unter andern die geiſtlichen Obergerichte in Thüringen zu Bibra, Erfurt und Jechaburg gehalten, und der daſigen Propſtei eilf Sedes Archipresbyterii untergebrn, 1) zu Jechaburg, 2) Markſußra, 3) Frankenhauſen, 4) Markgreußen, 5) Oberberga, 6) Niederberga, 7) Germar, 8) Bleichroda, 9) Kannewurf, 10) Heilingen, 11) Wechſungen, die den Clerus Praepositurae Jechaburgensis bildeten, und dem geiſtlichen Conſiſtorium daſelbſt zu gehorchen verpflichtet waren, worüber der erwähnte Würdtwein und der Kanonikus Johann Wolf zu Nörten eigene Abhandlungen liefern wollten, wo-

von aber wenigſtens die des erſten ſpurlos verſchwunden zu ſein ſcheint.

Die im Jahre 1373 von dem Erzbiſchof Johann zu Mainz confirmirten Statuten dieſes Stiftes beſtehen aus 27 Artikeln. Außerdem wird noch eines, unſtreitig im Bauernkriege abhanden gekommenen Statutenbuches gedacht.

Die jechaburgiſchen Pröpſte in ununterbrochener Reihe aufzuführen, wird durch den Verluſt ſo vieler, beſonders älterer Urkunden unmöglich. Ohne daher auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, ſei es genug, durch ſorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Nachrichten die von Jovius (a. a. O. S. 133) mitgetheilte Liſte derſelben zu verbeſſern. Dieſer Geſchichtſchreiber zählt überhaupt 24 jechaburgiſche Pröpſte, bei genauerer Unterſuchung aber ergiebt ſich, daß ihrer 34 und zwar folgende waren:

1) Reginhard, den Jovius mit Stillſchweigen übergeht, kommt in einer Urkunde vom Jahre 1105 vor, in welcher er unter den als Zeugen angeführten Pröpſten die erſte Stelle einnimmt (cf. Leuckfeld, Antiquitat. Katelenburg. p. 24 und Ejusd. Antiquitat. Walckenred. S. I. p. 253).

2) Cuno 1123.

3) Heinrich, vom J. 1125—1144, ſtand bei den Erzbiſchöfen Adelbert I. und II. von Mainz in vorzüglicher Gunſt, welche das Stift unter ſeiner Regierung anſehnlich beſchenkten. In einem katelenburgiſchen Diplom vom J. 1134 (ſ. Leuckf. a. a. O. S. 27) hat er vor den Aebten und weltlichen Fürſten, die daſſelbe bezeugten, den Vorrang. Daß im 12. Jahrh. in dieſer Gegend der Weinbau ſchon eifrig betrieben wurde, erhellt aus zwei Dokumenten, worin er ſeinen in der Nähe liegenden Weinberg dem Stift verehrt. Als aber dieſes Grundſtück von ſeinem Nachfolger Burkard veräußert worden war, ſo ſuchte der Propſt Werner im Jahre 1210 dieſen Verluſt durch Ankauf eines andern von vierzehn Acker wieder zu erſetzen.

4) Burkard I. v. 1144 (?) — 1148.

5) Burkard II. v. 1148—1168.

6) Burkard III. 1184 (Leuckfeld Antiq. Walkenr. P. II. p. 140) 1193 (?) 1196 (?). Nach Anderer Meinung ſtand Burkard I. dem Stifte von 1150 bis 1196 vor, nach Jovius ſollen zwei Pröpſte dieſes Namens unmittelbar auf einander gefolgt ſein.

7) Werner I. 1188 (?). 1195. 1198. 1202. 1206. 1207. 1210. 1217. (?)

8) Hermann I. (von Blankenburg) 1212.

9) Burkard IV. (II.) 1213. 1218. 1221. 1223. 1226. 1228., zugleich Domherr zu Halberſtadt, auch balſameniſcher Archidiakonus. (Vergl. Leuckf., Antiquitat. Walkenred. P. I. p. 139 und Lenzens Hiſt. von Halberſtadt. S. 187).

10) Werner II. (nach einer Urkunde vom 7. Juli 1294, von Libesberg, den Jovius wohl ohne Grund zu der gräflich Kirchbergiſchen Familie zählt), 1230. 1231. 1233. 1251.

11) Hermann II., auch Propſt zu Limburg und Domherr zu Mainz, nach Jovius aus gräflichem Geſchlechte und ein Blutsverwandter des Propſtes zu Nordhauſen, Eiliger, Grafen von Hohnſtein 1277. 1280. Da in einem Documente vom J. 1294 Eckard Mein ſich den dritten Propſt nach Werner genannt hat, ſo muß entweder vor oder nach dieſem noch ein Propſt eingeſchaltet werden.

12) Eckard Mein oder Meyn; aus einem noch zu Anfange des 15. Jahrh. blühenden adeligen Geſchlechte, 1294.

13) Eberwein (Eberwinus) von Cronberg, auch Domherr zu Mainz (1293), 1299. 1300.

14) Eberhard (von Stein, de Lapide), 1315, wo er auch Cantor ecclesiae Moguntinae heißt.

15) Nikolaus, 1335.

16) Hermann III. (nach Gebharde in den hiſt.-geneal. Abh. 4. Thl. S. 112. fg., ein Sohn Heinrichs III., Grafen von Blankenburg), war auch Archidiakonus zu Jechaburg, und ſtand, wie Jovius behauptet, dem Stifte von 1339—66 vor. Leuckfeld (Antiq. Com. Blankenb. p. 74) hingegen läßt ihn dieſes Amt erſt 1355 antreten. Seiner wird bereits im Jahre 1319 gedacht (ſ. Gebhardi a. a. O.)

17) Heinrich von Pholde (Pfuhl, Fulda?), Pfaff und Schreiber des Erzbiſchofs Gerlach von Mainz, wurde zwar von dem Papſte ſelbſt zum Propſte beſtätigt, mußte aber dieſes Amt den 14. Auguſt 1366 zu Aſchenburg dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abtreten. Im Jahre 1371 erſcheint er als Kanonikus unſeres Stiftes.

18) Heinrich (XXI.) Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Hildesheim. Seine Aeltern waren Heinrich XVII. von Schwarzburg, Herr zu Arnſtadt und Agneſe, geb. Gräfin von Hohnſtein. Man muthmaßt nicht ohne Grund, daß er im Jahre 1374 die Propſtei an

19) Bußo von Querfurt überlaſſen habe.

20) Heinrich (Graf?) von Gleichen, 1384—88.

21) Günther (XXXI.), Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Würzburg und Cöln, ein Sohn Günther XXV. und ſeiner Gemahlin Eliſabeth aus dem Hohnſteiniſchen Hauſe, denen er 1358 geboren wurde, 1396.

22) Günther (XXXVII.) Graf zu Schwarzburg und Domherr zu Cöln, jüngſter Sohn Günther's XXIX. und Anna's, Landgräfin von Leuchtenberg, Bruder des Erzbiſchofs Günther von Magdeburg, geboren im Jahre 1391, erhielt die Propſtei 1399, und beſaß dieſelbe bis 1407.

23) Heinrich von Werberg wurde 1404 von dem Papſte Bonifacius IX. zum Propſte des Stiftes ernannt, und behauptete ſich in dieſer Würde trotz des Widerſtrebens des erzbiſchöflich mainziſchen

Stuhles, welcher ſie dem Sohne Adolphs von Naſſau, Johann, zuwenden wollte. Jedoch gelangte 24) der Letztere in der Folge wirklich noch dazu, und erſcheint in den Jahren 1414. 1415. 1416 u. 1418 als Propſt.

25) Berld Wilding ſoll um's Jahr 1427 geſtorben ſein.

26) Johann von Rengelderode wurde den 27. Dec. 1427 Propſt. Eine Urkunde vom 11. Juni 1431 erwähnt ihn zugleich als Proviſor des erzbiſchöflich mainziſchen Hofes zu Erfurt. Am 8. Dec. entſagte er der erſten Stelle, welche nun

27) Heinrich (XXXII.), Grafen von Schwarzburg zu Theil wurde, der 1440 am Sonntage nach Martini geboren war. Der Papſt hatte in dieſe Veränderung blos unter der Bedingung bewilligt, daß die Propſtei einſtweilen einer andern, vollkommen dazu paſſenden Perſon übertragen werden ſollte, bis Heinrich das erforderliche Alter erreicht hätte. Ein ſolcher Stellvertreter ſcheint im Jahre 1456 Heinrich Gaßmann geweſen zu ſein. Erſt den 25. Okt. 1459 übernahm der Graf dieſes Amt ſelbſt, welches er aber wegen ſeiner Wahl zum Adminiſtrator des Biſthums Bremen (1463) und zum Biſchofe zu Münſter (1464) ſeinem, den 21. Febr. 1449 gebornen Bruder

28) Heinrich (XXXIII.) im J. 1465 überließ, der außerdem mehrere geiſtliche Stellen bekleidete, und die gegenwärtige bis zum 19. Nov. 1481, an welchem Tage er bei einem Angriffe auf die Stadt Delmenhorſt eine tödtliche Wunde empfing, verwaltete. Sein Leichnam iſt in der Stiftskirche zu Bremen beigeſetzt.

29) Heinrich (XXXIV.) Graf von Schwarzburg, Bruder des vorigen, erblickte das Licht der Welt den 10. Auguſt 1452, wurde um's J. 1475 Kanonikus und 1481 Dompropſt zu Hildesheim, und den 30. Dec. des nämlichen Jahres von dem Papſt Sixtus IV. zum Dompropſte zu Jechaburg beſtätigt. Er ſtarb Oſtern 1499 und ſoll in der genannten Stadt begraben liegen.

30) Heinrich (XXXV.) Graf zu Schwarzburg, geb. den 31. Dec. 1456, hatte ſchon 1470 eine Domherrnſtelle in Straßburg erhalten, wozu 1479 ein Kanonikat nebſt einer Präbende in Köln und 1499 die Propſtei Jechaburg kam. Jovius irrt, wenn er behauptet, daß Heinrich zu Straßburg geſtorben und beerdigt ſei, da vielmehr nach glaubwürdigen Zeugniſſen ſein Tod zu Arnſtadt, Mittwochs nach Viti 1505, erfolgte.

31) Wilhelm, Graf zu Hohnſtein, gelangte 1505 zur jechaburgiſchen Propſtei und 1507 zum Biſthum in Straßburg, und leiſtete 1510 auf die erſte Verzicht, worauf ſie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg an

32) Heinrich Reuß von Plauen, Herrn zu Greiz und Kranichfeld, verliehen wurde, deſſen bis zum J. 1531 in dieſem Ver-

hältniſſe gedacht wird. Er iſt wahrſcheinlich der Nämliche, welcher laut der reußiſchen Geſchlechtstafel (Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dominorum in Plauen. Norimbergae 1715. fol. Tab. IV.) als Dechant zu Cöln und Kanonikus zu Mainz, den 18. Sept. 1532 geſtorben ſein ſoll.

33) Ernſt III. Graf von Mansfeld und Herr zu Heldrungen, welcher 1543 dieſes Amt freiwillig niederlegte.

34) Johann Günther, Graf zu Schwarzburg, oder vielmehr deſſen Vater, Günther XL. als Adminiſtrator. Der erſte war zugleich Domherr zu Cöln, Straßburg, Bamberg und Würzburg. Im J. 1544 entſagten etliche Canonici des Stiftes dem Papſtthume, und bekannten ſich zur evangeliſchen Lehre. Dadurch und durch einige bald hierauf von dem Grafen Günther, z. B. wegen Entrichtung der Zinſen an einen von ihm ſelbſt dazu beſtellten Einnehmer getroffene Verfügungen fand die Reformation auch hier ungehinderten Eingang, und die bisherigen Verhältniſſe löſten ſich endlich völlig auf.

Laut einer Urkunde vom J. 1481 betrugen die Einkünfte der Propſtei 30 Mark Silbers. Vergleicht man aber die darüber geführten Rechnungen, ſo findet ſich hinlänglicher Grund, dieſelben weit höher anzuſchlagen. Nach der Reformation wurden ſie nebſt dem Ertrage der Präbenden und Vicarien zu Errichtung einer Stadt- und Landſchule zu Sondershauſen, zu Beſoldung der Geiſtlichen daſelbſt und zu Jechaburg, ingleichen zu Stipendien für Studirende und zu weltlichen Zwecken (ad usus saeculares) verwendet. Die Einführung der Lutheriſchen Lehre in der untern Herrſchaft des jetzigen Fürſtenthums, konnte nur allmählig von Statten gehen, und erſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert (1572) ganz vollendet werden, da noch im Jahre 1554 der Dechant, Senior und das Capitel zu Jechaburg vorkommen.

Das Stift beſaß beträchtliche Güter an benachbarten und entfernten Orten, z. B. zu Großenehrich, Gorsleben, Oberböſa, Oberſpira ꝛc., welche ſämmtlich anzuführen zu weitläuftig ſein würde.

Alles was wir über die Dauer und den Zuſtand der ehemaligen Domkirche wiſſen, beſchränkt ſich auf den kurzen Bericht des Jovius, „daß dieſelbe noch vor wenig Jahren und bei Mannes Gedenken (alſo, da dieſer Gelehrte 1630 ſtarb, vielleicht bis zu Anfang des 17. Jahrh.), wobei ein Klauſener geſeſſen, geſtanden habe, aber folgends, nachdem das Papſtthum gefallen, allgemachſam eingegangen ſei," und auf die wenigen Bemerkungen, welche der ſchwarzburgiſch-ſondershäuſiſche Rath und Archivar, Joh. Andr. Zeiz, bei einem Beſuche derſelben am 8. April 1715 aufgeſetzt hat. Dieſer beſchreibt zuerſt ein auf dem Altar befindliches, mit mehren andern Figuren umgebenes Marienbild, von hohem Alter und ausgezeichneter Schönheit, unter dem man folgende Verſe lieſt:

Christiparam cuncte gentes venerentur adorent,
  Hujus et assiduo numina magna colant.
Coelituum chorus hanc nunquam celebrare recusat:
  Hujus et ante pedes procubuisse genu.

Ferner erwähnt er ein hier aufgeſtelltes hölzernes Bild des Apoſtels Petrus. An dem Taufſteine fand er die Jahrzahl MCCCCXCIIII. und an einer Emporkirche: 1648, welche letztere vielleicht andeuten ſoll, daß dieſer in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs verödete und ſeines Daches beraubte Tempel damals wieder zum Gottesdienſte eingerichtet worden ſei. Auch hatte ſich eine Glocke mit dem Bildniſſe des Apoſtels Petrus und der Jahrzahl MCCCLVIIII. erhalten. Nach den noch ſichtbaren Trümmern der vorigen Kirche beſtimmt jener Gelehrte die Länge derſelben mit Einſchluß des Thurmes auf 72, die Breite auf 14 Schritte. Der durch ſeine Thüringiſchen Volksmärchen bekannte Forſtſekretär Ludloff zu Sondershauſen erzählt in den von ihm herausgegebenen Gemeinnützigen Blättern für Schwarzburg (1808. N. 46. S. 461 f.): „das Gemäuer der Kirche und Burg (?) ſei vor ungefähr 90 Jahren gänzlich abgebrochen worden, um die Steine zu andern Zwecken zu verwenden. Auch habe man das letzte Stück Mauer auf der Spitze des Frauenbergs, in der Gegend einer Krähenhütte, in welchem er ebenfalls einen Reſt der Burg (!) zu erkennen glaubt, vor etwa 50 Jahren mit zu dem Bau des neuen Flügels des fürſtlichen Schloſſes benutzt.“

Noch wiederholen wir am Schluſſe die in Friedrich Gottſchalcks Sagen und Volksmärchen der Teutſchen 1. B. (Halle 1814. 8.) S. 225—229 enthaltene Erzählung: Der Schwan am Frauenberge, die wir aber unmöglich für eine ächte, aus alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzte Volksſage gelten laſſen können, da ſich derſelben Manches von den Erfindungen ſpäterer Chroniſten, welche Wahrheit und Dichtung nicht ſtreng zu ſcheiden pflegten, und worüber eine unpartheiiſche Kritik das Verdammungsurtheil geſprochen hat, augenſcheinlich beigemiſcht findet. Wir werden uns freuen, wenn die Leſer, in Erinnerung an das bisher über Jechaburg aus ächten Quellen Geſchöpfte, unſerer Anſicht beitreten, und in jenem Mährchen, ſo wie es gegenwärtig geſtaltet iſt, blos das Erzeugniß eines neueren, zwar mit Jechaburgs Geſchicken ziemlich vertrauten, aber den Eingebungen ſeiner Phantaſie und dem Rathe gleichgeſtimmter Freunde allzuwillig folgenden Schriftſtellers erblicken.

Der Schwan im Frauenberge.

Bei Sondershauſen, im Fürſtenthum Schwarzburg, liegt gegen Abend ein hoher Berg, der Frauenberg genannt. Hier ſtand in den Zeiten des graueſten Alterthums das Bild der Göttin Jecha, in welchem die Thüringer ihre Diana verehrten. Sie wallfahrten fleißig zu ihr auf den Gipfel des Berges, den damals dunkle heilige Haine bedeckten, und opferten reichliche Gaben an Wildpret und Geflügel. Am häufigſten geſchah dieß zur Zeit des heutigen Oſterfeſtes, wo der lieben Frau, ſo nannte man ſie, unbeſchreiblich viele Opfer dargebracht wurden. Mit Bonifaz Erſcheinen verſchwand aber ihr Bild, und an die Stelle trat die Mutter Maria, der Bonifaz auf dem Berge einen Tempel erbauen ließ. Auch zu dieſem wallfahrtete man, auch ihr brachte man reichliche Opfer. Die Zeit hat jetzt jede Spur dieſes Tempels verwiſcht, und der heilige Hain iſt nicht mehr, aber das Volk beſteigt noch immer am dritten Oſtertage den Berg in großen Schaaren. Warum? das weiß es wohl ſelbſt nicht, es iſt einmal ſo der Gebrauch. Man geht hin, es regne oder ſchneie, ergötzt ſich an der ſchönen Ausſicht, und nimmt von den kleinen Schraubenſchnecken, die nur an dieſem Berge leben, einige als Wahrzeichen mit zurück.

Das Mährchen vom Schwan im Frauenberge, das erzählt bei dieſer Wallfahrt aber gewiß manches Mütterchen dem zarten Kinde, wenn es am Fuße des Berges im Dorfe Jechaburg an dem kryſtallhellen Brunnen ſich erquickt.

„Siehſt du das helle Waſſerchen? ſiehſt du, wie es aus dem Innern des Berges hervorquillt? weißt du, wo es herkommt? — Ich will dir's erzählen. Der Berg, vor dem wir ſtehen, iſt ganz hohl. Horch, wie dumpf es klingt, wenn ich mit dem Fuße ſtampfe! Sieh', in dem hohlen Berge iſt ein großer, großer See. Ueber dem See ſpannt ſich ein lieblich blauer Himmelsbogen aus, der iſt mit vielen ſchönen funkelnden Sternen beſäet, die flimmern und glänzen gar herrlich in den See. Auf der ruhigen Waſſerfläche rudert ſeit Anbeginn der Welt in ewigen Kreiſen ein ſilberweißer Schwan, der lebt vom Ausfluß des Glanzes der Sterne, und hält im Schnabel einen goldenen prächtigen Ring. Als der liebe Gott die Erde ſchuf, da gab er ihm ſelbſt den Ring in den Schnabel, damit er die Welt im Gleichgewicht erhielte. Wenn einmal der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Erde unter, dann iſt das Ende der Welt."

Die Entſtehung dieſer lieblichen Dichtung, die mir von einem Freunde ſolcher Volksmythen in Sondershauſen mitgetheilt iſt, ſoll ſeiner Meinung nach folgende ſein: Als die Jechaburg, welche neben dem Tempel der Maria nach Bonifaz Zeiten erbaut war, im Jahre

933 durch die Hunnen belagert und erobert wurde, hatten die Mönche des Kloſters während der Belagerung viele koſtbare Schätze auf dem Berge verſcharrt. Um nun zu verhindern, daß auf der zerſtörten Stätte nicht nach Schätzen, die hier befindlich ſein könnten, gegraben und ihr Verſcharrtes gefunden werden möchte, brachten ſie das Mährchen vom ſilberweißen Schwan unters Volk, und ſagten: es ſei gefährlich, auf dem Berge ſtarke Erſchütterungen vorzunehmen, zu hacken oder zu graben; denn man könne leicht die dünne Oberfläche des Berges durchhauen, der Schwan werde durch das Eindringen des Tageslichts erſchrecken, den Ring fallen laſſen, und dann gehe die Welt unter. Das gutmüthige Volk glaubte es, nicht erwägend, daß ja die Burg ohne ſolche Erſchütterungen weder erbaut noch zerſtört werden konnte.

Heſſe.

☞ Berichtigung.

In der Ueberſchrift dieſes Artikels iſt aus Verſehen der Frauenberg und Jechaburg in die obere Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen verſetzt worden, da beide doch bekanntermaßen in der unteren, nämlich nahe bei der Stadt Sondershauſen liegen, — was hierdurch berichtiget wird. D. R.

Nach d. Nat. gez. v. La Baume.
75.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die Ebersburg.

Die Ebersburg.

Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willſt du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein
ſagen?
Mich dünkt es, deine morſchen Quadern lallen
Ein böſes Lied, aus alten böſen Tagen! —

Der holde Frühling war in's Land gekommen. Ein ſonniger Himmel mit heiterer Bläue, grünende Fluren mit blüthenvollen Bäumen, duftende Wälder mit fröhlichem Finkenſchlage waren ſeine Begleiter. Und wie die Natur zu neuem Leben erwacht iſt, ſo erwacht auch in der Bruſt des Menſchen eine neue Luſt zum Leben, es treibt ihn hinaus in die frohe Schöpfung, um mit eigenen Augen den Frühling zu ſehen und ihn zu empfinden.

Auch mich bewog ein ſchöner Maitag, hinaus zu wandern aus der drückenden Enge der Stadt und meine Schritte nach der Ebersburg zu lenken. Nach einem kaum zweiſtündigen Gange ſtand ich auf der Straße von Nordhauſen nach Stollberg am Fuße eines nicht unbedeutenden, mit ſchönem Buchenwald bewachſenen, den Harz begrenzenden Berges, auf deſſen Gipfel ſich ein rother Thurm in einſamer Höhe erhebt. Ein klarer Bach beſpült den Fuß des Burgberges, und ſeine Wellen murmeln leiſe, gleich einer Sage aus vergangenen Zeiten, über glatte Kieſel dahin. Jenſeit des Baches liegt am Hügel eine Hütte, in die ich eintrat und mich ſodann auf

kunſtloſem Sitze unter der ſchönen Linde des Hofes einige Augenblicke ruhte. Von der im Hauſe beſchäftigten Frau erfuhr ich, daß man dieſe Hütte „den Gaſthof zur Sägemühle“ nenne, was mich freilich etwas wunderte, indem man dem Dinge weder den Gaſthof anſieht, noch irgendwo eine Spur von einer Sägemühle bemerkt. Meine Bemerkung darüber vergaß ich, als der Sägemühlenwirth zu mir trat, und den verlangten Führer zur Ruine abzugeben verſprach.

Ein ſchöner, geebneter Weg führte in langen Windungen an der nördlichen Seite des iſolirt ſtehenden Burgberges zur Ruine empor, an ſeiner Seite ſtehen die hohen Stämme ſchöner Buchen. Beim Hinaufſteigen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie die äußeren Vertheidigungswerke, von denen noch einzelne Mauertrümmer vorhanden waren, ſich in ziemlicher Entfernung von der Burg erſtreckt hatten.

Oben angelangt wanderte ich durch das im Gewölbe noch erhaltene Burgthor, und trat in den Raum, welcher die übrigen Burggebäude und den kleinen Burghof einſt faßte. Hier überzeugte ich mich nach näherer Unterſuchung aus der Beſchaffenheit des noch vorhandenen, daß die Ebersburg hinſichtlich ihrer Bauart zu den kleinern Burgen mit einem ſogenannten Bergfrite gehört hatte. Solche Burgen hatten anſtatt der innerhalb mehrerer Mauern (Zingeln), welche mit Thümen verſehen waren, gelegenen feſten Wohnhäuſer oder Kemnaten, nur einen feſten Thurm in der Mitte, der ſowohl zur Wohnung als auch zur Vertheidigung diente.

Das feſte Bergfriet und das Thorgewölbe der Ebersburg haben den Einflüſſen der Zeit und Witterung mächtigen Trotz geboten. Durch die freundliche Fürſorge Sr. Erlaucht des regierenden Grafen zu Stollberg-Roßla, welchem die Burg gehört, wurde vor einigen Jahren durch Wegräumen des Schuttes und Geſtrüppes ein Bedeutendes zur Erhaltung des Vorhandenen beigetragen, und der Beſuch überhaupt möglich gemacht. Der Wald iſt auf der Spitze des Berges gelichtet, und in der Ruine ſelbſt laden freundliche Anlagen zum freieren und höheren Genuſſe der Natur auf dieſem ſo ſehr romantiſch gelegenen Puncte ein. Nun erſt tritt die Ruine in ihrem vollen Umfange hervor. Der runde Thurm hat in ſeiner, mehrere Fuß ſtarken Mauer eine Oeffnung, durch welche gerade ein Menſch, mit Hülfe der Hände und Füße hindurchkriechen kann. Nicht ohne mich ſonderlich zu erbauen, machte ich dies Experiment eines Vierfüßlers, und fand inwendig eine auf dem Schutte ſtehende Leiter, die zu einer hochgelegenen Oeffnung des Thurmes führte. Deutlich ſieht man im Thurme die Balkenlagen der verſchiedenen bewohnten Stocke, und es iſt ohn-

ſtreitig die fenſterähnliche Oeffnung der Eingang zum Thurme geweſen, wohin man durch mehrere Treppen anderer Gebäude gelangte. —

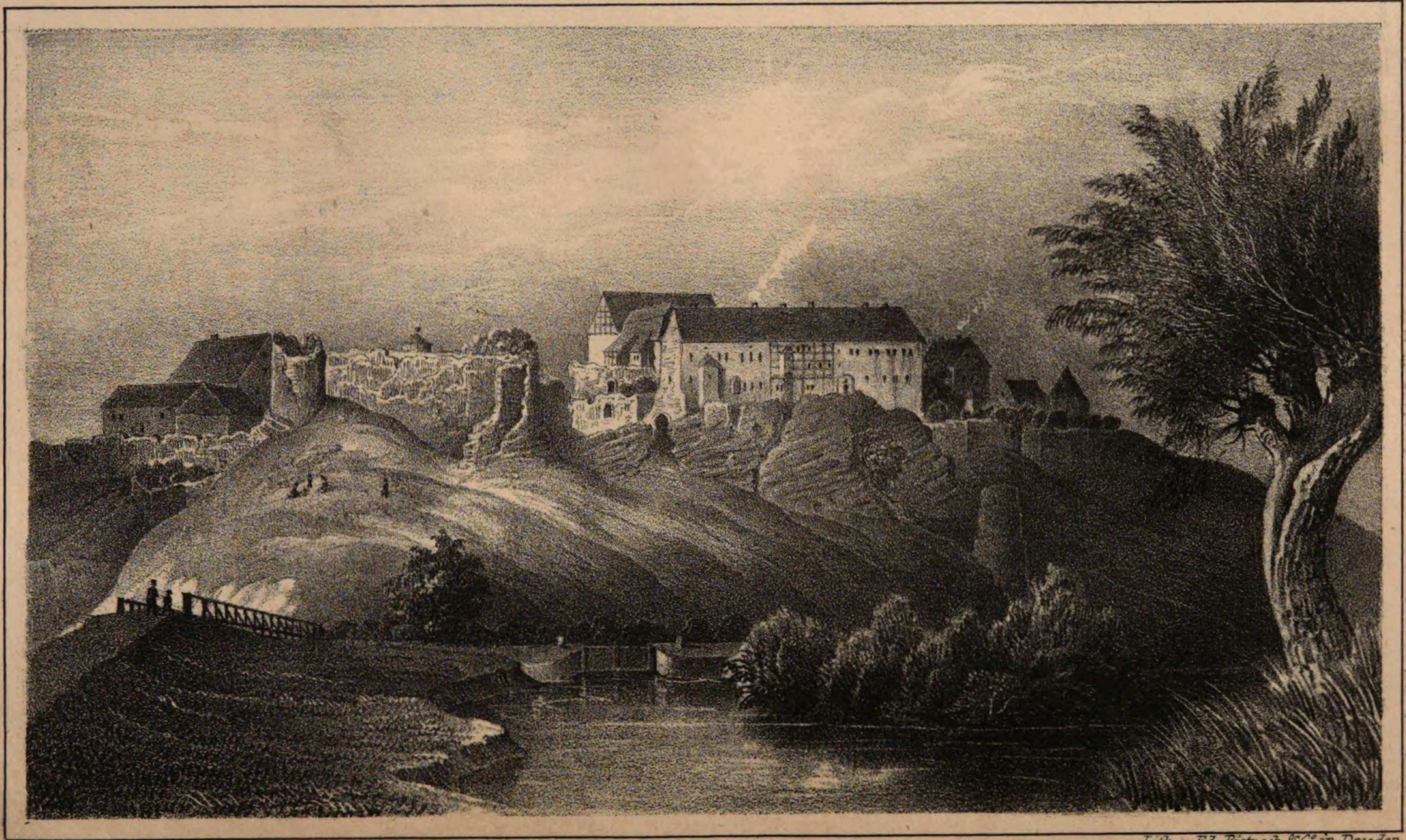
Wie ich aber den Blick in's Freie wandte, hatte ich den Anblick eines allerliebſten Panoramas, das mir gerade um deswillen ſo unbeſchreiblich gefiel, weil es klein iſt, und dem Auge nicht zu entfernt liegt. Da ſtanden rechts als mächtige Eckſäulen die Kalkfelſen des Kohnſteins, weiter herunter lag Nordhauſen mit ſeinem hohen aber ſchiefen Petrithurme, und dahinter lagen weite Fluren und die bewaldeten Berggipfel der Hainleite als freundliche Folie, dann Auleben an der aufſteigenden Bergkette und die goldene Aue mit ihren hohen Trümmerveſten Kiffhauſen und Rothenburg. Nun wendet ſich das Auge links und ſieht im anmuthigen, ſchönen Thale das blendendweiße gräfliche Schloß zu Rottleberode, was mit dem dunkeln Walde dahinter einen angenehmen Farbenwechſel bildet. Vor dem Schloſſe kräuſelt ein ſchöner See ſeine bläulichen Wellen, und verleiht der ganzen Landſchaft ein belebendes Anſehen.

Rottleberode, dies Meiſterſtück von Landſchaftsgärtnerei der ewigen Natur, bei dem die Kunſt nur wenig nachzuhelfen brauchte, erinnert mich an das lebende, erdenbewohnende Menſchengeſchlecht, an ſeinen Sinn für's Schöne und Edle! Nicht ſo die Ruine der Burg, über deren Geſchichte ein undurchdringlicher Schleier, vielleicht abſichtlich, gebreitet zu ſein ſcheint. Das wenige, was ſich zu uns gerettet hat, iſt ſogar traditionell und kann nicht urkundlich erwieſen werden Nach einer gewöhnlichen Angabe ſoll nämlich ein Herr von Ebra die Burg gegründet haben. Dies Geſchlecht war ſpäter zu Uftrungen anſäßig und begütert. Die Pfarre zu Herrmannsacker, einem eine halbe Stunde von der Ebersburg gelegenen Dorfe, bezieht noch jetzt Zinſen und Gefälle in Uftrungen, und dies ſoll auf den Zuſammenhang der Ebersburg mit uftrungenſchen Gütern hindeuten. Im dreißigjährigen Kriege wurde ein am Fuße des Burgberges belegenes Dorf Vockerode zerſtört, von deſſen Kirche noch einiges Gemäuer unfern dem Sägemühlen-Gaſthofe ſtehen. —

Das iſt Alles, was wir von der Geſchichte der Burg wiſſen. Die wandernde Sage und allzeitfertige Romanſchreiber haben die Burg zum Aufenthalte und Tummelplatze eines gefürchteten Ritters, eines Straßenräubers gemacht, deſſen Frevel durch vereinte Macht nachbarlicher Städte endlich beſtraft, und deſſen Gedächtniß mit ſeinem Leben von der Erde vertilgt wurde. Bei dieſem Gedanken ſchauerte es mich an, als ich im untern Raume des Thurmes wieder ſtand, und unter mir ein Burgverließ mit ſeinen Schrecken wähnte. Die Klagen der Armen, deren Leben in dieſen Mauern

dahinſtarb, ſchienen wieder zu ertönen, und Erinnerungen an finſtere Zeiten hervorzurufen. Hinaus aus dieſen kalten Mauern, den Zeugen menſchlicher Frevelthaten, hinaus an's heitere Sonnenlicht und in das knospende und duftende Leben des Frühlings! — Und die Bruſt hob ſich freier, als ich mich auf einer Bank des Burghofes niederließ und mich ausruhte. Sodann beſtieg ich den über dem Schloßberge ſich erhebenden Vaterberg, welcher durch ſeine herrliche Ausſicht die Mühe des Erſteigens herrlich belohnt, und ſchied endlich von Berg und Burg mit dem ſtillen Wunſche, daß es gelingen möge, aus dem gräflich Stollbergiſchen Vereins-Archive zu Stollberg Nachrichten über die Ebersburg zu erhalten, indem dies die einzige Quelle für jetzt noch iſt. —

Aemilianus.



Nach d. Nat: gez. v. La Baume.
76.

Lith. v. Ed. Pietzsch & C°. in Dresden.

Wendelstein.

Das Schloß und die Domaine Wendelſtein.

Es giebt viele ſchöne, anziehende Gegenden in dem geſegneten Thüringen, und ſo manche Beſitzung, welche ſich durch weite Ländereien und einen fruchtbaren, reichen Boden auszeichnet, aber wenige mag es in dieſen Gegenden geben, wo dieſe beiden Vorzüge auf eine ſo ſeltene Art vereinigt ſind, als bei Wendelſtein. An dem linken Ufer der Unſtrut, da wo ſich das Thal der goldenen Aue ſchließt, erhebt ſich ein mehr als 100 Fuß hoher, iſolirter Berg, der nach der Südſeite gegen die Unſtrut zu ſehr ſteil abfällt, nach den andern Seiten aber langſam ſich verflacht, und ein natürliches Glacis bildet. Auch noch jetzo würde ſich dieſer freiſtehende Berg für eine Feſtung eignen, wenn ſich in der Nähe deſſelben eine bedeutende — Stadt oder eine wichtige Heerſtraße befände, oder wenn der enge Paß, die Steinklebe genannt, welcher ſich unterhalb Wendelſtein nach dem Städtchen Nebra hinzieht, einer Schutzwehr bedürfte. Weit mehr aber als dieſe Gedanken, verdient die ausgezeichnet ſchöne Lage von Wendelſtein unſere Aufmerkſamkeit; nach allen Himmelsgegenden hin bieten ſich uns höchſt freundliche Bilder dar. Dort an der Unſtrut hinunter liegt das ſtille, aber ſo denkwürdige Memmleben, denn hier beſchloſſen zwei der trefflichſten deutſchen Kaiſer, Heinrich I. und Otto I., ihre irdiſche Laufbahn; an einen Berg gelehnt zeigt ſich Bucha, durch den gewaltigen Chriſtian von Bucha, den Statthalter des großen Kaiſers Friedrich I. in Italien und Erzbiſchof von Mainz bekannt; ein reicher Kranz von Ortſchaften und Städtchen zieht ſich an dem Gebirge hin bis zu dem fernen Kiffhäuſer, den ſo wundervolle

Sagen auszeichnen. An der Unſtrut hinauf finden wir Roßleben, deſſen Kloſter und Schule mit der Geſchichte von Wendelſtein genau zuſammenhängen. Hinter Wendelſtein nach Mitternacht zu, ſehen wir den langen Zug des herrlichen Forſtes, der früher den Beſitzern von Wendelſtein wegen ſeines reichen Wildſtandes ſo viel werth war.

Doch wir wenden uns zu einer ernſteren Beſchäftigung. Fragen wir nach der früheſten Geſchichte von Wendelſtein, ſo müſſen wir auch hier beklagen, daß die älteſten Urkunden, welche uns einiges Licht über dieſe Zeit geben konnten, längſt verloren gegangen ſind, und wir ſehen uns leider gezwungen, bis zum Jahre 1332 nur Wahrſcheinlichkeiten ſtatt urkundlichen Geſchichten über Wendelſtein mitzutheilen. Die Thüringer, ein alter deutſcher Stamm, deren Name früher als Hermunduren erſcheint, gründeten in dem fünften Jahrhunderte ein großes, mächtiges Königreich, welches ganz Mitteldeutſchland umfaßte. Die Franken beſiegten um 530 den letzten König der Thüringer, Hermanfried, und übergaben den Sachſen, welche ihnen in dem Kampfe gegen die Thüringer beigeſtanden hatten, den ganzen nördlichen Theil von Thüringen, von der Unſtrut bis zur Ohre unter Magdeburg. So fiel auch die Gegend wo Wendelſtein liegt, in die Hände der Sachſen, welche hier höchſt wahrſcheinlich zuerſt an dieſer wohlgelegenen Stelle eine Burg erbauten. Denn iſt die Höhe des Berges auch nicht bedeutend, ſo gewährt ſie doch eine freie, weite Ausſicht, und die Gränzlinie an der Unſtrut, ſowie der Höhenzug der Finne ließ ſich von hier weithin überblicken. Die einzigen Ueberreſte jener frühen Zeit, ſind jene verſunkenen Grabhügel, welche einſt den tapfern Anführern aufgerichtet wurden; wir finden die deutlichen Spuren derſelben auf dem Höhenzuge, welcher ſich von dem Dorfe Klein-Wangen bis über Ziegelrode hinaus erſtreckt. Einige derſelben ſind ſchon geöffnet worden, und Urnen, ſowie Ueberreſte von Waffen beweiſen das hohe Alter dieſer Grabſtätten; wer kennt aber den Zeitpunkt, wann ſie errichtet wurden?

Die Frage, ob der Wendelſtein jener Berg ſei, wo im Jahre 648 der Herzog von Thüringen, Radulph, eine hölzerne Burg erbaute, in welcher er dem Frankenkönige Siegebert glücklich wiederſtand, läßt ſich nicht beweiſen; allerdings ſtand jene Burg auf einem Berge über der Unſtrut (castrum in quodam monte super Vnestrode fluvio etc. vide Chronicon Fredegarii capt. 87.), allein dieſer Berg wird nicht näher bezeichnet, weshalb ſchon manche andere Berge genannt worden ſind, die auf der linken und rechten Seite der Unſtrut liegen. Nachdem Karl der Große nach einem langen und blutigen Kriege die Sachſen unterworfen hatte, theilte er das bezwungene Land in Gaue, welche unter einem oder mehrern Grafen ſtanden. Wendelſtein gehörte zu dem Haſſegau, welcher von der Unſtrut und Saale umgeben, bis Eisleben und Hettſtedt ſich erſtreckte. Die erſten Strahlen des Chriſtenthums mögen ſich hier in der Mitte

des achten Jahrhunderts verbreitet haben, da Karl der Große ſchon 777 mehrere Kirchen in der Nähe von Wendelſtein (z. B. Allſtedt, Oſterhauſen ꝛc.) der Abtei Hersfeld ſchenkt. Später übergab dieſer große Kaiſer dieſe Gegenden in kirchlicher Hinſicht dem von ihm gegründeten Bisthume Halberſtadt; über der Unſtrut lag der Sprengel des Erzbiſchofs von Mainz.

Im neunten Jahrhunderte hatten die Voreltern Heinrich I. große Beſitzungen in dieſem Gaue; Herzog Otto der Erlauchte überließ 912 bei ſeinem Tode dieſe Güter ſeinem Sohne, Heinrich I., der ſich oft in Memmleben aufhielt, um hier in den weiten Wäldern, und in den damals ganz verſumpften Wieſenflächen an der Unſtrut das Vergnügen der Jagd zu genießen. Mit großer Wahrſcheinlichkeit nehmen wir an, daß Wendelſtein mit ſeinen Forſten und Ländereien der herzoglichen, und dann der kaiſerlichen Familie angehört habe. In Memmleben war ein kaiſerlicher Hof mit einem Hofmeier (villicus); da aber die Güter von Memmleben bald an das dort geſtiftete Benedictiner Mönchs-Kloſter gegeben wurden, ſo mag Wendelſtein mit ſeinen großen Gütern dem kaiſerlichen Gute geblieben ſein. Die Frage, ob ſich nicht vielleicht der große Heinrich I., der ſo viele Kämpfe mit den Ungarn zu beſtehen hatte, und oft das unbeſchützte Memmleben beſuchte, in Wendelſtein eine ſichere Zufluchtsſtätte bei unerwarteten Ueberfällen der Ungarn bereitet habe, kann auch aus Mangel geſchichtlicher Beweiſe nicht beantwortet werden, ſo viel auch die Frage für ſich hat. Späterhin bei den Kämpfen gegen die Wenden, welche oft die Saale überſchritten, mag dieſe Burg als Schutzwehr gedient haben; ob aber damals von dieſem Volke der Name der Burg entſtanden ſei, läßt ſich nur vermuthen. Otto der Große verlieh den größten Theil der thüringiſchen Güter ſeinem treuen Vaſallen und Verwandten Hermann Billung, unter welchem wahrſcheinlich auch Wendelſtein ſich befand, da die in der Nähe von Wendelſtein liegenden Beſitzungen ihm übergeben wurden, wie vorhandene Urkunden es beſtätigen. Nachdem das Billung'ſche Haus mit dem Herzog Magnus 1106 ausgeſtorben war, kamen die Güter deſſelben in mehrere Hände; es läßt ſich aber nicht beſtimmen, wann die mächtigen und reich begüterten Grafen von Orlamünde zum Beſitze der Herrſchaft Wendelſtein kamen. Schon im zwölften Jahrhunderte beſaßen ſie Wiehe mit Rabinswalde und einem großen Theile der Finne. Die unruhigen Zeiten und die häufigen Streitigkeiten mit den Landgrafen, welche die Grafen von Orlamünde im Vertrauen auf ihre große Macht wenig achteten, veranlaßten die Grafen Friedrich III. und Hermann VII. von Orlamünde und Herrn von Weimar, die Burg Wendelſtein zu erbauen; oder, was wohl noch richtiger ſein möchte, ſie wiederherzuſtellen. Die offene Fehde, bekannt unter dem Namen des Grafenkriegs, brach 1343 aus, nachdem Graf Heinrich von Orlamünde den Landgrafen Friedrich, der mit einem zahlreichen Gefolge durch Erfurt ritt, durch die bekannten

höhnenden Worte: „Fritz woher? Fritz wohin?“ auf's neue verletzt hatte. Der Ausgang des Kampfes war für die Grafen sehr nachtheilig. Wiehe fiel mit dem Schloſſe in des Landgrafen Hände, der es zerſtörte, und die Grafen mußten in dem Frieden 1344 ihre Stammbeſitzung, die Grafſchaft Orlamünde, dem Landgrafen ſo übergeben, daß ſie ihm nach ihrem Tode zufallen ſollte. Kurz nachher erhielt der Landgraf auch Wendelſtein, welcher es den Grafen von Querfurt und dann den Herren von Heldrungen als Lehn übergab.

Als 1406 Friedrich IV. der Friedfertige oder Einfältige, Herr des Landes Thüringen wurde, ſahen ſich 1412 ſeine nächſten Vettern, der Herzog von Meißen, Friedrich der Streitbare und Herzog Wilhelm gezwungen nach Thüringen zu ziehen, um die nachtheiligen Unternehmungen des Schwiegervaters des Landgrafen, des liſtigen Grafen Günther von Schwarzburg, der die thüringiſchen Länder und Lehne an fremde Herren verkaufen wollte, zu hindern. Dietrich von Witzleben gehörte zu den „heimlichen“ des Herzogs Friedrich des Streitbaren, und hatte ſich das Vertrauen und die Zuneigung dieſes Fürſten in einem hohen Grade erworben. Als Belohnung für ſeine treuen Dienſte, und zur Sicherſtellung eines wichtigen Lehnes übergab ihm der Herzog Friedrich den Wendelſtein mit ſeinen großen Gütern. Aus den Urkunden, welche der fleißige Horn dem Leben des Herzogs Friedrich beigefügt hat, geht hervor, daß dieſe Uebergabe im Jahre 1414 erfolgt ſei, obwohl es ſchwer zu entſcheiden iſt, welche Beſitzungen damals zu Wendelſtein gehörten. Die Familie von Witzleben beſaß dieſes ſchöne Lehngut 200 Jahre, und bewies fortwährend ihre Dankbarkeit für dieſe Schenkung durch treue Anhänglichkeit an das Kurhaus Sachſen. In dem verderblichen Bruderkriege, welcher 1445—1450 zwiſchen dem Kurfürſt Friedrich von Sachſen und ſeinem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Thüringen, geführt wurde, ſtand Chriſtian von Witzleben dem Kurfürſten redlich bei, bis der Frieden von Naumburg 1451 dieſem verderblichen Kriege ein Ende machte. Bald hierauf begleitete 1461 Heinrich von Witzleben zum Stein den Landgrafen Wilhelm III. auf einer Pilgerreiſe nach Jeruſalem, welche er nach einer Abweſenheit von 28 Wochen glücklich beendigte.

Bei dem Anfange der Reformation war Dietrich von Witzleben Beſitzer des Wendelſteins, jedoch konnte er derſelben nicht öffentlich beitreten, da der Herzog Georg von Sachſen, welcher Oberherr dieſer Gegend von Thüringen war, die Reformation auf alle Weiſe zu hindern bemüht war. Als aber dieſer Fürſt 1539 kinderlos ſtarb, ſo fielen ſeine Länder dem Herzog Heinrich zu, welcher ein treuer Anhänger der neuen Lehre war, und die Klöſter aufheben ließ. Dieſes Schickſal traf auch das Auguſtiner Nonnenkloſter Roßleben; die Herren von Witzleben waren ſchon lange Vögte dieſes Kloſters, welches um das Jahr 1140 von dem Grafen Ludwig von Wippra geſtiftet, und

mit reichen Gütern beſchenkt worden war. Es geſchah bei der Aufhebung der Klöſter ſehr häufig, daß Privatperſonen, die wenig oder gar keine Anſprüche auf die Kloſtergüter hatten, ſich demohngeachtet derſelben bemächtigten, wodurch die frommen Zwecke der Stifter und Begründer derſelben vereitelt wurden. Unter der großen Menge dieſer gewiſſenloſen Menſchen machte Heinrich von Witzleben eine ruhmvolle Ausnahme; denn er verwandelte mit Einwilligung des Kurfürſten Auguſt 1554 das Nonnenkloſter Roßleben in eine Schule, übergab derſelben alle Kloſtergüter, und ſorgte durch 30 Freiſtellen für unbemittelte Schüler. Dieſe wohlthätige Stiftung, welche noch jetzo von dem frommen Sinn ihres Begründers zeugt, hat ſeit drei Jahrhunderten ſegensreich gewirkt, und wird unter der Leitung würdiger Adminiſtratoren und der Fürſorge treuer für das Wohl ihres Landes beſorgter Fürſten länger dauern, als jenes Gebäude, welches Wolfgang Dietrich von Witzleben 1596 zur Ehre ſeines verſtorbenen Vaters in Wendelſtein errichtete; über der ſchön verzierten Thüre deſſelben findet ſich eine ſchwer zu entziffernde lateiniſche Inſchrift, welche in einer deutſchen Ueberſetzung alſo lautet:

Dem edlen und trefflichen Herrn Heinrich von Witzleben
auf Wendelſtein
ſeinem erſehnten Vater
wollte dieſes Denkmahl erbauen und weihen
Wolfgang Dietrich von Witzleben
deſſen einziger u. nachgeborner Erbe.
im Jahre Chriſti 1596.

Daß die dauernde Liebe zum Vater bezeuge die Nachwelt
Und erzähle mein Werk und auch die kindliche Treu,
Zwang mich die fromme Pflicht zu beendigen dieſes Gebäude
Nach des Erzeugers Tod, der es im Leben begann.
Alles beſieget die Liebe, beſiegt die beharrliche Arbeit,
Gottes ſchirmende Huld führte den Meiſter zum Ziel.
Itzo ſteht das Gebäu', doch ſpottend verhöhnt uns die Zukunft,
Hat ſie doch wieder ein Werk, daß einſt zernage ihr Zahn.

Denn es verändert die Zeit ja die Form des gewaltigen Weltalls
Und bezeuget, daß nichts Irdiſches dauernd beſteht.
So ſinkt dieſes dahin, und jenes erhebt aus dem Staub ſich
Wieder das andere dort findet nicht bleibende Statt.
Weil's nun ſo iſt, ſo ſuch' ich den Meiſter, welcher ein Haus mir
Gründe, das trotzt dem Orkan und auch des Blitzes Gewalt!
Sicher ruhet der Grund; denn die Werke, welche die Hoffnung
Und der Glaube gebaut, dauern Jahrhunderte durch.

Zwei Jahrzehnte nach der Erbauung dieſes Denkmals der kindlichen Liebe, ſah ſich Philipp Heinrich von Witzleben gezwungen 1616

den Wendelſtein mit ſeinen großen Gütern an Hans Heinrich von Heßler für 86,500 Gulden pfandweiſe ſo lange zu überlaſſen, bis das ſchuldige Capital zurückgezahlt würde. Es entſtanden aber bald vielfache Irrungen zwiſchen beiden Partheien, ſo daß der Landes- und Lehnsherr, der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen 1623 eine Sequeſtration verfügen mußte, um nach und nach die Rückzahlung der Pfandſumme zu bewirken. Für Wendelſtein war dieſe zuerſt nur temporelle Uebergabe an den Landesherrn ſehr verderblich; zwar wurde hier ein Amt mit fünf ganzen und drei halben Dörfern errichtet, nämlich: Rosleben, Bottendorf, Ziegelrode (damals Mechtilrode), Nermsdorf und Willerſtedt und Theile von Alberſtedt, Zeisdorf und Saubach, allein dieſe Vortheile bleiben weit hinter den großen Nachtheilen zurück, die ſich bald ſo verderblich bewieſen. Wendelſtein wurde zu einer kleinen Feſtung erhoben, welche dem Feinde nachdrücklich Widerſtand leiſten ſollte. Die noch vorhandenen Wappen der Familie von Witzleben an den Thoren und Thüren beweiſen es, daß ſchon durch dieſe Familie der Wendelſtein ſehr befeſtigt worden war. Aber nun wurden durch doppelte tiefe Gräben, welche in den Felſen hineingearbeitet wurden, durch wohlgeſchützte Thore, durch hohe Wälle und befeſtigte Thürme die Sicherheit und Stärke des Hauſes außerordentlich vermehrt. Es gereichte jedoch dem Schloſſe wie dem Vorwerke zum großen Nachtheil, daß die Gebäude des letztern unmittelbar an die Gräben des Schloſſes ſtießen, wodurch das Schloß an Feſtigkeit, das Vorwerk an Sicherheit verlieren mußte. Die furchtbaren Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges blieben in der erſten Zeit deſſelben von Wendelſtein fern, bis im Jahre 1635 der Kurfürſt den ebenſo unpolitiſchen als verderblichen Separat-Frieden zu Prag mit dem Kaiſer Ferdinand ſchloß, und ſich von der Verbindung mit den Schweden losſagte. Durch dieſen höchſt voreiligen und unüberlegten Schritt des Kurfürſten kam unſägliches Elend und Zerrüttung über Sachſen, und die Verluſte, welche die letzten dreizehn Jahre des dreißigjährigen Krieges herbeiführten, brachten das Land ſeinem gänzlichen Untergang nahe.

Da das Haus Wendelſtein, wie es damals genannt wurde, nicht ſo bedeutend war, um eine große Beſatzung zu ſeiner Vertheidigung aufzunehmen, ſo war es eine leichte Beute der kriegführenden Partheien, und alle Schrecken des Krieges mußte es im vollſten Maaße erdulden. Schweden und Kaiſerliche, Franzoſen und Sachſen trieben hier abwechſelnd ihr blutiges und zerſtörendes Spiel, bis endlich Wendelſtein nur ein Trümmerhaufen war, auf welchem einige Geſtalten, die halb verhungert waren, umherirrten. Die Beweiſe dieſer ſchrecklichen Verwüſtung finden wir nicht allein in den Akten des Archivs zu Wendelſtein, ſondern bis zu dieſer Stunde zeugen von dieſer Cataſtrophe noch die Steine, die zerriſſenen Mauern, die niedergeſtürzten Thürme und die überall ſichtbaren Ueberreſte einer gewalt-

ſamen Zerſtörung. Von dem Schloſſe blieb nur noch ein kleines Haus, und von dem Vorwerk eine halbe Scheune übrig. Alles Vieh war geraubt, und die Aecker bedeckten Diſteln und dichter Raſen. Am ſchrecklichſten waren die Verwüſtungen, welche 1639 bei dem Einfalle des General Banner ſtattfanden. Mehrere Haufen von dem Eberſteiniſchen Regimente plünderten und raubten im Februar; im September zerſtörten Königsmarkiſche Truppen auf eine ſolche Weiſe, daß der Schaden auf 15,000 Thaler berechnet wurde. Das Schloß wurde von dem ſchwediſchen Troß und den Bauern geplündert und mit Pechkränzen behängt und angezündet, wobei Niemand retten und löſchen durfte.

Der ſo lange erſehnte Frieden zu Osnabrück im Jahre 1648 und der Abzug der Schweden, der nach langen Unterhandlungen im Sommer des Jahres 1650 erfolgte, machte dieſen ſchrecklichen Verwüſtungen ein Ende, und das ſo lange niedergetretene Vaterland erhielt endlich Ruhe. Woher ſollten aber die Mittel kommen, um dieſe niedergebrannten Gebäude aufzubauen, die leeren Ställe wieder mit Vieh anzufüllen, dieſe jahrelang wüſte gelegenen Aecker wieder zuzurichten und zu beſäen, ja, woher ſollte man die für den Ackerbau, wie für die Handwerke ſo unentbehrlichen Menſchen nehmen? Es war allerdings eine ſchwere Aufgabe, aber nach und nach kam wieder eins nach dem andern in Gang, und das Todte wurde wieder lebendig. Da ſich aber weder die Familie von Witzleben, noch die von Heßler im Stande ſahen, dieſe großen Ausgaben für ſo viele Anſchaffung zu leiſten, auch die Pfandſumme nicht herbeiſchaffen konnten, ſo wurde Wendelſtein mit ſeinen Gütern und Rechten an den Landesherrn völlig abgetreten. Der Verluſt, welcher durch dieſe von den Umſtänden geforderten Abtretung die Familie von Witzleben traf, war ſehr bedeutend, denn Wendelſtein iſt eins der größten und fruchtbarſten Güter in Thüringen, indem hier 1824 Morgen an Feld, Wieſen und Triften ſich finden, ein herrlicher Forſt an 4000 Acker groß, drei Schäfereien, Frohnden, Zinſen 2c., wozu noch fünf ganze und drei halbe Dörfer kommen. Daher verſuchte ſpäterhin die Familie Witzleben unter dem Kurfürſt Friedrich Auguſt eine Reviſion des Abtretungsprozeſſes zu bewirken, allein ohne den gehofften Erfolg, denn eine freiwillige mäßige Nachzahlung auf Befehl des gerechten Kurfürſten befriedigte nur zum Theil die Hoffnung derſelben.

In dem Jahre dieſer Abtretung ſtarb der Kurfürſt Johann Georg. Ganz gegen die beſtehenden Familien-Verträge und den wahren Vortheil des Landes, erhielten die drei jüngeren Söhne des Kurfürſten eigene Landestheile für ſich und ihre Nachkommen. Durch dieſe unpolitiſche Verfügung erhielt der zweite Prinz des Kurfürſten, Herzog Auguſt, die Stadt Weißenfels mit mehreren Diſtrikten in Thüringen, worunter ſich auch das Amt Wendelſtein befand. Für

Wendelſtein war dieſe neue Einrichtung von keinem Vortheile, denn die Fürſten aus dieſer Linie beſuchten Wendelſtein nur, um das Vergnügen der Jagd in dem nahen Forſt zu genießen, und konnten um ſo weniger für dieſe Domaine thun, da ſie in eine große Schuldenlaſt geriethen, wodurch ſogar eine kaiſerliche Sequeſtration veranlaßt wurde. —

Der Tod des letzten Herzogs von Weißenfels im Jahre 1746 brachte Wendelſtein wieder an das Kurhaus Sachſen zurück, ein für Wendelſtein ſehr glückliches Ereigniß, welches für die Zukunft viel Gutes hoffen ließ. Schon waren die Spuren des nordiſchen Krieges, welcher die Schweden 1707 nochmals nach Sachſen führte, faſt ganz verſchwunden, als bald der ſiebenjährige Krieg ausbrach, welcher zwar ſehr große Laſten und Aufopferungen verurſachte, aber jene ſchrecklichen Verwüſtungen nicht kannte, welche den dreißigjährigen Krieg vor allen andern Kriegen auszeichneten. Als nach ſiebenjährigen Stürmen der Friede wieder zurückkehrte, ſo traten viele Einrichtungen ein, welche nicht ohne großen Vortheil blieben. Wendelſtein ſah eine Stuterei entſtehen, welche mit auserleſenen polniſchen, türkiſchen und tartariſchen Pferden verſehen, bald eine große Menge ſchöner und brauchbarer Pferde lieferte. Eine noch größere Aufmerkſamkeit wurde auf die Veredlung der Schafe gerichtet; zu verſchiedenen Zeiten wurden ſpaniſche oder veredelte Schaafe auf die großen wendelſteinſchen Schäfereien geſchickt, wodurch die Wolle immer mehr im Werthe ſtieg. Nicht minder wohlthätig, war die im Jahr 1790 angefangene Schiffbarmachung der Unſtrut von Artern bis zur Saale. Auch bei Wendelſtein wurde eine Schleuſe gebaut, bei welcher Gelegenheit der Kurfürſt Friedrich Auguſt auch Wendelſtein beſuchte, als er dieſe durch ſeine Theilnahme unternommenen Werke beſichtigte. In dem letzten Jahre der ſächſiſchen Regierung wurde noch eine der wohlthätigſten Veränderungen durchgeführt, nämlich die Ablöſung der Frohndienſte mit Pferden, wodurch den Unterthanen große Erleichterungen zu Theil wurden.

Schnell und ohne das drohende Verderben zu bringen, zogen die Stürme des Jahres 1806 vorüber, und als nach ſieben Jahren faſt das ganze Sachſen bei den entſcheidenden Kämpfen gegen die Franzoſen den fürchterlichſten Druck und alle Schrecken des Krieges erfahren mußte, blieb Wendelſtein faſt ganz verſchont. Mit dem Jahre 1815 traten aber hier große Veränderungen ein. Durch die Beſchlüſſe des Congreſſes in Wien kam ein großer Theil von Sachſen zur Krone Preußen. Auch das Amt Wendelſtein wurde abgetreten, und viele Veränderungen traten nun ein. Das Juſtizamt wurde aufgehoben, die Amtsdörfer wurden an benachbarte Juſtizämter abgetreten, und kamen zum Theil an Weimar; auch das Geſtüt ging ein. Aber mit großer Aufmerkſamkeit wurde

für das Gedeihen des Beſſern geſorgt, mag es ſich nun auf die Menſchen und auf menſchliche Einrichtungen beziehen, oder mag es ſich um die Bebauung und Benutzung des Bodens oder des Waldes handeln.

So beweißt auch die Geſchichte von Wendelſtein, daß die Stürme der Zeit und die Verheerungen der Menſchen wieder aufhören, und ihre Spuren durch die Hand der Vorſehung nicht allein verſchwinden, ſondern ſich in herrliche Entwickelungen und Fortſchritte verwandeln. Vieles iſt in neuerer Zeit geſchehen, möchten die Fortſchritte zum Beſſern ſich immer ſchneller entwickeln. —

Nebe.

Der Hülfensberg bei Geismar.

An der ſüdlichen Grenze des Eichsfeldes, zwiſchen den Städten Mühlhauſen und Heiligenſtadt liegt ein Berg, der in der ganzen Gegend durch ſeine Höhe ſichtbar, und an ſeinem bebauten Gipfel kenntlich, unter dem Namen St. Hülfensberg bekannt iſt. Zu ihm geſchehen alljährlich an beſtimmten Tagen aus der Nähe und Ferne zahlreiche Wallfahrten, da einer ſolchen beſonders wunderthätige Wirkungen in ſchweren Krankheiten zugeſchrieben werden.

Dieſer ſchön gelegene Berg erhebt ſich im erſten Drittheile ſeiner Höhe allmählig, wird aber in den übrigen Theilen ſehr ſteil. Sein Fuß wird auf zwei Seiten von einem Bache Friede beſpült, über deſſen Waſſerſpiegel bei Geismar der Berg ſich, nach einer trigonometriſchen Meſſung, 1024 pariſer Fuß erhebt. Nahe um ihn herum liegen vier Dörfer, Geismar nördlich, Töpfer weſtlich, Bebendorf ſüdlich und Döringsdorf öſtlich. Zwar führen von jedem Orte Wege zum Gipfel des Hülfensberges, allein der bequemſte und auch wohl am meiſten benutzte iſt der von Geismar hinauf. In der Mitte des Berges, von Geismar aus betrachtet, zieht ſich ein Bergrücken links über Döringsdorf nach der Keudelskuppe und Struth über Küllſtädt, Wachſtädt und Kreuzeber, wo er ſich mit der Dün vereinigt. An dieſer Nordſeite ſind auf dem ganzen Wege Stationen (Bildſtöcke worauf die Leidensgeſchichte Jeſu abgebildet) angebracht, vor denen die Pilger beten. An eben dieſer Seite entſpringt ein klarer, reiner, ſtets ausfließender Quell, der Hülfensbrunnen; weiter oben, links am Wege nach Döringsdorf, findet ſich die Quelle des Bonifaciusbrunnen vor, die aber kein reines Waſſer hat.

Hat man den mühſamen Weg zur Spitze des Berges zurückgelegt, ſo bietet ſich oben auf dem Gipfel eine Fläche von 475 Quadratruthen dar, worauf gegen Mitternacht eine Kirche, eine

Kapelle und ein Haus zum Obdache der nöthigen Perſonen ſtehen. Der beim Hinaufſteigen ſo lang entbehrte Himmelsdom zeigt ſich wieder, man athmet reinere Luft, und vergißt die Beſchwerden des Weges, indem man eilt, die herrlichen Ausſichten, welche der hohe Gipfel nach allen Seiten hin gewährt, zu genießen.

Geht man um die Kirche herum und wählt den nördlichſten Punkt des Berges zur Ausſicht, ſo zieht ſich unten in Entfernung einer Meile eine herrliche Ebene ringsherum. Mit freiem Auge erblickt man alle Thürme und Dörfer von Kelle bis Küllſtedt, abwechſelnd mit grünenden Wieſen und wogenden Feldern, mit dunkeln Wäldern und mäandriſchen Bächen, mit ſchönen, tiefen Thälern und himmelanſtrebenden Bergen; zur Linken tief unten am Fuße des Berges liegt Töpfer.

Auf der Südſeite bildet die Bergfläche eine Spitze, und hier iſt es, wo die Ausſicht maleriſch ſchön iſt. Zuerſt fällt der Spiegel des Werrafluſſes von Treffurt bis Eſchwege mit allen Krümmungen und Bewegungen in die Augen; auf beiden Seiten die fruchtbaren Auen mit Dörfern und Meyerhöfen, gerade vor ſich hat man Wannfried nebſt ſeinen Umgebungen, links bei Treffurt den Hellerſtein, und in der Ferne den Inſelsberg bei Gotha, im fernſten Horizonte die Thüringer- und Rhöngebirge, näher die kenntliche Ruine Boineburg, rechts Eſchwege mit ſeinen Umgebungen und die ganze Reihe von Gebirgen, worunter der Meißner mit ſeiner Front hervorragt.

Zu dieſer herrlichen Ausſicht, welche wohl viel zum häufigen Beſuche des Hülfensberges beigetragen haben mag, muß man einen heitern Tag wählen. Die Wallfahrtstage fallen in die ſchönſte Jahreszeit, Pfingſten, Sonntag und Montag nach Trinitatis und Johannis. An dieſen Tagen iſt bei heiterem Wetter die ganze Bergfläche mit Menſchen bedeckt, die ſich aus den entfernteſten Gegenden hier verſammeln; Katholiken und Proteſtanten, Kranke und Geſunde, Reiche und Arme beſuchen den Berg. —

Die Kirche des Hülfensberges wurde, wie ihr Anblick ſchon lehrt, nicht auf einmal erbaut; ihr älteſter Theil iſt die ſogenannte Bonifaciuskapelle, die als das Chor der Kirche angeſehen werden kann. Sie hat zwei ſehr ſchmale Fenſterchen, zwei Thüren und einen offenen Bogen; linker Hand befindet ſich das Bild der heil. Märtyrin Wilgefortis (einer bärtigen Jungfrau), wobei ein Opferſtock ſteht. Die Kirche ruht auf vier Pfeilern, hat fünf Altäre und einen Taufſtein. An dem hohen Altare wird nur Meſſe geleſen, und in ſeiner Nähe befindet ſich ein Reliquienkaſten, der an Wallfahrtstagen mit um die Kirche herumgetragen wird. Ein aufgerichteter Leichenſtein von ſchwarzem Marmor bewahrt das Andenken Ernſts, eines Sohnes des Landgrafen Karl von Heſſen-Rheinfels. Sonſt hat die Kirche kein beſonders erfreuliches Anſehen. Nahe bei derſelben ſteht eine 1716 erbaute Kapelle, die zur Bequemlichkeit der Communicanten dient, und einen ſchönen Altar beſitzt.

Das Jahr der Erbauung dieſer Kirche auf dem Hülfensberge und ihre Gründer ſind ganz unbekannt. Einige Chroniſten führen

an: „daß in heidniſchen Zeiten der Götze Stuffo auf dieſem Berge geſtanden habe (wonach der Berg Stufenberg genannt worden ſei), welcher um 724 von Bonifacius zerſtört worden ſei, an deſſen Stelle er aber eine Kapelle erbauet habe.“ — Allein abgeſehen davon, daß nur zwei Stiftungen des Bonifacius in Thüringen, Erfurt und Ohrdruf, von den Zeitgenoſſen deſſelben erwähnt werden, erſcheint die Gründung dieſer Kapelle ganz den damaligen Zuſtänden zuwiderlaufend, indem der Theil Südthüringens, wozu das Eichsfeld gehörte, noch ganz heidniſch und in beſtändigen Kriegen mit den Sachſen verwickelt war. Ueberdem ließ Bonifacius nie eine Kirche in der Nähe der Sachſen erbauen, und verwarf z. B. 741 aus dieſem Grunde den zum Kloſterbau bei Hersfeld erwählten Platz. Wenn ihm nun 741 Hersfeld zu nahe den Sachſen lag, ſo läßt ſich nicht wohl annehmen, daß er ſchon 724 eine Kirche auf dem Stufenberge gründete, welche ungleich näher, nur drei Meilen von der ſächſiſchen Grenze entfernt lag. Endlich wäre auch wohl dieſer Berg der unpaſſendſte Ort in jener Zeit geweſen, indem ſein Gipfel da bewaldet und wenig zugänglich geweſen ſein mag. Ferner bezweifelt man mit Recht, daß es überhaupt auf jenem Berge ein Götze Stuffo gegeben habe; am gründlichſten hat es Wolf, des Eichsfelds beſter Hiſtoriograph, in ſeiner „kritiſchen Abhandl. über den Hülfensberg, Erfurt 1802“ widerlegt.

Andere Chroniſten, unter denen Letzner in ſeinem „vita Caroli M. Cap. IX.“ beſonders ſpeciell, erzählen, daß Karl der Große 774 die Sachſen an der Werra bei Treffurt geſchlagen habe, worauf er mit ſeinen Hauptleuten den Stuffenberg beſtiegen und Gott gedanket, wobei er ausgerufen: „Hier hat uns Gott und ſonſt Niemand geholfen!“ davon ſei der Berg Hülfensberg genannt, und Karl habe auf ihm eine Kapelle erbauen laſſen.

Betrachten wir dieſe Angabe Letzner's ein wenig näher, ſo ergiebt ſich bald, daß ſie auf großen Irrthümern beruht. Zuerſt iſt die Schlacht an der Werra und das Jahr derſelben unrichtig, indem Karl der Große 774 vor Pavia in Italien ſtand, und nach allen gleichzeitigen fränkiſchen Chroniſten derſelbe nie eine Schlacht an der Werra mit den Sachſen ſchlug. Dann erzählen aber die angeführten Quellenſchriftſteller von einem Siege Karls um 783 über die Sachſen, der in der Gegend des Berges Osnegg bei Detmold in Weſtphalen erkämpft wurde. Karl der Große beſtieg den Berg, und that obenangeführten Ausſpruch; ingleichen ließ er eine Kapelle darauf erbauen. Offenbar hat nun Letzner dieſe Berge verwechſelt. Andere Gründe, daß die Kapelle des Hülfensberges nicht aus jener Zeit herſtamme, liegen noch darin, daß bei dem bekannten Haſſe der Sachſen gegen das Chriſtenthum, die in jener Zeit erbaute Kapelle gewiß von ihnen zerſtört ſein würde, indem dieſelben unter Wittekinds Führung ſeit 778 Herren eines großen Landſtriches bis zum Rheine und der Moſel waren.

Hieraus geht hervor, daß das Jahr der Gründung jener Kapelle auf dem Hülfensberge in viel ſpätere Zeiten zu ſetzen iſt. Die älteſten Urkunden, in denen der Hülfensberg ſtets unter dem Namen Stoufenberg vorkommt, ſind von 1352, 1357, 1363 und 1367. In

den deutſchen Urkunden von 1352, 1370 und 1381 heißt er Sente Gehülfin Berg, und in den lateiniſchen von 1374 und 1443 wird er mons sancti Salvatoris genannt. Die Urkunde von 1352 erwähnt, „daß Proyſe von Wannfried Leibeigene mit einem Sattelhofe mime Herren ſente Hülfen und ſiner Kerken zu Stoffenberg verpfändete," woraus hervorgeht, daß unter ſente Hülfen wohl der Patron der Kirche zu verſtehen iſt. Dies zuſammengehalten mit dem Ausdrucke mons Scti. Salvatoris läßt uns ſente Hülfe als ſchlechtverdeutſchtes Sct. Salvator erſcheinen.

Eine andere Ableitung des Namens ſente Hülfe iſt die, keineswegs ganz grundloſe, von dem Bilde der heil. Wilchefortis (sanctum auxilium genannt), welches ſich in der Kapelle des Berges befindet und um 1360 Anlaß zu vielen Wallfahrten wurde, wie folgende Inſchrift in der Karthaus zu Erfurt bezeuget:

„Hie ſehet an wie diß Cloſter von erſt uffkommen iſt. In dem Jahr n. Chr. Geb. MCCCLX. was eine groſe wallfahrt zur Sente Gehülffenberg bei Eſchwe im Heſſen, umb viel Wunderwerken willen, die da geſcheen und viel von den Wallern groß opfer dahin quam, das thete man in 3 Theil, das eine Theil dem Biſchof, das andere dem Landherren, das dritte dem Pferner zu Sente Gehülſen, und alſo bauete man da eine ſchöne Kirch, und der Pferner wurde riech und wohlhabendich mit viel Geld und Guts. Darnach ward der Pferner krank und machte ſein Teſtament, daß der wirdige Herr Joannes Ortinis ein Probſt zu Dorle ſollte ſein testamentarius ſein, und all ſein Gut in die Ehr Gottes zu ſeiner Seligkeit wenden, wie er ihm vertrauet. So war derſelbige Probſt er Joannes Ortinis ein gottesfürchtiger Mann und erkannte vor das beſte ein Karthaus zu ſtiften und erwarb Läubde von dem Biſchofe zu Mainz, auch von dem Ehrſamen Rath zu Erfort, bei Erfort ſeine Meinung zu vollbringen. Nach ſolcher Bewilligung ſandte der wirdige Herr er Joannes Ortinis Probſt zu Dorle ſeinen Werkmeiſter aus, umb Erfurt eine Stätte zu beſchauen, da ein Karthaus wohl lege; alſo kam er zwiſchen dem Löwer und neuen Thor auf der Wolfsweide und überſchluge die ſtätte ab." —

Hieraus und aus andern ſichern Nachrichten erſehen wir nun, daß die Kapelle durch ihre Einkünfte jenes Karthaus in Erfurt begründete, und daß um 1360 die Wallfahrten nach dem Hülfensberge anfingen. Hiermit ſtimmt auch die Ausſage vier alter Männer, von denen jeder über 90 Jahr alt war, und welche von dem Domdechant Echtern aus Mainz 1429 um eines Streites willen vernommen wurden, überein.

Unter den unzähligen Pilgern der früheſten Zeiten, finden wir beſonders Lübecker, die Jacob von Melle in ſeinem Werke: de itineribus Lubecensium sacris p. 80 beſonders genannt hat, und ſchon vom Jahre 1370 anführt. —

Da nun viele fremde Wallfahrende nicht nur auf dem Berge ihre Andacht verrichten, ſondern auch beichten und communiciren

wollten, ſo erhielt 1443 das Kloſter Annrode, in deſſen Bezirke der Hülfensberg lag, auf Anſuchen vom Biſchof Ludwig von Turin, Legat der Kirchenverſammlung zu Baſel, die Erlaubniß, durch drei Prieſter an den beſtimmten Wallfahrtstagen in der Bergkapelle das heilige Sacrament austheilen zu laſſen. Fortan ſtrömten nun Gläubige in unendlicher Menge herbei, und Kloſter Anrode ließ neben der geiſtigen auch körperliche Nahrung verabreichen; es wurden die Wallfahrten bald eine reiche Quelle von Einkünften für das Kloſter. Hierüber waren die Herren von Keudel (auf dem nahegelegenen Keudelſteine) unzufrieden und erzwangen von den Bergbewohnern Faß- und Stätegeld. In Anſehung des Faßgeldes widerſprachen die kurfürſtlichen Vögte auf den Schlöſſern Biſchofſtein und Greifenſtein denen von Keudel, und forderten es für den Kurfürſten, als Gerichtsherrn. Allein die von Keudel wollten nicht nachgeben, ſondern erpreßten das Faßgeld nochmals, obwohl es die Vögte ſchon erhoben hatten. Der ganze Streit wurde endlich an den Kurfürſten Konrad III. von Mainz berichtet, welcher den Domdechant Echtern 1429 beauftragte, die Sache zu unterſuchen. Nachdem dies geſchehen, erkannte der Domdechant: daß das Gericht auf dem Berge ſeinem Herren, dem Kurfürſten, das Eigenthum des Berges aber dem Kloſter Anrode zuſtehe. Von nun an erhob letzteres das Stätegeld, der Amtmann von Steine aber das Faßgeld.

Doch waren die von Keudel keineswegs mit dem Rechtsſpruche zufrieden, ſondern ſetzten ihre Erpreſſungen auf dem Hülfensberge fort, bis Kurfürſt Dietrich 1444 dieſelben durch kräftige Maßregeln fügſamer machte. In Folge deſſen mag wohl ein gütlicher Vergleich zwiſchen den ſtreitenden Partheien ſtattgefunden haben, indem ein Lehnbrief von 1608 bezeugt, daß die von Keudel mit der Hüttenſtätte auf dem Kirchhofe zu St. Gehilfen belehnt worden ſind, anderweitige Nachrichten aber ganz fehlen. —

Vor und nach dieſem Streite war es frommer Pilger Sitte, der Kirche Geſchenke zu machen, die in derſelben aufgehängt wurden, und häufig Gegenſtände aus Wachs waren. Letzner erzählt von Krücken, Köpfen, Armen, Füßen 2c., ſämmtlich aus Wachs, übergeht aber auch nicht die anſehnlichen Geſchenke an Meßgewändern, koſtbaren Kelchen, ſilbernen Monſtranzen u. ſ. w., welche meiſtens von den freigebigen Städten Braunſchweig und Hildesheim der Kirche verehrt worden waren.

Mit der Verbreitung der neuen Glaubenslehre Luthers, verloren Bilderdienſt und Proceſſionen ihr bedeutendes Anſehen und die Zahl der nach dem Hülfensberge Wallfahrenden nahm ſehr merklich ab. Erſt Kurfürſt Daniel von Mainz brachte die zum Lutherthume verirrte Heerde theilweiſe zum alten Glauben zurück, indem er ſich dazu einiger Jeſuiten bediente, welche er 1575 nach Heiligenſtadt ſchickte. Dieſe zogen durch die Neuheit ihrer Predigten auf dem Hülfensberge das Volk an, und dazu kam noch ein 12jähriger Ablaß, welchen Papſt Clemens VIII. den nach dem Hülfensberge Wallfahrenden ertheilte.

Von jetzt an kam der Berg immer mehr in Aufnahme und 1624 waren nicht einmal ſechs Prieſter im Stande, an den Wallfahrtstagen alle Beichtenden zu hören. Der 30jährige Krieg ſtörte und unterbrach öfters die Wallfahrten, und in dieſer Schreckenszeit wurde auch die Kirche ihrer koſtbarſten Geſchenke beraubt. Nach dem weſtphäliſchen Frieden, fanden ſich auch die alten Pilger auf dem liebgewonnenen Hülfensberge wieder ein, und Heiligenſtadt veranſtaltete ſogar 1649 eine feierliche Prozeſſion nach demſelben, die auch in unſerer Zeit noch alljährlich geſchieht.

Was nun aber die Eichsfelder am ſtärkſten an den Hülfensberg feſſelte war, und iſt noch bis jetzt, das Zutrauen, dort durch Gebet und Beichte auf eine wunderähnliche Weiſe von körperlichen Uebeln befreiet zu werden. Durch eigends über ſolche Fälle von den Jeſuiten 1576 angelegte Jahrbücher erfahren wir, daß viele Lahme und andere Kranke geſund vom Berge herabkamen. In wie weit der Leſer einigen Fällen, die ich hier herſetzen will, Glauben ſchenken mag, muß ich ihm ſelbſt überlaſſen.

„Im Jahre 1606 wurde ein Mann, Namens Andreas Spillner zu Ecklingerode im Duderſtädtiſchen beim Mergelgraben vom herabſtürzenden Erdreiche ganz verſchüttet. Als ſeine Frau die traurige Kunde des Geſchehenen erhielt, fiel ſie auf ihre Kniee, und that das Gelübde: „wenn mein Mann lebendig herausgegraben wird, will ich mit ihm eine Wallfahrt nach dem Hülfensberge verrichten!“ — Nach zwei Stunden fand man den Verſchütteten endlich, zwar lebend, aber dergeſtalt verſtümmelt und zerquetſcht, daß ihn der Arzt verloren gab. Nur allmählig erholte er ſich wieder, und ſchleppte ſich mittelſt der Krücken und in Begleitung ſeiner Frau, Pfingſten nach dem Hülfensberge, wo er beichtete und communicirte. Darauf fühlte er bald eine ſolche Stärke in ſeinen Gliedern, daß er ohne Krücken in einem Tage friſch und geſund nach Hauſe gehen kann.“ —

„Ein Jeſuit ſah 1621 einen fremden Mann mit Krücken in die Kirche des Hülfensberges kommen, und dieſelben im Kirchengewölbe aufhängen. Er rief ihn zu ſich und frug den Mann, der in ſeinen beſten Jahren, ſtark und wohlgebildet war: warum er jene Krücken mitbringe. Der Fremde antwortete darauf: daß er ſeit zwei Jahren nicht habe auf ſeine Füße treten können, und bereits alle Hoffnung je wieder geſund zu werden, aufgegeben, als er zu einer Wallfahrt nach dem Hülfensberge beredet worden ſei. Er habe ſie gethan, ſei geſund geworden und wolle nun zum Geſchenk zwei Füße von Wachs neben ſeinen Krücken hier aufhängen. — Der Mann hieß Henrich Fell und war aus dem Fürſtenthume Fuld gebürtig.“ —

Aber nicht nur Katholiken, ſondern auch Proteſtanten wurden der ſegensreichen Wohlthaten ſolcher Wallfahrten theilhaftig, wie P. Müller in den „Analecta Bonifaciana“ insbeſondere durch drei Fälle erweiſt, daß dies geſchehen. Zwei Lutheraner wurden dadurch beſtimmt, den katholiſchen Glauben anzunehmen.

In den Jahren 1691 — 1773 wurden die jetzt vorhandenen Stationen vom Fuße des Berges bis zum Gipfel, meiſtens durch anſehnliche

Beiſteuern frommer Geneſenen, aufgeſtellt. Landgraf Chriſtian von Heſſen-Rheinfels ſtiftete auf dem Hülfensberge drei wöchentliche Meſſen, wozu Kloſter Annrode den Prieſter ernannte, der dafür alljährlich 50 Thlr. bekam. Ebenſo erhielt Annrode 50 Thlr. für Wein, Wachs, Hoſtien und für Löhnung des Kirchendieners. Der Gottesdienſt in der Kirche iſt ſo eingerichtet, daß der Pfarrer zu Geismar von Palmenſonntag bis Allerheiligen Amt und Predigt auf dem Berge hält, wozu ſich die beiden Gemeinden von Bebendorf und Döringsdorf einfinden müſſen. Im Winter dagegen wird der Gottesdienſt in der Kirche zu Döringsdorf abgehalten. Das ganze Jahr hindurch werden übrigens die wöchentlichen Meſſen auf dem Berge gehalten. —

Unter den Schriften über den Hülfensberg ſind nächſt P. Müller, Wolf mehrere in Schlözers Briefwechſel v. 1778 III. Th. Hft. XVIII. No. 45 ꝛc. erſchienene Aufſätze bemerkenswerth, die durch Georg Degenhard in ſeiner disquisitio in superstitionem una cum positionibus ex universa philosophia edita etc. Heiligenst. 1780. theilweis widerlegt und berichtigt wurden.

Aemilianus.

Lauterberg.

In den Wipfeln friſche Lüfte,
Fern melod'ſcher Quellen Fall,
Durch die Einſamkeit der Klüfte
Waldeslaut und Vogelſchall.
J. v. Eichendorff.

An der ſüdlichen Seite des Harzgebirges liegt, am Eingange einer Thalſchlucht und an dem rechten Ufer der Oder, der Flecken Lauterberg oder Lutterberg. Seinen Namen hat der Ort ohne Zweifel von dem Flüßchen Lutter, welches gleich unter Lauterberg in die Oder läuft, empfangen, und die Landſchaft in welcher er liegt, kann wahrhaft ſchön genannt werden. Eine halbe Stunde lang ziehen ſich die gut gepflaſterten Gaſſen des „kleinen Bergſtädtleins," wie es in alten Urkunden genannt wird, mit ihren reinlich ausſehenden Häuſern, deren etwa vierhundert ſein mögen, und die, obwohl faſt alle klein und von Fachwerk erbaut, doch etwas Einladendes und Wohlhäbiges haben, in dem Thale hinauf.

Aus der Geſchichte des Städtchens läßt ſich nur wenig Bemerkenswerthes anführen.

In einer Fehde des Grafen Ernſt von Hohenſtein gegen Philipp I. von Grubenhagen, wurde Lauterberg im Jahr 1500 arg verheert, und ſpäter, im dreißigjährigen Kriege, von einer Streifparthei überfallen, geplündert und bis auf einige wenige Häuſer niedergebrannt. Eine Feuersbrunſt, welche, nachdem ſich der Ort kaum wieder erholt hatte, im Jahre 1667 ausbrach, zerſtörte abermals einen großen Theil der Stadt; doch auch diesmal erhob ſie ſich aus Schutt und Aſche

und die hohen Bergkuppen ringsumher ſahen verwundert den vernichteten Ort freundlicher wieder erſtehen, als er vordem geweſen war.

In früheren Zeiten wurde hier eifrig Bergbau betrieben, beſonders auf Kupfer, welches ſehr rein und an Güte dem ſchwediſchen und engliſchen gleich war, dann auf Blei, Silber und Eiſen. Nicht lange nach dem Jahre 1528, wo die neue Bergordnung für die Grafſchaft Lutterberg publicirt worden war, arbeitete man in den Lutterthälern am Haibeck, in der Andreasbach und am Scholm in dreizehn Silber- und Kupfergruben, deren Erze auf der Andreasberger und in einer bei Lauterberg belegenen Saigerhütte verſchmolzen wurden. Mit der Zeit wurden aber die Gruben immer unergiebiger, ſie mußten mit Verluſt betrieben werden, wurden deshalb nach und nach eingeſtellt, und ſeit dem Jahre 1824 blieb nur noch die „Luiſe Chriſtiane" verſuchsweiſe im Gange. In der neueſten Zeit, wo man zufällig einen Gang entdeckte, ſind die geſunkenen Hoffnungen wieder erwacht, und man hat wieder die frohe Ausſicht ein regeres Bergmannsleben aufblühen zu ſehen.

Eiſenſteinbergbau iſt ebenfalls ſchon früh hier im Gange, kann aber nicht regelmäßig betrieben werden, da das Erz neſterweiſe vorkommt. Viele Gruben ſind verlaſſen, doch zeugen die gewaltigen Schlackenhaufen in der Nähe der Hütten, wo dieſe Erze verſchmolzen wurden, von der Menge der erbeuteten Eiſenerze.

Bei der Lage Lauterbergs zwiſchen hohen Bergwänden iſt der Ackerbau natürlich ſehr unbedeutend, dagegen finden die Bewohner des Ortes auf der nahen Königshütte und im Walde den nöthigen Unterhalt. In der Königshütte *) arbeiten gegen zweihundert Hüttenleute, Handwerker und Tagelöhner; — im Walde und auf dem Berge eben ſo viele als Köhler und Waldarbeiter. Die Forſtkaſſe zahlt den Bewohnern des Ortes jährlich etwa 20,000 Thlr. Außerdem ſind einige hieſige Gewerke von Wichtigkeit, z. B. Färbereien, Leinwebereien, Bleichen und beſonders die Nagelſchmieden, deren etwa ſechs mit einigen ſechszig Arbeitern ſind, welche jährlich gegen 20,000 Thaler umſetzen. Die Geſchicklichkeit und Raſchheit, mit welcher die Nägel verfertigt werden erregt Bewunderung, und ein Beſuch dieſer Werkſtätten belohnt ſich. Zwei Blankſchmieden, welche treffliche Waaren, als Aexte, Sägen, Schaufeln, Futterklingen u. dgl. verfertigen, erfreuen ſich eines guten Abſatzes und ſetzen jährlich gegen 8000 Thaler um.

An der Spitze der ſtädtiſchen Verwaltung ſteht ein Bürgermeiſter, welcher aber, mit den ihm zur Seite ſtehenden Viertelsherrn, der Auf-

*) Wer ſich über die techniſchen Anlagen daſelbſt näher unterrichten will, nehme das in jedem Betracht gute Buch: „Zimmermann's Anleitung den Harz zu bereiſen," zur Hand. — Eine Monographie Lauterberg's beſitzen wir von E. v. Berg. — S. unter: Scharzfels.

ſicht des Stadtſchulzen, — des in Lauterberg wohnenden königlichen Beamten, — unterworfen iſt. Das Städtchen, welches eine Poſt-ſpedition, eine Fahrpoſtverbindung mit den Nachbarorten hat, und Sitz einer Forſtinſpection iſt, erfreut ſich in neueſter Zeit einer beſondern Regſamkeit, und zwar durch die vom Dr. Ritſcher eröffnete Waſſerheilanſtalt. Es war ein glücklicher Gedanke, hier am Buſen des Gebirgs, in anziehender, romantiſcher Gegend, welche die herrlichſten Waſſer hervorſprudelt und geſunde, friſche Luft hat, eine ſolche Anſtalt zu gründen. Wie viel Anklang dieſelbe gefunden, bezeugen die zahlreichen Beſucher, welche ſich gleich im erſten Jahre einfanden, und deren Zahl ſich bereits im zweiten Jahre auf eine erfreuliche Weiſe ſteigerte. — Die Quellen ſind ſämmtlich zum Schöpfen bequem und durch Ueberbauten vor Verunreinigung geſchützt. Die Douſchen befinden ſich theils im Orte, theils im Walde, und es ſind Regen-, Tropf-, Sturz-, Wellen und Flußbäder vorhanden, ſo wie auch ein ſchöngelegner Teich zur Ausübung der Schwimmkunſt einladet.

Für das Unterkommen der Fremden iſt beſtens geſorgt, denn obwohl die Privatwohnungen einfach ſind, ſo zeichnen ſie ſich doch durch muſterhafte Reinlichkeit aus, und faſt alle Badegäſte ſind durch die Reinlichkeit der Wohnungen und die Billigkeit der Beköſtigung erfreut, durch die Lauterberg umgebende ſchöne Natur aber entzückt geweſen. Letztere iſt in der That wunderſchön. Die wechſelnde Scenerie kühner Baumgruppen, dichten Gebüſches und lieblicher Waldgründe, welche ſtets neue Bilder vor uns aufgehen laſſen, bezaubern die Seele, denn Waldestiefe iſt immer romantiſch. Wohin wir uns wenden, weht uns balſamiſche Luft der Berge an, wird das Auge durch köſtliche Fernſichten erfreut. Zuerſt beſteigen wir den mit einem Breterhäuschen gezierten

Hausberg,

welcher durch ſeine nächſte Nähe bei dem Orte, durch ſeine kegelförmige Geſtalt, iſolirte Lage und durch ſeine geſchichtlichen Erinnerungen zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Die Mühe, welche ſein Beſteigen verurſacht, wird durch den Genuß, der unſerer oben wartet, reichlich belohnt. Zu unſern Füßen ſehen wir Lauterberg, etwas davon entfernt, in der Aue, durch welche die Oder dahinfließt, liegt die Königshütte, ſeitwärts der rieſige Scholm mit köſtlicher Ausſicht, weiter hin lachende Fluren mit den Dörfern Bartholfelde und Oſterhagen im Vorgrunde, in einer Entfernung von ſechs Stunden den Bergzug bei Bleicherode, die Haſenburg, den Ohmberg, den Sonnenſtein, einen beträchtlichen Theil des Thüringerwaldes, den Meißner, die beiden Gleichen bei Göttingen, und in weiter Ferne die Weſerberge bei Minden. Wendet man ſich nach dem Gebirge, ſo zeigt ſich unſern Augen eine herrliche Berglandſchaft, und man ſieht

über vielen ſich aufgipfelnden Waldkuppen den Brocken majeſtätiſch hervorragen.

Von der alten Burg Lauterberg oder Lutterberg, welche hier oben ihre Zinnen emporſtreckte, ſind nur noch geringe Reſte zu ſehen, denn ein kellerartiger Gang, und Spuren von Wällen ſind Alles, was man noch von dem Stammhauſe der einſt mächtigen Grafen von Lauterberg entdecken kann. Die Zeit, in welcher die Burg erbaut wurde, läßt ſich nicht beſtimmen. Nach einigen Chroniſten ſtand ſie ſchon im ſiebenten Jahrhundert. Im neunten Jahrhundert finden wir einen Grafen Werner von Lauterberg, welcher drei Söhne hinterließ, von denen der zweite, Günzel, Graf zu Lauterberg wurde. Dieſer hatte fünf Söhne, von denen bei der Theilung des väterlichen Erbes Günzelin die Grafſchaft Lauterberg erhielt. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts waren die alten Grafen von Lauterberg in ihrer Linie ſchon ganz ausgeſtorben, (ſ. Lucä Grafenſaal p. 288), und die erledigte Grafſchaft war an die mitbelehnten Vettern von Scharzfels, und zwar an den Grafen Burchard gekommen. Derſelbe hatte zwei Söhne, von denen Heidenreich nach des Vaters Tode auf Lauterberg reſidirte. Da er um 1230 ohne männliche Erben ſtarb, fiel die Grafſchaft wieder an die Scharzfeld'ſchen Grafen, an Burchard den Weißkopf und Burchard den Krauskopf. Nur der Erſtere verheirathete ſich und hinterließ vier Söhne, von denen Graf Otto einen Sohn, Otto den Jüngern hinterließ, welcher nach Abſterben der Andern, die Herrſchaft allein erhielt. Von ſeinen drei Söhnen hinterließ keiner Nachkommen, und es ſtarb mit Heiſo das Haus der Grafen von Lauterberg und Scharzfels im J. 1396 für immer aus. (cf. Leuckf. A. Poeld. p. 54).

Das eröffnete Lehn mußte nun, als früheres Eigenthum Heinrich des Löwen, an Herzog Friedrich fallen, der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Hildesheim und die Aebtiſſin von Quedlinburg und Gandersheim, machten es ihm aber ſo lange ſtreitig, bis die Ritter von Minnigerode und von Birkenfeld die Schlöſſer Scharzfels und Lauterberg in Beſitz nahmen, und in des Herzogs Hände lieferten, der ſie im Jahre 1402 an den Grafen von Hohenſtein Heinrich VIII. mit der rothen Platte, für 1100 Mark Silber verpfändete. (Eckst. Chr. W. p. 26.) Später zahlten die Grafen von Hohenſtein noch zweihundert Mark, und wurden nun förmlich mit Lauterberg und Zubehörungen, die ſehr beträchtlich waren, belehnt. Die Zerſtörung der Burg fällt wahrſcheinlich in das Jahr 1500, wo ſich Philipp I. von Grubenhagen und Graf Ernſt von Hohenſtein befehdeten, und wo Philipp von Grubenhagen Lauterberg, Barbis, das Vorwerk von Neuhof und Bartholfelde niederbrannte. Als im Jahre 1593 mit Ernſt VII. das Geſchlecht der Grafen von Hohenſtein ausſtarb, wurde die Grafſchaft Lauterberg, mit widerrechtlicher Uebergehung der mitbelehnten Grafen von Stollberg und Schwarzburg, vom Herzog Wolfgang von Grubenhagen als ein eröffnetes Lehn eingezogen, und iſt ſeitdem beim Fürſtenthume Grubenhagen geblieben.

Die Bergwerke im Lauterberg'ſchen kamen unter die Direction des Bergamts in Clausthal, der andere Theil der Grafſchaft ward in das Braunſchweigiſch=Grubenhagen'ſche „Amt Scharzfeld" verwandelt. Als Philipp II. im Jahre 1596 ſtarb, bemächtigte ſich Heinrich Julius von Braunſchweig=Wolfenbüttel des Fürſtenthums, aber ſein Sohn Ulrich mußte es auf kaiſerlichen Befehl im Jahre 1616 wieder herausgeben, worauf es (1618) durch einen Vergleich an die Zelle'ſche Linie, und endlich durch die bekannten Erbfälle (ſ. Scharzfels und Herzberg) an das Hannover'ſche Königshaus kam.

Von dem Burgberge herabgeſtiegen, wenden wir uns zu einigen andern Punkten, die von denen, welchen es nicht an Zeit fehlt, beſucht zu werden verdienen. Der anziehendſte derſelben iſt, nach meinem Gefühl, der

Ahrensberg,

zu deſſen Spitze man auf einem recht intereſſanten und wenig anſtrengenden Wege gelangen kann, und von wo man den ganzen ſüdöſtlichen Harz, die Gegend um Walkenried und die Berge bei Ilefeld und Hohenſtein überſieht. Beſonders ſchön iſt die Ausſicht in der Abendbeleuchtung. Die Ruinen des Hohenſteins glühen dann wie in Blut getaucht, dahinter ſteht trotzig der finſtre Thurm der Ebersburg, das Kreuz auf der Joſephshöhe iſt ſichtbar, und ganz im Hintergrunde die mächtige Warte des Bergſchloſſes Kyffhauſen. Die Stadt Nordhauſen mit ihren Thürmen lagert in der Mitte des lieblichen Bildes, welches wir vor uns haben, und allenthalben liegen Dörfer zwiſchen üppigen Saaten und unter ſchattigen Bäumen. Nach Süden hin erblicken wir wieder den Ohmberg mit dem nach Bleicherode hinlaufenden Gebirgszuge, und gegen Weſten ſtreift unſer Blick, an der alten Burg Scharzfels vorüber, nach den bekannten Höhen bei Göttingen.

Die Königshütte, der Scholm, das Wieſenbeek mit einem ſchönen Waſſerſpiegel, der Kummel, die Lutterthäler, die Einhornhöhle, Scharzfels, die Steinkirche, der Rabensberg, — mit einer der ſchönſten Ausſichten am Unterharze, — Walkenried, Römerſtein, Weingartenhöhle, ſind lauter Punkte, welche nahe liegen und von den Badegäſten mit geringer Mühe beſucht werden können — und überall empfängt uns die Natur mit jugendlichen Armen, und haucht uns an mit friſchem Odem. — Ein ſehr angenehmer, belohnender Weg iſt der ſogenannte Philoſophengang, der ſich am Fuße der Koldung hinzieht, wo man im Schatten hoher Bäume, den murmelnden Wellen der Oder entlang dahinwandelt, und wo uns eine wohlthuende Ruhe umgiebt, die durch nichts als durch das ſanfte Geräuſch des Waſſers und durch den Geſang der Vögel geſtört

wird. Auf dem Rückwege über die Koldung bieten ſich köſtliche Blicke in die Gegend dar, beſonders iſt gleich hinter den Wohnungen der Offizianten auf der Königshütte eine Stelle, welche ein treffliches Landſchaftsbild abgiebt. Man blickt in das Thal „die Aue,“ ſieht im Vordergrunde die ſchönen Gebäude der Königshütte, dahinter Lauterberg und hinter Lauterberg die ſchönen Berggruppen des Harzes in verſchiedenen Schattirungen. Dieſe Landſchaft iſt von Künſtlern oft gezeichnet und man findet getreue Abbildungen in mehreren Werken über den Harz, z. B. in Zimmermann's Anleitung den Harz zu bereiſen, in E. v. Berg's Monographie und an andern Orten.

C. Duval.

Haynecke bei Nazza.

Dreißig Jahre lang war Thüringen von den fürſtlichen Brüdern Friedrich, Wilhelm und Balthaſar mit ſeltener Eintracht regiert worden. Da ſtarb im Jahre 1381 Friedrich der Strenge, und Balthaſar ward, nach friedlicher Uebereinkunft mit den Erbverbrüderten, Thüringens alleiniger Landgraf. Und er war ein milder Herr, beharrlichen Strebens, ſich und Andere glücklich zu ſehen. Aber, wenn auch oft, ſo wollte es mit ſolchem Streben doch nicht immer gelingen. Mannichfache Fehden zerriſſen nicht ſelten die Friedensfahne, die er ſegnend über ſein Land zu ſchwingen gedachte. So waren die Eichsfelder, die ſich vor der Mainzer Biſchofsmütze beugten, dem Thüringer Lande gefährliche Nachbarn. Balthaſar hatte die Stadt Langenſalza ſeinen landgräflichen Beſitzungen einverleibt. Darob haderte der Erzbiſchof zu Mainz, und trieb die Eichsfelder hinüber in des Landgrafen Gebiet, daß ſie mit kecker Hand das neue Eigenthum ihm ſtreitig machen ſollten. Und ſie ſtreiften, ohne ſich zu einer rechtlichen Fehde zu ſtellen, verheerend und verwüſtend in den nachbarlichen Gau. Da bauete Balthaſar — es mogte in dem Jahre 1392 ſein — auf der nordweſtlichen Schulter des Haynich-Waldes, der ſeinen Rücken wie eine Grenzſcheide zwiſchen Eichsfeld und Thüringen hinſtreckt, eine Burg zu Schutz den vielgeplagten Unterthanen, und zu Trutz den räuberiſchen Nachbarn, und nannte ſie: Haynecke („Hainhecke"). Und wenn es fortan die Eichsfelder wagten, über ihre Grenzen keck und flüchtig herüberzuſtreifen, da wieſen ſie die tapfern Mannen, die auf der Haynecke wachten und ſchützten, mit blutigen Köpfen zurück, und ſicherten ſich, ſo oft es Noth that, durch verabredete Zeichen des Landgrafen Hülfe. Denn von der Wartburg Zinnen, wo ſich Bal-

thaſar gefiel, erreichte leicht der Blick die nur drei Stunden fernen Mauern, die zu Schutz und Trutz des Haynichs Scheitel krönten. Und ſiehe, an dem feſten Damme brach ſich bald der Feinde verheerender Strom. So war die Haynecke der umliegenden Landſchaft Schutz und Schirm geworden.

Wenn ſie auch nun forthin noch lange von dem waldgekrönten Gipfel ſtolz und drohend niederſchaute, ſo war doch ihre Hauptrolle geſpielt und ihre Aufgabe gelöſ't; und wenn auch die alten Chroniker hin und wieder den Vorhang lüften, womit die Zeit ihre allgemach verfallenden Zinnen umhüllt; ſo ſtehet ſie unter den thüringenſchen Bergſchlöſſern doch nur als Statiſtin auf der Bühne der Geſchichte.

Alſo finden wir ſie in den Händen des verhaßten Apel's von Vitzthum. Aber der Stern des allvermögenden Fürſtenlieblings erbleicht — denn „Verrath ſchlägt ſeinen eigenen Herrn" — und Apel kann den ſtolzen Nacken nicht des Jochs erwehren, das die Reichsacht ihm auflegt. Die fürſtlichen Brüder, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm der Tapfere, in deſſen leichtbewegliches Gemüth der ſchlaue Apel den Samen der Zwietracht geſtreut, vereinen ſich und ſenden ihre Mannen vor die zahlreichen Beſitzungen des ungetreuen Rathes. So wird auch, als die Fahnen vieler Städte ſich zum verbündeten Heere geſellen, die Veſte Haynecke im Jahre 1452 eingeſchloſſen und beſtürmt. Die Rotten aber mögen wieder abgezogen ſein, eh' noch die Zinnen der Burg ihre Fähnlein getragen. Wenigſtens leſen wir nirgends, daß die jungfräuliche Veſte jemals einem feindlichen Bewerber ſich ergeben. — Als aber die Vitzthume mit ihren Schätzen nach Böhmen geflüchtet, da hat wohl auch die Haynecke den angeſtammten Herrn ihre Thore geöffnet. Denn in der folgenreichen Theilung zwiſchen den Söhnen des Churfürſten Friedrich des Sanftmüthigen, Ernſt und Albert, iſt Haynecke unter den Burgen genannt, die jenem Ernſt als erb- und eigenthümlich zugefallen. Und ſo iſt ſie dann auch der erneſtiniſchen Linie des Hauſes Sachſen, ſelbſt in ihren Trümmern, bis auf dieſen Tag verblieben.

Ehe aber noch der Zahn der Zeit ihre Zinnen zernagt und ihre Mauern untergraben, ward ſie im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts von dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen, in Uebereinſtimmung mit ſeinem Bruder Johannes, an den damaligen Geheimen Rath und Maltheſer Ritter Georg von Hopfgarten, dem Stammvater eines bis auf unſere Tage blühenden Geſchlechtes, mit allen ihr zinspflichtigen Dörfern, als da waren: Natza, Craula, Neukirchen, Mülverſtädt, Mechterſtädt und andere, gegen 1200 Gulden wiederkäuflich abgetreten. Als aber die beſtimmte zehnjährige Friſt verlaufen, ohne daß jene Summe zurückgezahlt, noch andere 200 Gulden, die zu Baukoſten verwendet, erſtattet worden, ward Amt und Burg Haynecke 1513 der Familie Hopfgarten erblich anheim gegeben.

Nichts deſto weniger mag ſich das Fürſtenhaus das Eigenthumsrecht an jener Veſte vorbehalten haben, denn obwohl der Geſchichtforſcher andere desfallſige Urkunden in dem Archive zu Natza vergebens ſucht, ſo zeugt doch folgender Lehnbrief des Herzogs Johann

Caſimir zu Coburg, der ſich durch die Unbilden der Zeit gerettet hat, für jene Behauptung:

„Von Gottes Gnaden, Wir Johann Caſimir, Herzog zu Sachſen ꝛc. Wir behalten uns und unſern Erben an dem Schloß Heineck die Oeffnunge zu allen unſern Noten, Kriegen undt Geſchefften gegen männiglichen für, alſo ob geſchehe, daß Wir die unſern in unſern Kriegen undt Geſchefften auf das genannte Schloß Haynich zu teglichem Kriege als wir ihn mögen, legen würden, ſo ſollen unſere Hauptleuthe und verordtnete die von Hopfgarten, Ihre Erben und die Ihren vor Schaden und Unfug verwahren, auch Haußmann, Thorwertter undt Wechter die Zeit verköſtigen.

Wo aber das berurte Schloß unſerer Kriegen undt Sachen halben, die Zeit, ſo die unſern Offnungsweiſe, und zu unſere Kriegs-Sachen inne haben, verlohren würde, welches Gott mit Gnaden verhüte, ſo ſollen und wollen wir undt unſere Erben daſſelbe uf unſere Koſten wiederum gewinnen, undt den Hopffgarten oder Ihren Erben wieder zu Ihrem Gewalt antworten. Ob ab wir undt unſere Erben ſolches nicht thun konnten, Ihnen alsdann die Haubtſumme, als zwölff hundert Gulden, darumben Ihre Voreltern ſelige angezeigt Schloß mit ſeinen Zugehörunge und Gerechtigkeit hiebevor von Unſern Vorfahren undt Vettern löblicher und ſeliger Gedechtniß, Hertzog Friedrich undt Hertzog Johannſen zu Sachſen, beyden Churfürſten, an ſich bracht, wieder ausrichten und bezahlen ꝛc.“ —

Indeſſen blieben die Herren von Hopfgarten im ungeſtörten Beſitz der Haynecke bis auf unſere Tage herab und fanden, wenn auch wohl nur ſelten hinter ihren Mauern Schutz und Obdach. Deſto bereitwilliger öffneten ſie, vornehmlich in den drangvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, den Bewohnern der umliegenden Dörfer die Thore der Burg, um ſich und ihre Habſeligkeiten vor den Unbilden ſtreifender Kriegsvölker zu ſichern. Dahin deutet, unter andern Beweiſen, auch die Bemerkung, die ſich in einem der älteſten Kirchenbücher zu Natza findet:

„Hanß Harſeim Juvenis (ein Junggeſell) welcher auf dem Hayneck von den Bayeriſchen Soldaten, die den Hayneck zu plündern gedachten, aber mit Gottes Hülfe und ſtarker Wehr derer, ſo darin waren, mit Gewalt abgetrieben worden, von der Mauer herabgeſchoſſen worden, iſt begraben die Joannis Baptistae (am Tage des Täufers Johannes), haußen vor der Hayneck, postquam milites demigrarunt (nachdem die Soldaten abgezogen). A. C. 1640.“

Nach jenem Tage mag die Burg indeſſen mehr und mehr verfallen ſein. Die Hopfgarten gefielen ſich im ſtillen Thale beſſer, denn auf des Berges waldiger Höh', und ließen ſich in Natza, wo ſie auch vielleicht ſchon früher wohnten häuslich nieder. Aber vermittelſt eines unterirdiſchen Ganges konnten ſie ſich aus ihrer ſtattlichen Behauſung, die noch jetzt inmitten des Dorfes prangt und an

einem ihrer Mauerſteine die Jahrszahl 1551 trägt, in Zeiten der Gefahr auf ihre Veſte retten. Als nun aber deren Mauern keinen Schutz und Schirm mehr boten, da verfiel auch dieſer Gang, ſo daß in unſern Tagen ſelbſt der Neugier Blick vergebens ſeine Mündung ſucht. Die Haynecke ward Ruine, und die Familie von Hopfgarten wählte ſich anderwärts eine Heimath, bis in neueſter Zeit die Gemeinde zu Natza das Rittergut käuflich an ſich brachte, und die alte Burg dem Landesherrn von Coburg-Gotha anheimgab.

Wenn aber auch in eine Herzogskrone gereiht, ſo iſt der Glanz der Haynichs-Perle doch erblichen, und gleich einer alternden Wittwe, durch deren zeriſſenen Schleier die Erinnerung ſchönerer Tage wunderſam uns anblickt, trauern die einſamen Trümmer. Wir aber freuen unter friedlich mildem Scepter uns der Gegenwart; und wenn auch heutiges Tages noch die Eichsfelder zu uns herüberſtreifen, ſo grüßen ſie uns doch ſtatt wilden Kriegsgeſchrei's mit einem frommen Vaterunſer, und nehmen mit wehrloſer Hand das Stücklein Brod, das ihnen jedes Chriſtenherz mit dem Gedanken reicht: das Geben ſeliger, denn Nehmen ſei.

Doch an den Trümmern alter Kraft und alter Zeiten weidet ſich das Auge gern. Ein ſteiler Fußweg führt von Natza aus gen Morgen, wo auf hohem Bergesrücken das verfallene Gemäuer trauert. Bald umflüſtert ein lichter Buchenwald den ſinnigen Wand'rer. Der Erdbeeren lachendes Roth prangt auf des Mooſes grünem Teppich und der rieſige Hirſchkäfer (Lucanus Cervus) ſpielet ſumſend in der lauen Abendluft. Ehe man es ahnt, grüßt, von des Waldes dickbelaubten Kronen überragt, die einſame Veſte. Doch vergebens ſucht das Auge eine Pforte, daß es von des Berges Haupt hinab ſich ſchwinge in die Thäler, und hinüberſchweife bald auf nahe, bald auf ferne Höhen. Nirgends öffnet der Wald ſeine ſäuſelnden Hallen, nirgends beugen die ſtattlichen Bäume ihre Wipfel. Das Auge haftet, bald ermüdet, an den ſtarren Mauern. Aber in des Wanderes Seele regt ſich unwillkürlich, ſelbſt auf die Gefahr des Haynichs freundliche Hamadryaden zu erzürnen, der verzeihliche Wunſch, daß es früher oder ſpäter einer kräftigen Hand gefallen möge, den faſt allzukecken Bäumen, die mit dem geheimnißvollen Flüſtern ihrer ſtolzen Kronen ach! des armen Menſchenwerks zu ſpotten ſcheinen, die ſcharfe Axt an die Wurzeln zu legen und dem ſehnſüchtig ſchweifenden Blick den jetzt geſperrten Weg zu öffnen und zu bahnen. Und ob auch dann noch der Geſichtskreis immer ein beſchränkter bliebe, o ſo würde ſich das Auge doch noch andere Nahrung ſuchen, als ihm jetzt auf dem beengten Raume das geborſtene Gemäuer bietet.

Der Pfad, den man von Natza aus verfolgt, geleitet zu der offenen Pforte, die ihre knarrenden Angeln wohl den friedlichen Genoſſen, aber nie den feindlichen Schaaren geöffnet. Das ſchwere Eiſenthor jedoch, das ſie dereinſt geſchützt, ſoll gleichſam noch geheiligt worden ſein, indem es die Bewohner Natza's von der Ritterburg herabgetragen und der Pforten eine, die in ihre Kirche führt, damit verſchloſſen. Dennoch hatte es auch hier keine bleibende Statt, und

iſt wohl jetzt, nachdem es öffentlich verkauft, in hundert Formen geſchmiedet, von dem Roſt und von der Zeit zernagt. — Den einzigen Zugang der Veſte überwacht ein Thurm in dem weſtlichen Winkel der Mauer, der noch jetzt wohl ſechzig Fuß emporragt, und dereinſt als Warte dem lugenden Blick ein weites Feld erſchloß. Und wenn eine Stiege wäre, die auf dieſes Thurmes Zinnen uns hinaufzutragen wüßte, möchten dann des Waldes Kronen keck und luſtig in die Lüfte ragen, o wir würden über ſie hinweg den freien Blick entſenden, und noch jetzt erſpähen, ob des Eichsfelds Rotten uns bedrohten, und ob jener alte Landgrafenſitz, die ehrwürdige Wartburg nachbarlich und freundlich uns herüber grüße! Etwa in der Hälfte ſeiner Höhe iſt des Thurmes Mauerwerk gewaltſam durchbrochen, und die Sage geht, es habe ſich durch dieſe Oeffnung ein Gefangener der allda geſchmachtet, den Weg zur Freiheit gebahnt. — Ein anderer Thurm, der Pforte gegenüber, wölbt ſich in dem Innern des Gemäuers, ohne aber, weil er deſſen Zinnen nicht mehr überragt, von Außen ſichtbar zu ſein. Vielleicht, daß dort im ſchauerlichen Burgverließ ſo mancher Seufzer, bleichen Lippen ſich entringend, ſtill verhallte!

Die Mauern die ſich rings zuſammenfügen, bilden ein unregelmäßiges Viereck und ſtarren mit ihren zerbrochenen Zinnen und mit ihren leeren Fenſterhöhlen wohl noch jetzt an 40 Fuß empor. Die Steine weder künſtlich noch gleichmäßig bearbeitet, zeugen von dem flüchtigen Bau. Ein Mauerkranz, der hin und wieder noch erhalten, deutet wohl die Grenze des Gemäuers; aber ob auch hie und da verwitterte Balken ſchweben, das Gerüſt des ſchirmenden Daches ſucht der ſpähende Blick umſonſt, und nur des Himmels Decke wölbt ſich ob den Zinnen hehr und freundlich.

Der Raum, den die Mauern umſchließen, iſt beengt und beſchränkt. Mit 36 Schritten in die Länge und mit 22 in die Breite iſt er leicht gemeſſen. Wo einſt der Ritter Sporen geklirrt, und der Huf der Roſſe geſtampft, da wächſt jetzt kümmerliches Gras und wildes Dornengeſtrüppe. Nirgends nur der kleinſte Raum zu einem Vorhofe, nirgends die geringſte Spur eines Nebengebäudes! Nicht zur bleibenden Heimath eines ſtolzen Rittergeſchlechtes war die ſchlichte Burg erkoren, und die tapfern Mannen, die ſie barg und bergen ſollte, fanden wohl auch unter einem Dache Schutz und Wohnung.

Ein tiefer Wallgraben umſchirmt nach drei Seiten hin das einſame Gemäuer; nordöſtlich aber wehrt ein ſteiler Berg dem ſchnellen Andrang kühner Feinde. Vor dem Eingange, wo ſich dereinſt die Zugbrücke nur den befreundeten Genoſſen oder dem wehrloſen Wanderer niederließ, iſt der Graben gefüllt und geebnet. Von der ſüdweſtlichen Seite aber ſteht die Burg ſo frei, als ſtattlich vor den Blicken des Beſchauers. Und wenn auch nicht das Immergrün duftiger Sagengewinde ſich um ihre Zinnen ſchlängelt, ſo rankt ſich eben hier ein Epheubaum mit ſeinem prangenden Zweigengeſchlecht ſo zierlich und ſo innig an der alten Mauerwand empor, als wolle die ewig junge Natur auch das erſterbende Menſchenwerk noch mit dem Brautkranze ihrer Liebe ſchmücken.

Die neugierige Habſucht, die in dem Gemäuer gewühlt, hat ſich bis jetzt vergeblich gemüht. Dennoch dröhnt es vor der Pforte dumpf und hohl, als wandele hier der Fuß auf jenem Gange, der im Herrenhaus zu Natza, das ſich neuerdings zu einem Amtsſitz umgeſtaltet, münden ſoll. Wir aber grübeln und graben nicht, und eilen raſchen Schrittes dem nahen Dorfe zu.

Kaum aber hat des Waldes Dunkel ſich gelichtet, ſo öffnet ſich ein, wenn auch nur beſchränktes Panorama vor den freien Blicken. Fruchtgrüne oder waldumlaubte Berge engen traulich ſich zuſammen, gleich als wollten ſie noch jetzt dem ſtillen Thale, das ſie bergen, Schutz und Obdach bieten. Einſt prangten auch auf ihren Scheiteln mehr und minder feſte Burgen. Deſſen iſt der Fuchsberg, der mit ſeinem kahlen Haupte gen Weſten ragt, in manchen Spuren, die noch jetzt zu Tage liegen, — deſſen ſind die Berge, die nordweſtlich baumgekrönt ſich gipfeln und den Namen: „alte Burg" bis auf die heutige Stunde tragen, ſtumme Zeugen. In dem engen, Thalkeſſel aber ſpiegeln ſich die rothen Ziegeldächer des nahen Dorfes, von dem Blüthenſchnee zahlloſer Bäume überſä't, gar freundlich in dem ſilberklaren Bache, der mit ſeiner kühlen Fluth nicht nur den friſchen Wieſenteppich ſäugt und netzet, und das Dorf — Natza (Nazza), — das ſich an ſeinen Ufern angeſiedelt, ſchon vor geraumer Zeit getauft; der auch bald dem Gaumen köſtliche Forellen ſpendet, bald die lechzende Lippe, die vergebens in den Marken der Flur nach einem Brunnenquell ſchmachtet, labt und tränket. Nun geſchieht es zwar, daß wilde Bergesfluth nicht ſelten auch des Baches Spiegel trübt, daß hier die Gänſeheerden ſich in ſeinen Wellen baden, dort die Mutter ihres Kindleins Windeln ſäubert; doch — die Lippe lechzt — und nirgends quillt ein Brunnen, nirgends ſprudelt eine Quelle. Und ſo iſt des Baches Naß den Inſaſſen von Natza ſeit Jahrhunderten Trank und — Labe geweſen.

Denn im grauen Alterthume wurzelt des Dorfes Urſprung. Und als Kaiſer Heinrich II. um das Jahr 1015 dem Stifte Fulda den thüringenſchen Lupintzgau als fürſtliches Geſchenk anheimgiebt, da gedenkt die Urkunde, die des Geſchenkes Grenzen ſteckt, auch unſeres Natza's („inde ad Nazaha" — cf. Schanat. Tradition. Fuldens. p. 245). Und daß fortan die Herrn von Natza (z. B. Rumanus de Nezze A. 1253., cf. Thuring. Sacr. p. 638) unter den thüringenſchen Adelsgeſchlechtern bis zum Jahre 1531*) (Sagittar. Hist. Gleich. p. 400) eine ehrenvolle Rolle ſpielten, davon giebt uns die Geſchichte mannigfache Kunde. Ja, und wenn auch jenes Monument, das in das Schiff der Kirche eingefügt, die ehrſame Gemeinde zu Natza allſonntäglich mit Füßen tritt, die alte Mönchsſchrift kaum entziffern läßt (Anno Domini nach Chriſti unſers Erlöſers Geburt MCCCCX. iſt der edle und ehrenfeſte — — begraben worden), ſo deutet doch das fremde Wappen, daß der Ritter, der es einſt getragen, eines jetzt noch blühenden Geſchlechtes Sprößling nicht geweſen.

---

*) Noch im Jahre 1613 ſtarb zu Döllſtedt bei Tonna Frau Anna Knobloch, geborne von Natza.

Indeſſen iſt der Stempel einer noch viel älteren Zeit dem Bergsrücken aufgedrückt, der eine halbe Stunde weſtlich von dem Dorfe einen ſchlichten Meierhof, und nahe dabei die Spuren einer Kirche trägt, die auf des Volkes Lippen bis zu dieſem Tag als „Thutel-Kirche" lebt. Dort ſtand ein Dörfchen, Taubenthal genannt, das ob des Waſſermangels auf dem Berge — wer mag wiſſen, wann und wie? — ſich in das Thal geſiedelt, welches jetzt in ſeinem ſtillen Schooß die Häuſer Natza's birgt. Im gräuelvollen Götzendienſt — ſo flüſtert uns der Sage Mund — gefielen ſich des Dörfchens heidniſche Bewohner, blutgetränkte Opfer ihrem alten Krodo*) in die Arme legend. Und wenn heute noch der Wanderer durch die ſtille Waldnacht pilgert, horch! da rauſcht es in den Wipfeln ſo geheimnißvoll und ſchauerlich, daß er den Schritt beflügelt, um das Ziel der Straße, die von Natza über Berg und Thal, und Stock und Stein nach Mühlhauſen führt, an Leib und Seele wohlbehalten zu erreichen. Und wenn er auch, nach anderthalbſtündigem Wege müde geworden, raſten wollte: — ach! auf jenem nahen Hügel links der Straße, prangte einſt — wie ſich das Auge, das des alten Götzendienſtes kundig, an ſo manchen Spuren bis auf dieſe Stunde überzeugen mag — des heidniſchen Abgottes gräuliches Bild, und ſcheuen Blicks und raſchen Fußes ſchreitet er vorüber mit dem Seufzer: Alle guten Geiſter loben Gott, den Herrn!

Aber wie die Taubenthaler ihrem Krodo, haben nicht auch Natza's chriſtliche Bewohner, von der Herrſchaft einer finſtern Zeit geknechtet, einem andern Götzen — ach, dem unerſättlichen des Aberglaubens! — blutige Opfer gebracht und ſich des frommen Wahns geſchmeichelt: „ſie thäten Gott einen Dienſt daran?" — Und hören wir es nicht mit ſchmerzlicher Entrüſtung, wie ſie noch am 10. Mai des Jahres 1681 eine arme „Hexe" auf den Scheiterhaufen ſchleppten, daß ſie, auch von mitleidigen Seelen verflucht, dem finſtern Götzen ihrer Zeit zum Opfer falle? — Und wie auch die Annalen des Mittelalters, aus den reichen Fundgruben der Gerichtsarchive ſchöpfend, uns, gleich trüben Schattenbildern jener Tage, ſolcher Gräuel viele vor die Blicke halten: o ſo können und wollen wir uns doch nicht verſagen, auch die traurige Geſchichte, deren Natza's hingeſchwundene Geſchlechter frohe Zeugen waren, wie ſie uns die Kirchenbücher aufbewahren, treulich zu berichten. Und wer weiß, ob denn nicht Mancher, der begeiſtert von der gleißneriſchen Hülle jener Zeiten, ſich wohl oft in ihren ſtillgeheimnißvollen Schooß geſehnt, mit voller Bruſt dem Himmel dankt, daß der Quell vernunftgemäßer Aufklärung die Scheiterhaufen die ein finſtrer Wahn entzündet, ausgelöſcht und des Schickſals Sturm der Haynecke Zinnen gebrochen!

Jene Hexe aber weilte, eh' des Scheiterhaufens Flamme ſie umzüngelte, zu Neukirchen, einem Dorfe zwiſchen Eiſenach und Natza. Ihr Eheherr, der Bild- und Linnenweber Andreas Hager, war des Todes verblichen, und hatte der trauernden Wittwe kaum etwas Anderes hinterlaſſen, als ſein Angedenken und zwei liebe Kinder. Hans

*) Der Teufel der alten Sachſen.

der Knabe, wuchs zwar friſch und froh heran, und half der Mutter wo er helfen konnte; aber Barbara — ſo hieß die Wittwe — ſeufzte dennoch unter manchem ſchweren Kummer, unter manchen bittern Sorgen, die ihr Töchterlein, das zarte Aennchen, wohl hinwegzuſchmeicheln, aber doch nicht zu verſcheuchen wußte.

Da öffnete die arme Mutter dem Geflüſter ach! des Teufels ihre Seele, und — ſie war gefangen.

Denn es hauſete zu Madelungen, einem Nachbarsorte Neukirchens, eine berüchtigte Zauberin, die vielvermögende und allgefürchtete Schönfeldin. Die ſchwer bedrängte Barbara ließ ſich's gelüſten, heimlich zu der Nachbarin zu ſchleichen, und ſich ihren Rath und ihre Hülfe dringend zu erflehen. Und die Zauberin begrüßt ſie grinſend, und verſpricht ihr Rath und Hülfe: „Wenn Du in der ſtillen Mitternacht Dich zu mir wagſt, und Leib und Seele der Hölle verſchreibſt, ſo ſoll der Mangel nimmer über Deine Schwelle ſchreiten; denn Du wirſt die Kunſt erlernen unſichtbar zu ſein, ſo oft es Dich gelüſtet, und nach fremder Habe ungeſtraft die Hände auszuſtrecken." Und das ſchwache Herz der armen Barbara läßt ſich bethören. In geheimnißvoller Mitternacht ſteht ſie, wohl bleich und zitternd, in dem Zauberkreiſe, den die Schönfeldin gezogen. Die Beſchwörungsformeln ſind geſprochen, und vom Thurm herab ſchlägt dumpf und ſchauerlich die zwölfte Stunde. Horch! da brauſ't es in den Lüften, und — Herr Urian ſteht in „dem Bunde der Dritte." Und er nennet ſich in ſeiner wunderlichen Laune „Andreas," und verſcheucht mit ſolchem Namen, den ja auch ihr Eheherr getragen, und mit andern ſüßen Schmeicheleien der bethörten Wittwe bange Sorge. Und der Bund der Hölle wird geſchloſſen. Barbara verläugnet ihren Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus und entſagt, ob auch mit ſtammelnder Zunge ihrem Frieden, ihrem Himmel. Andreas aber tauft ſie mit dem Fluch der Hölle, daß die Nachtgeſpenſter vor den Fenſtern wild und grauſenhaftig lachen, und verſchwindet, als er der Geweihten — zwei glühende Groſchen als Handgeld gereicht.

Nun aber hext und zaubert Barbara, — daß ihr die Augen triefen, und ſich Jung und Alt vor ihr entrüſtet. Ihre Truhen füllen ſich, ſie ſelber aber iſt gefloh'n, wie eine Vogelſcheuche. Ach! und allzubald — denn ſie iſt der hölliſchen Kunſt noch nicht recht froh geworden, — allzubald erfüllt ſich ihr das alte Wort: „der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht." Die Schergen ſchleppen ſie nach Natza in's Gefängniß. Doch die Freche wagt zu leugnen was ihr hundert Zeugen aufgebürdet, bis der Folter Qual und Schrecken ihr die Lippen zu dem gräulichen Geſtändniß öffnen. Bald donnert ihr des Richters „Schuldig!" in die Seele und des Scheiterhaufens Flammen zucken nach dem Herzen, und kein Händeringen und kein Flehen und kein — Teufel kann die Arme vor des Aberglaubens wuthentbrannten Götzen retten. Und ſie endet auf dem Holze — „von Rechtswegen." Ihr Beichtvater aber, der ehrwürdige Pfarrer Madlung, ſchreibt mit tiefbetrübten Herzen in das Kirchenbuch, wie es allda bis auf den heut'gen Tag zu leſen:

„den 10. Maji (1681.) unſere geweſene Mitnachbarin, Barbara Hager, ſo eine Hexin, menſchen und viehe durch Ihre Zauberey Schaden gethan, Chriſtian Schrumpfen und Peter Daniels, deß hieſigen Hirten, zwey Kinder todt gezaubert, andern die böſe Dinger angemacht, und nicht nur Ihren Kindern, dem Hanß Hager und Annen der Tochter, ſondern auch noch 9 Perſonen das Hexen gelernt, und manche unſchuldige ſeel dem Teufel Zugeführt, habe ich zu Natza, nachdem ich Ihr Tags zuvor zum Troſt ihrer bekümmerten Seelen das heil. Sacrament gereicht, nebſt Herrn Johann Blaß, dem Pfarrer daſelbſt, müſſen zum Feuer außfahren, da ſie lebendig verbrannt worden, und einen ſchweren Todt gehabt, ungeachtet der ſcharffrichter Sie ſo hat angewürget mit Ketten und ſtricken, daß man gemeint, Sie würde kein Feuer fühlen. Der Seelen Seligkeit gönne und wünſche Ich Ihr von hertzten, Zweifele aber ſehr daran. Ihres Alters 50 Jahr" ꝛc. —!!

Aber damit hatte das hochnothpeinliche Halsgericht ſeine Schreckensaufgabe noch nicht gelöſ't. Die armen Kinder, die, wie Folterqualen dem verzweiflungsvollen Mutterherzen ausgepreßt, als Zöglinge der ſchwarzen Kunſt, der Hölle und ſomit der Strafgewalt der weltlichen Gerechtigkeit verfallen waren, wurden aus dem Kerker, der ſeit Monden ſie umſchloſſen, in weißen Todtenkleidern auf den Richtplatz geſchleppt, und ſahen die praſſelnden Flammen nach dem Mutterherzen zucken, und hörten der Mutter letztes Angſtgeſchrei. So duldeten ſie, wenn auch nicht ſterbend, doch mit ihr den Tod. Und auch mit ſolcher Qual begnügte ſich die Weisheit des Gerichts nicht. Denn ſieh' der Knabe, der wohl kaum des Jünglings Schwelle überſchritten, wurde vor des Volkes Augen von dem Henkersknecht geſtäubt, damit der unſaubere Geiſt, der ſeiner ſich bemächtigt, von hinnen fahre, und nach ſolcher Execution „auf ewige Zeiten" des Landes verwieſen. Glimpflicher geſchah der Hexentochter, denn ſie war ein Kind, das damals noch zur Schule ging. Als ſie jedoch ein Jahr darnach zum Tiſche des Erlöſers treten ſollte, ſchrieb — wie in dem Communicanten-Regiſter zu Neukirchen nachzuleſen — Pfarrer Madelung:

„Anna Hagern, welche über ein halbes Jahr privatim informiret habe, weil Sie von Ihrer mutter zur Zauberey verführt worden, erwies ſich bußfertig in der Beicht, wie auch andechtig beim gebrauch deß H. Abendmahlß, wie ſolches auch umbſtändlich an das löbl. Consistorium nach Gotha berichtet worden, und von da mir ferner anbefohlen worden, wie mit dieſem Kinde zu verfahren, welchem Ich auch gehorſamlich nachgelebt, wie denn zu hoffen, daß die arme Seele dem Teufel wieder aus dem Rachen gerißen, und zur ſeeligkeit errettet, wie ſolches auß den äußerlichen Bezeugungen, Worten und geberden abzunehmen. Doch wird es am Jüngſten Tag offenbar werden."

Ja wohl! ja wohl!! — — —

Indem wir aber in den alten Kirchenbüchern blättern, ſiehe! da begegnet uns noch eine andere wunderſame Geſchichte, die wir unſern Leſern um ſo weniger verſchweigen mögen, als ſie eben in ſo manchem Dorfe Thüringen's von Mund zu Munde geht, und in Neukirchen, wenn die Räder in den engen Stuben ſchnurren und die flüchtige Spindel den ungeladenen Gaſt der Langenweile nicht mehr zu verſcheuchen weiß, ſo manche Stunde ſchon beflügelt hat.

Nun war es aber eben da, wo in dem Jahre 1689 der tapfere Lieutenant Michael Rebs, der ein rüſtiger Held die meiſten Feldſchlachten des dreißigjährigen Krieges mitgefochten, und bei Eger einſt den ganzen kaiſerlichen Schatz, der 17 Tonnen Goldes barg, mit 16 kühnen Kameraden ritterlich erbeutet, ſeinen Ehrennamen: „Mauſe-Michel" mit ſich in die Grube nahm. Die bunten Bilder ſeines vielbewegten Lebens aber hatte er in ſeiner Heimath wohl gar oft im traulichen Geſpräch entfaltet. Und wie in dem Kirchenbuche aufbewahrt, ſo blieben auch dieſelben hie und da in den Gemüthern haften, und vererbten ſich von Kind auf Kindeskind. Wir aber wollen jetzt nur eines jener Bilder vor die Blicke unſerer Leſer halten.

Es war bei Salzwedel, — ſo hören wir den greiſen Lieutenant den lauſchenden Enkeln erzählen, — da ich eines ſonderlichen Gottesgerichtes lebendiger Zeuge geweſen. Ein loſer Kriegsknecht, der ganzen Compagnie als „leichtfertiger Vogel" bekannt, hatte das Leben verwirkt. Da gab der böſe Feind ihm einen teufliſchen Gedanken ein. Denn als das Standrecht über ihn gehalten ward, da ſchrie er laut und keck: „Nicht ich allein bin des gerügten Frevels ſchuldig; dort, mein Zeltgenoſſe, war mir in der böſen Stunde Rath und Hülfe!" Und der Angeklagte erbleicht. Indeſſen war derſelbe ſtets ein treues, frommes Blut geweſen, und das ganze Regiment, das ſich von ſeiner Schuld nicht überzeugen konnte, ſparte für den armen Kameraden keine Vorſtellungen, keine Bitten. Aber umſonſt! Das ſtrenge Commando entſchied: „Sie ſollen Beide um ihr Leben ſpielen! Auf der Trommel harrt der Würfel; weſſen Wurf die meiſten Augen zeigt, der iſt gerettet." — Und das ernſte Spiel beginnt. „Sechs Augen!" jubelt der Verruchte, hocherfreut, daß er ſein Leben leichten Kaufs gewonnen. Die ganze Compagnie durchzuckt's wie bitt'rer Ingrimm; lautlos ſtarren Aller Augen auf den Würfel. Aber bald ſchleicht leiſ' und immer lauter ein Geflüſter durch die Reihen: Ihm hat der Teufel geholfen! —

„Und ſollte der gerechte Gott nicht mächtiger ſein?" ſo denkt und tröſtet ſich der fromme Krieger. Und er faßt, obwohl mit zitternder Hand und bleichem Antlitz, den verhängnißvollen Würfel. Unwillkürlich rollt er auf die Trommel — und der Höchſte hat gerichtet! „Sieben Augen!" ſchreit der Korporal, und durch die Reihen tönt's frohlockend: „Sieben Augen!" Der Würfel war inmitten entzwei geſprungen — und im nächſten Augenblicke fanden ſieben Kugeln den Weg zu dem Herzen des Lügners.

Heinrich Schwerdt.

Ruine Brandenburg.

„Und zu des Schloſſes Hallen,
Die auf dem Felſen ſtehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernſt hernieder ſehn,
Und ihn zur Wehmuth laden,
Eilt er auf ſteilen Pfaden,
Still ſinnend hinzugehn.“

E. v. Houwald.

Das freundliche Feſt der Himmelfahrt klopfte mit leiſem Finger an Häuſer und Herzen und lockte Städter und Dörfer hinaus in den Frühlingstempel der Schöpfung. Fröhliche Schaaren zu Wagen und zu Fuß durchzogen das liebliche Thal, das ſich von Eiſenach gen Weſten bis zur Werra ſchlängelt, und der projectirten Eiſenbahn, die mit ihren brauſenden Dampfwagenzügen die Elbe mit dem Rheingebiet verknüpfen ſoll, das ſicherſte Niveau zu bieten ſcheint. Mit trauten Freunden durchflog ich in einem leichten Fiakre duftige Wieſen und waldbegrenzte Fluren, und wenn wir hinaus fragten in die grüßende Menge: Wohin? ſo tönte uns von allen Lippen die jubelnde Antwort entgegen: „Zur Brandenburg!“ Bald war das Dörfchen Neuenhof, das der Landmarſchall von Riedeſel zu einem reizenden Parke umgeſchaffen, von den lechzenden Zungen um ſo freudiger begrüßt, als ein köſtliches Bier ſeit Jahren ſchon gar viele Gäſte in dem ſchlichten Gaſthaus ſammelt. Nun aber zog ſich die Straße abwärts der Chauſſee, dem rechten Werraufer entlang, und in ſinnigen Geſprächen vergaßen wir des holprigen Weges und verflüchtigten die kurze Stunde bis zum Ziele unſerer Fahrt.

Bayerische Staatsbibliothek München

So eben waren „Heuſinger's Sagen aus dem Werrathale" im Druck erſchienen. Die Freunde kannten ſie noch nicht; und als nun die ſtattliche Ruine der Brandenburg von ihrem kahlen Bergeshaupte, das ſich nahe dem rechten Werraufer emporgipfelt, ernſt und majeſtätiſch auf uns niederſah, da baten ſie mich, wenn auch nur mit flüchtiger Hand, das Sagengewinde zu entflechten, das wie immergrünes Epheu an den morſchen Trümmern rankt. Und es geſchah alſo:

Vor grauen Jahren hauſ'te auf der Brandenburg ein wackerer Rittersmann, deſſen höchſter Stolz und deſſen ſüßeſte Augenweide die wunderliebliche Tochter war, die ihm die früh entſchlafene Gattin geboren. Aber die Liebe klopfte vergebens an das ſpröde Herz des Fräuleins, denn ein trotziger Hochmuth hatte allda ſeinen Thron erbaut; und ein ſtattlicher Freier nach dem andern zog, mit ſchnöder Kälte abgewieſen, zürnend von dannen. Indeſſen welkten die Blüthen ihrer Schönheit, und die Werber um des Fräuleins Herz und Hand, wie ſehnlich ſie am Ende auch nach ihnen ſchaute, blieben aus. So war ſie denn eine alte Jungfer geworden, und wandert nun ſeit vielen hundert Jahren gar trübſelig zwiſchen dem öden Gemäuer, bald mit emſigem Fleiße die Spindel drehend, bald auf einem blendenden Tuche Knotten trocknend, um die zögernden Freier durch ihre vollen Truhen zu locken, — und gar Manche, denen ſie liebäugelnd eine Hand voll Knotten gereicht, haben des andern Morgens in den Taſchen eitel Gold gefunden. Oder ſie ſitzt in einem langen, weißen Gewande in dem Bogenfenſter der verfallenden Kapelle und ſchauet mit ſchwermüthiger Sehnſucht hinab und hinaus, und harret ihres Erlöſers.

Und als die Freunde ihre Blicke zu dem Bogenfenſter hoben, ſiehe, da ſtand das Burgfräulein in ihrem langen, weißen Gewande, wie eine geſpenſterhafte Doppelgängerin, in jeder Spalte des Gemäuers und ſchaute — — „Nein, das ſind lebendige Geſtalten, das ſind Städterinnen! —" lächelte der Freunde Einer, und der Andere, ſein Wort ergänzend, ſcherzte: „Die mögen wohl auch, wie die weiße Dame der Brandenburg, aber minder ſpröden Herzens, des Erlöſers harren!"

Nun aber rollte der Wagen an dem Fuße eines waldgekrönten Bergrückens vorbei, der, als der weſtlichſte Seitenaſt des Thüringer Waldes unter dem Namen: „Göringsſtein," die kahle Höhe überragt, die, mit der Brandenburg geſchmückt, ſich nachbarlich ihm anreiht. Und eine gar liebliche Sage, die um dieſe Felſen und in dieſen Schluchten flüſtert, ward alsbald in meiner Seele und auf meinen Lippen lebendig und ich mochte ſie, als wir den Fußſteig, der ſich allmählig um den nicht gar hohen Burgberg windet, langſam erklimmten, den lauſchenden Freunden nicht bergen:

Eine Geißel des Werragaues war zu ſeiner Zeit der mächtige Ritter von Brandenburg, Kunz im Bart. Mit der ſtillen und

Bayerische Staatsbibliothek München

ſittigen Winfriede von Lindig vermählt, die er einem benachbarten Kloſter liſtiger Weiſe entführt, hatte er ſich in eine lange Fehde mit dem Abte von Fulda verwickelt, die nicht eher geſchlichtet ward, als bis er die einzige Frucht ſeiner kurzen Ehe, den liebenswerthen Bodo, mit Friedensanträgen an den Hof des Fürſten entſendet. Bodo war ein feiner Jüngling, der ſich mit dem wilden Treiben ſeines Vaters nicht befreunden konnte, und in ſeinen heimiſchen Wäldern und an den Ufern der murmelnden Werra, ſo wie inmitten der kühnen Ritter und ſchönen Frauen, der Troubaduren und Minſtreln, die der Abt zu Fulda um ſich her verſammelt hatte, für die ſchwärmeriſchen Gefühle ſeines Herzens reiche Nahrung fand. Ja, es hatte ſeine träumeriſche Sehnſucht in der holden Jugendgeſpielin, Bertha von Neckrod, die nach dem Tode ihrer Mutter den heimiſchen Heerd, der unmittelbar an die Brandenburg grenzte, mit dem Hauſe ihres Oheims, des Marſchalls von Harſtall zu Fulda vertauſcht, Geſtalt und Ziel gewonnen und es keimten in den Tiefen ſeiner Bruſt die Frühlingsblüthen der Liebe.

Da ſchlug die Trennungsſtunde und der ſtille Bodo kehrte heim. Und ſieh', vom Haupte des Gröningſteines ſchauten die Mauern einer neuen Zwingburg trotzig ihm entgegen. Denn es dünkte ſich der alte Kunz in ſeiner Veſte nicht geborgen, alſo daß er ſeine Vaſallen und die Beklagenswerthen, die auf des Wegelagerers verheerenden Zügen in deſſen Hände gefallen, mit ſchnödem Uebermuthe zwang, den ſtolzen Nachbarbau zu fördern. Aber den Junkherr jammerte des Volks und widerten die Zechgelage ſeines Vaters an, und er flüchtete mit ſeinen ſüßen Träumen bald in das geheimnißvolle Dunkel der Wälder, bald an das Ufer des rauſchenden Stroms.

So weilt er einſt in einer engen ſchauerlichen Schlucht, unfern des Göringſteins. Schon blinkt der Vollmond durch das Blätterdach lispelnder Buchen, und eine unnennbare Sehnſucht heimelt in des Jünglings Bruſt. Horch! da plätſchert's und flüſtert's und rauſcht's, und wie von Zauberhand ſind die Felſen geöffnet und eine trauliche Grotte wölbt ſich, gleich einem ſchimmernden Feenpallaſt, vor Bodo's ſtaunenden Blicken. Und an der Pforte winkt und lächelt eine hohe Jungfrau, gleich einem zarten Nebelgebild, und ihr goldiges Gelock umwallet wie ein leichter Duft, das grünliche Gewand und ihr feuchtes Auge und wunderliebliches Antlitz leuchtet, wie von Himmelsglanz umfloſſen, durch den ſternbeſäeten Schleier. Und ſie lispelt, wie die Quelle, die zwiſchen Vergißmeinnicht-Ufern perlt: „Sei mir gegrüßt, du Liebling meiner Seele, der du keuſchen Herzens an dem Buſen der Natur dich ſelig fühlſt.“ Hulda, die friedliche Nixe des Thals hat dich zu ihrem treuen Freund erkoren.“ Und wie mit Zaubergewalt zieht es den ſchwärmeriſchen Bodo in die offenen Arme der Jungfrau — und der Bund iſt geſchloſſen — und noch oft, ſobald der Vollmond durch die Zweige blinkt, freuen ſich die Glücklichen des ſüßen Spiels geheimnißvoller Minne. Aber als des Winters rauhe Hand die Bäume ihres Schmucks entkleidet und den Werraſtrom mit einer Eisbrücke deckt, da entſchwindet die zauberiſche Nixe und

tröſtet den klagenden Freund: „Auf Wiederſehen, wann der Früh⸗ling keimt!“

Eh' jedoch der junge Lenz die erſten Blüthen aus ſeinem Füll⸗horn ſtreute, da war eine andere Blume, ſchöner denn alle Kinder des Mais, auf Burg Neckrod erblühet. Bertha war in das traute Thal der Werra heimgekehrt, und ihr ſüßes Bild, von Hulda's Zau⸗ber eine Zeitlang überſtrahlt, gewann in Bodo's Herzen neue Friſche. Und die befreundeten Väter ſchürten den glimmenden Funken in den Herzen ihrer Kinder, bis ſie ihn zur lichten Flamme gefacht; und ehe Bodo wußte, wie ihm geſchah, da war die neue Kapelle der Göringſteiner Burg, die der alte Kunz dem einzigen Sohne als Erbe und Wohnſitz beſtimmt, gar feſtlich geſchmückt und die Liebenden ſtanden vor dem Burgcaplan, der ehelichen Weihe und des prieſter⸗lichen Segens harrend. Aber ach! von Augenblick zu Augenblick trübt ſich des Tages heiteres Auge, und ein wilder Sturm heult durch den Forſt und in der Tiefe des Thales brauſ't die ſchäumende Werra. Und als das zitternde Ja! ſich auf des Ritters bleiche Lip⸗pen drängt, da zuckt ein flammender Blitz und der tobende Orkan ſchleudert die Kuppel der Kapelle hinab in das Thal, und — Hulda, eine Königin an Reiz und Pracht, ſteht zürnend zwiſchen den Ver⸗lobten und breitet ihren luftigen Schleier über den treuloſen Liebling und trägt ihn, feierlich entſchwebend, hinab in das Brautbett des Stroms.

Aber die neue Zwingburg des Göringer Steins ward gebrochen von des Sturmes Wuth, daß die rieſigen Felsblöcke, die ſie hinab⸗geſchleudert an die Ufer des Fluſſes, fort und fort als ein Wahr⸗zeichen gelten, wie ein verrathenes Weib zu zürnen, wie die Nixe des Thales zu ſtrafen weiß. Die ſchuldloſe Bertha aber fand das Glück der Minne an dem Herzen eines neuen Buhlen, während Kunz von dem Grame über den Verluſt ſeines einzigen Sohnes zer⸗nagt, in ſchweren Büßungen die Sünden ſeines Lebens ſühnte, bis er, als der letzte ſeines ritterlichen Stammes, alt und lebensſatt zu ſeinen Vätern ging.

Und mit dem letzten Worte ſtanden die Freunde vor dem Thore der Burg, das die gewaltigen Mauerreſte, die an der ſüdlichen Ab⸗dachung des Bergrückens lehnen, begrenzt. Zwiſchen den zerſtreuten Trümmern luſtwandelten und lagerten fröhliche Schaaren, und von dem weſtlichen Gipfel grüßten Buden und Zelte, und auf der luftigen Plattform ſchlang die Jugend in feſtlicher Luſt den wirbelnden Reigen. Aber in die Jubeltöne des „Freuden⸗Schottiſch“ krächzten Thurmfalken und Eulen, aus ihren Neſtern geſtört, ihr ſchauriges Lied, und in das fröhliche Treiben der Gegenwart lugte aus den zerriſſenen Mauern trüben Blicks der Vorzeit ernſter Geiſt. Und in ſinniger Betrachtung ſtanden die Freunde inmitten des bunten Bildes. Und ich führte ſie auf die Zinnen der Burg, und ſieh', ein lebensfriſches Panorama war vor unſern Augen ausgebreitet, und ein ſtiller Friede ſchwebte über dem ſaftig grünen Thal, durch das die Werra wie eine ſchillernde

Schlange ſich wand, und aus dem Rahmen der Gebirge lächelte ein idylliſches Landſchaftsgemälde, wie es die reiche Phantaſie des Claude-Lorrain in den ſüßeſten Stunden der Weihe geahnt. Zunächſt dem Hügel, deſſen Stirne die Ruine krönt, iſt Lauchröden in einen ſchimmernden Blüthenkranz gehüllt, und in der Kirche des Dorfes prangen einzelne Monumente, die für die jüngſte Geſchichte der Brandenburg nicht ohne Intereſſe ſind. Schweift jedoch der trunkene Blick über die mäandriſchen Windungen der Werra hinüber, ſo wird er in nordweſtlicher Ferne von dem Bielſtein gefeſſelt, um deſſen gebleichten Schädel die Libellen der Sage flattern, oder haftet an der Ruine Brandenfels, die von einem der heſſiſchen Bergeshäupter („des Buchenwaldes“) wie ein Geiſt der alten Zeit freundnachbarlich herüberſchaut. Und als die Perlen des lieblichen Thales prangen die Dörfer Wommen und Herleshauſen mit ihren ſtattlichen Schlöſſern, während der lange, ſeltſam zerklüftete Bergrücken des Kielforſtes (1300 F. hoch) wie eine ſchroffe Scheidewand den Blicken gegenüber ſteht. Aber das Thal zwiſchen dem Kielforſt und der Werra mit ſeinen üppigen Wieſen und fruchtbaren Feldern iſt dem Geſchichtskundigen wie ein blutgetränktes Blatt aus Thüringens Chronik. Denn wir leſen allda eine traurige Geſchichte, deren Scene — obwohl ſie Galetti (in ſ. Geſch. v. Thür. II., 47) in das Schwarzburgiſche verlegt — die Aue geweſen, welche zwiſchen Spichra, Pferdsdorf, Wartha, Hörſel und Herleshauſen bis auf dieſen Tag den Namen „Spirau“ führt.

Kaiſer Heinrich IV. hatte die Sachſen und Thüringer, die ſich gegen ſeine tyranniſchen Bedrückungen empört, bei Lupezen (Lupnitz unfern Eiſenachs) auf's Haupt geſchlagen (1075). Und ſie ſchickten Geſandte in das kaiſerliche Lager zu Gerſtungen und baten flehentlich um Frieden. Und Heinrich's Vermittler ſicherte ihnen, wenn ſie ſich der Gnade des Kaiſers anheimgeben wollten, Leben und Ehre zu. Aber der ſtolze Heinrich hatte zu dem ſchmachvollen Trauerſpiele, das er aufzuführen gedachte, an dem Ufer der Werra einen ſtattlichen Thron ſich erbaut und die Speere*) ſeines unüberſehbaren Heeres blitzten durch das friedliche Thal. Und der Kaiſer harrte höhniſch lächelnden Antlitzes der gedemüthigten Fürſten und Herren, und als ſie in geſchloſſenen Reihen ihren Huldigungseid ihm leiſten wollten, da herrſchte er ihnen grimmig entgegen: „Wart da!“**) und Einer der Edlen nach dem Andern ward vor den Richterſtuhl des Herrſchers geführt und „wartete“ ſeines Schickſals. Aber gewaltiger, als ſein eidliches Verſprechen, war des Kaiſers Zorn, und in langer

*) Daher der Name des in ſpäteren Zeiten denen von Avemann zugehörigen Burgſitzes „Spirau“ (Speerau) und des Dorfes „Spichra,“ das noch immer in dem Munde des Volkes „Spiehr“ lautet.

**) Das Dorf aber, das an dieſer Stätte bald darauf gegründet ward, heißt bis auf dieſe Stunde „Wartha.“

bitterer Haft büßten die Fürſten ihr kühnes Beginnen und ſchwerer, denn je, laſtete das Joch der Knechtſchaft auf dem thüringiſchen und ſächſiſchen Volke.

Und aus dem Thale der Schmach wendeten die Freunde das trübe Auge auf das morſche Gemäuer, das einſt, wenn wir dem Sagengeflüſter glauben dürfen, des ernſten Drama's ſtummer Zeuge geweſen. Denn wenn wir auch die unverbürgte Kunde, daß die ſtattliche Brandenburg, welcher die ehemalige Grafſchaft Brandenberg Urſprung und Namen verdankt, bereits im Jahre 454 von den Grafen von Brandenburg erbaut worden ſei, die unter den zwölf thüringiſchen Edeln, ſo Kaiſer Conrad dem erſten Landgrafen Thüringens als Lehnsleute untergeben, begriffen geweſen, ſchon um deswillen nicht beſtätigen mögen, weil ja erſt 1130 Kaiſer Lothar II. den befreundeten Ludwig mit der landgräflichen Würde beehrt; ſo wollen wir die anderweitige Behauptung fabelnder Chroniken, daß der Stammvater des Brandenburgiſchen Geſchlechtes, Heinz Wilhelm, mit dem Kriegsheere Karls des Großen, als ein Truppführer der Lanzenſchläger aus Welſchland gezogen, und ſich in dem Werrathale angeſiedelt habe, dem Gutachten kritiſcher Geſchichtsforſchung anheimgeben und erlauben uns nur zu berichten, daß der Kaiſer, jenen ritterlichen Verfechter des Chriſtenglaubens zum Hauptmanne erhoben, und nachdem derſelbe die heidniſchen Sachſen bei Helmerſtädt im Erzſtift Magdeburg auf's Haupt geſchlagen, und ihren Feldgötzen „Hoereda" erbeutet, mit dem Namen dieſes Götzen beliehen, und das Konterfei deſſelben ſeinem Schild und ſeinem Helm einverleibt.*) Daher lautet ein altes Reimlein:

„Die Hoerden führen in ihrem Schild
Mit großen Ohren ein Mannesbild,
Schwarz und roth ihre Farben ſind:
Gebt acht auf die Schanz wider'm Find!"

Das Bergſchloß aber das er baute, wurde „Brandenburg" geheißen, weil die Schäfer — wie Urſini**) uns berichtet — noch vor dem Einfall der Sachſen in Thüringen, den Wald, der ſonſt den „Berg" bekränzt, „verbrannt" und dadurch ihren Heerden nahrhafte Weide geſichert. Und bis auf dieſe Stunde umgraſen Rinder und Schafe den kahlen Bergesrücken und zaubern das erſte Bild der Zerſtörung zu einem lebendigen Idyll.

Wie aber alle dieſe Ueberlieferungen in das dämmernde Gebiet der Sage ſtreifen, ſo iſt fort und fort die Geſchichte der uralten Brandenburg in einen faſt undurchdringlichen Nebel gehüllt, aus dem

*) Andern Nachrichten zu Folge iſt das Wappen der Grafen von Brandenburg ein Adler mit zwei Köpfen geweſen.

**) Mencken. script. rer. Germ. II., 1241.

nur je zuweilen einzelne lichte Geſtalten tauchen. Wahrſcheinlich ward die Grafſchaft Brandenberg von dem Kaiſer Lothar II. (um's Jahr 1130) ſeinem treuen Waffengefährten Ludwig, Thüringens erſtem Landgrafen zu Lehn gegeben, nachdem ein Sprößling jenes gräflichen Geſchlechtes ſchon im Jahre 1019 auf dem Schauplatze der Geſchichte geſtanden cf. Leuberi Chron. u. L. Knauth in Saxonia veteri magna in parvo p, 17). Als die erſte unbezweifelt hiſtoriſche Geſtalt tritt jedoch Graf Burkhard von Brandenburg auf, indem er (1227) ſeinen Lehnsherrn, Ludwig den Heiligen, in's gelobte Land begleitet, und in ſeinen alten Tagen (1258) das Ciſtercienſer-Kloſter bei Gotha mit einem reichen Vermächtniſſe und mit dem Patronatrecht über die Kirche zu Goldbach bedenkt.*) Dieſe frommen Schenkungen beſtätigte ſein Sohn Albrecht, der das Schloß Wildeck von den Landgrafen zu Lehn trug, und verkaufte einzelne Beſitzungen an die Kirche zum heil. Kreuz (Hospital) bei Gotha. Aber der gordiſche Knoten, zu welchem ſich die Geſchichte der Brandenburg verſchlungen, iſt damit nicht gelôſ't, und es wäre wohl am Füglichſten, unſere Feder zu dem Schwerte Alexanders umzugeſtalten, und den wirren Faden ohne weitere Ceremonien abzuſchneiden. Indeſſen wollen wir es doch nicht verſchmähen, das Echo alter Chroniken und neuer Hypotheſen zu ſein. Und ſo berichten wir, daß unſere ſtolze Veſte, die Landgraf Albrecht der Unartige ſeinem Lieblinge Apitz zugewendet (? — cf. der Thüringer Wald von Hatham, S. 191) mit mehr denn 60 thüringiſchen Raubſchlöſſern von dem Racheſchwert des friedliebenden und geſtrengen Rudolphs von Habsburg (c. 1290) erobert und gebrochen, und daß bald darauf (zu Anfang des 14. Jahrhunderts) das edle Geſchlecht derer von Brandenburg erloſchen, und ihre weitläufigen Beſitzungen den Landgrafen von Thüringen anheimgefallen.**) Dennoch wird unter den Rittern und Herren, die Friedrich der Ernſthafte zur Aufrechthaltung des Landfriedens in dem Kloſter Reinhardtsbrunn (1331) um ſich verſammelt, eines Grafen von Brandenburg gedacht, während noch im Jahre 1368 ein Edler dieſes Geſchlechtes Amtshauptmann zu Wartburg war. Wenn aber auch dieſe Seitenzweige des alten gräflichen Stammes hie und da noch grünten, ſo ging doch die Stätte wo dieſer Stamm urſprünglich gewurzelt, aus einer Hand in die andere. Denn nachdem zu Ende des 14. Jahrhunderts Landgraf Balthaſar die Brandenburg an die Marſchalken von Thomasbrück

---

*) Die Urkunden dieſes Vermächtniſſes ſ. in Falkenſtein's thür. Chronik II. 681 — 682.

**) Da es geſchichtlich erwieſen iſt, daß Rudolph die Störer des Landfriedens entweder ächten oder hängen und ihre Raubneſter ſchleifen ließ — denn er achtete Keinen für adelig, der unedel lebte, — ſo iſt wohl von einem ſpäteren Sprößlinge (vielleicht einem Seitenzweige des Brandenburger Geſchlechtes oder auch von Thüringens Landgrafen) die zerſtörte Burg wieder aufgebaut worden; und es wird dies um ſo wahrſcheinlicher, wenn wir uns durch den Augenſchein überzeugen, daß über die Mauern und Thürme, deren Trümmer wir jetzt noch bewundern, gewiß nicht mehr als 3 bis 4 Jahrhunderte dahin gezogen.

verſetzt, und nachdem ſie die Edlen von Reckrod*), von Brink, von Wangenheim u. A. als ihre Herren begrüßt hatte, ſo fiel um das Jahr 1811 der weſtliche Theil der — ob und wann durch Feindes Hände oder durch den Zahn der Zeit? — zerſtörten Veſte an die Lehensherrſchaft des Großherzogl. Hauſes von S. Weimar-Eiſenach, während die öſtlichen Ruinen der uralten Familie von Herda, deren Ahnen in der Burgcapelle ſchlummern**), bis auf den heutigen Tag verblieben ſind.***)

„Ob aber in Wahrheit die Familie von Herda die ſtattlichen Ueberreſte ihres ehrwürdigen Stammſitzes den materiellen Zwecken der Gegenwart zu opfern und die herrlichen Denkſäulen der alten Ritterzeit zum modernen Chauſſeebau zu verwenden gedenkt?“

Wir wollen es nicht glauben! — tröſtete ich die zürnenden Freunde — und wenn der Vandalismus auch gewagt, mit zerſtörender Hand die ſchöne Ruine anzutaſten, o ſo wollen wir uns freuen daß ein edler Sinn dem ſchnöden Treiben geſteuert, und das ſtolze Thor der weſtlichen Vorberge des Thüringer Waldes noch manchem Jahrhundert geſichert. Treten wir denn herein in die Hallen des ſtattlichen Thores!

Und damit begonnen wir unſere Wanderung über den trümmerbeſäeten Berg.

Gleich dem ſiameſiſchen Zwillingspaare waren wohl die Burgen, deren Trümmer jetzt den Scheitel krönen, ſchweſterlich verwachſen. Denn wenn auch ein tiefer Graben beide ſcheidet, mögen wir doch nimmer glauben, daß zwei Ritterhäuſer auf demſelben Bergeshaupt ſich angeſiedelt, und vielleicht Jahrhunderte hindurch in traulicher Eintracht ſelbander gehauſ't. Als eigentliche Veſte mag vielmehr die öſtliche, jetzt Herdaiſche Burgruine gelten, welche ihre minder umfangreiche Nachbarſchweſter überragt, und mit der ſchmucken Kapelle und mit ihren großartigen Mauerreſten und mit ihrem ſtattlichen Ritterſaale und mit ihren tiefen Gewölben auf den weit gedehnten, aber dennoch ſchlichten Bau gen Weſten, der vielleicht erſt dann, als die wirren Zeiten des Fauſtrechtes ſich ausgetobt, zu einer beſondern Burg geſtaltet, und einem beſondern Adelsgeſchlechte anheimgefallen, ſtolz herniederſchaut.

Die Zierde dieſes weſtlichen — jetzt herrſchaftlichen — Baues (nach Lauchröden hin), deſſen weitläufige Ruinen die Südwand des

*) Adam Ludwig von Reckrod († 1703) liegt in der Kirche zu Lauchröden begraben, und wird auf dem dortigen Monumente „Herr von Brandenburg, Unterellen, Warth, Spirau, Neuenhof, Sallmannshauſen und Erxleben genannt.“

**) Unter andern: Hans Conrad Philipp von Herda, kaiſerlicher Botſchafter und Verwahrer der Burgveſte Ehrenſtein, ſo wie Baſtian von Herda, der ſich durch ſeine milden Stiftungen einen bleibenden Namen geſichert.

***) Da Wolf Siegmund v. Herda (geb. 1566) deſſen Vater Ehrhardt zur evangeliſchen Glaubensgemeinſchaft übergegangen, in der Kirche zu Lauchröden begraben liegt, ſo iſt wohl ſchon um dieſe Zeit die Veſte Brandenburg Ruine geweſen.

Berges bedecken, iſt ein runder Thurm, der etwa 60 Fuß im Umfange und noch immer, ob ſein ſtolzes Haupt, das wie ein ernſter Wächter von des Berges Scheitel in die Ferne lugte, lange ſchon gefallen, gegen 80 Fuß an Höhe meſſen mag. Von dem ſteinartigen Mörtel gehalten, kraft deſſen die Bauten des Mittelalters Jahrtauſenden trotzen, wird noch manches Falkenpaar auf ſeiner Stirne horſten und noch manche Eule ſich in ſeinem dunkeln Bauche bergen. Aber auch die Habſucht, die vor wenigen Jahren erſt, von dem Zauber der Wünſchelruthe gelockt, zu nächtlicher Weile unfern dem Tanzplatze des Berges Rücken durchwühlt, hat ſich in's ſchauerliche Burgverließ, deſſen einſame Schrecken die 10 Fuß ſtarken Mauern des Thurmes Jahrhunderte lang mit Nacht und mit Grauen bedeckt, hinabgewagt, indem ſie dieſe Mauern keck durchbrochen, und ſtatt reicher Schätze nur ein Heer von Fledermäuſen aus dem ſicheren Verſteck an's Tageslicht gefördert.

Klettern wir nun aber über Felſenblöcke und durch ſteile Schluchten in die nahe öſtliche Ruine, da umragen uns gar ſtolze Mauertrümmer und das Bild der alten Veſte, wenn auch von dem Zahn der Zeit zernagt, tritt wie lebendig vor die Phantaſie des Wanderers. Mitten in dem Burghof, wo ſich einſt die Ritter und Knappen getummelt, winkt noch jetzt ein etwa 16 Schuh breites und 30 Schuh langes Kellergewölbe, das der Fuß vom Eingang bis zum Ausgang ſicher und bequem durchwandelt, ob der Blick auch lüſtern nach den Fäſſern ſucht, die einſt allda geraſtet und — geleert. Unfern deſſelben grüßt der umfangreiche Ritterſaal, in dem ſo manches fröhliche Bankett, ſo manches luſtige Gelag gefeiert, mit den hohlen Fenſteraugen in das Zauberthal hinab, das von dem Silberthal der Werra durchflochten, wie ein bunter Teppich prangt. Die geborſtene Mauer gönnt den trunkenen Blicken die herrlichſte Fernſicht. — In dem öſtlichen Winkel und zwar unweit eines Rauchfanges, der die Spuren ſeiner ehemaligen Beſtimmung ſo deutlich zur Schau trägt, als habe die wirthliche Hausfrau erſt geſtern das Feuer geſchürt, betreten wir denjenigen Raum der hohen Burgcapelle, die ſo manche tapfere Hand, ſo manches treue Herz in ihrem Grabesſchooße birgt. Die kleine Friedenshalle von dreiſtockigen Mauern umragt, mißt etwa 28 Quadratfuß. In den leeren Fenſterniſchen liegen hie und da noch hölzerne Balken, und der Kalk der übertünchten Wände ſcheint ſo friſch, als ſei er kaum ſeit kurzen Monden aufgetragen. Ja, die Stätte wo die Kanzel, deren ſich ſo mancher Greis der nachbarlichen Dörfer noch erinnern ſoll, dereinſt gethront, iſt unverkennbar; und aus allen dieſen friſchen Ueberbleibſeln der Vergangenheit tritt uns faſt unabweislich die Vermuthung nah', daß mindeſtens bis in die Zeiten der Reformation die Brandenburg dem ritterlichen Geſchlechte derer von Herda ein wirthliches Obdach geweſen. — Schreiten wir nun noch zu dem verſchütteten Brunnen, welcher einſt des Berges Quellen in ſeinem tiefen Bette geſammelt, und ſtaunen zu dem ſechseckigen Thurme hinauf, deſſen zierliche Quaderſteine, von künſtlichen Händen geformt und gefügt, ſich mehr und mehr der ſchonungsloſen Allgewalt der Zeiten neigen, und in einer Höhe von beinahe 50 Fuß

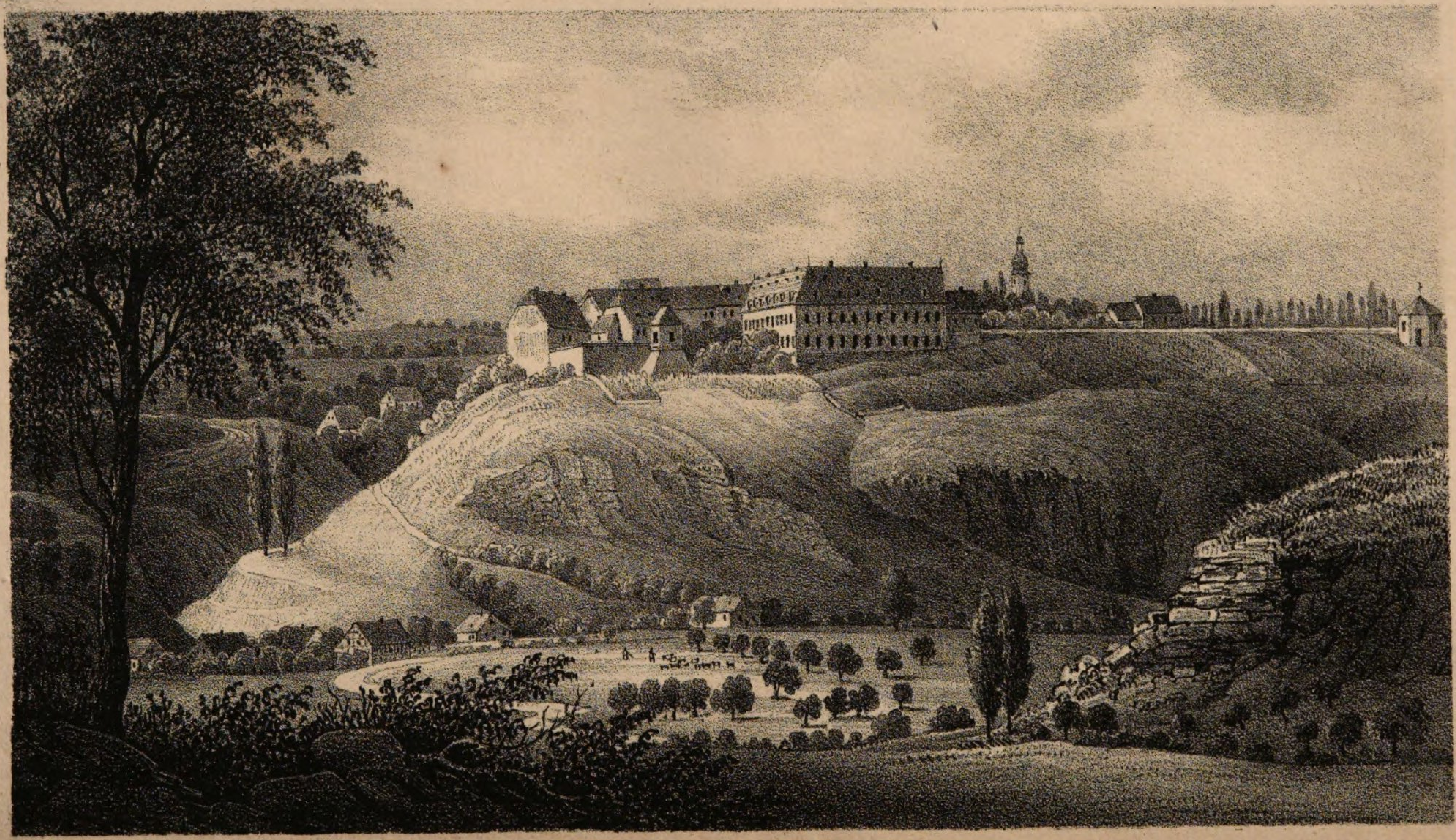
zu einem zerfallenden Kranze ſich runden: ſo haben wir das Bild der ſtattlichen Ruine, wie mit offenen Blicken, ſo mit offener Seele aufgefaßt und tragen es — —

„Doch horch! der Abſchiedsreigen tönt, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneigt.“ — So mahnten die Freunde zum Aufbruch.

Da gingen wir in ſinnigem Schweigen dem harrenden Wagen zu. Und als uns nun derſelbe durch die jubelnden Schaaren heimkehrender Wanderer trug, und unſer Ohr dem leiſen Nachhall jener Töne lauſchte und der Scheideblick noch einmal an den alten Mauern hing, die, von dem letzten Sonnenſtrahl mit einer lichten Glorie umzittert, zu uns niedergrüßten; o da war's als ſtehe auf den greiſen Zinnen die Wehmuth und ſinge, eine melancholiſche Prophetin, monotonen Flüſterns:

„So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten!
So entfleucht das Traumbild eitler Pracht!
So verſinkt im ſchnellen Flug der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!“

Heinrich Schwerdt.



Nach d. Natur gez. v. La Bauna. 77.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Vitzenburg.

Schloß Vitzenburg.

Verfolgen wir den Weg, welcher von dem, jedem Deutſchen ſo denkwürdigen Memmleben nach dem Städtchen Nebra führt, ſo befinden wir uns bald in einem engen Thale, die Steinklebe genannt, wo die Unſtrut von ſchroffen, bewaldeten Bergen umſchloſſen, ihren Weg langſam fortſetzt, bis ſich bei dem Dorfe Klein-Wangen, welches ſich an einem hohen Berge anlehnt, das Thal erweitert. Bald tritt, indem wir in dieſem höchſt freundlichen Thale fortſchreiten, auf der rechten Seite die alte Burg Nebra mit dem mahleriſchen an und auf dem Berge liegenden Städtchen hervor, welches durch ſeine Steinbrüche bekannt iſt. Sind wir an dieſem Städtchen vorbei, ſo eröffnet ſich eine neue Scene; das Thal ſcheint durch einen Berg geſchloſſen zu werden, auf deſſen Spitze ſich die hellleuchtenden Gebäude eines Schloſſes zeigen, und wir überzeugen uns bald, daß dies das Schloß Vitzenburg iſt. Wir erſteigen dieſen durch ſeine großen Sandſtein-Maſſen ausgezeichneten Berg und ſtehen bald an dem geſchmackvoll erbauten Schloſſe, an welches ſich ein wohl erhaltener Garten anſchließt, der ſo ſchöne Ausſichten in das Thal der Unſtrut gewährt, daß der Freund der Natur, die humane Erlaubniß des Beſitzers gern benutzend, ſich dieſer anziehenden Landſchaft mit ſteigendem Entzücken erfreut und ihre lieblichen Bilder ſich tief einprägt.

Auch hier, an dieſer freundlichen, herrlich gelegenen Stelle haben ſich viele Veränderungen zugetragen, welche unſre Theilnahme verdienen; nur müſſen wir beklagen, daß in den Stürmen der Zeit die meiſten ſchriftlichen Nachrichten untergegangen, und nur Bruchſtücke ſich erhalten haben. Dürften wir dem Geſchichtsſchreiber Spangenberg überall Glauben ſchenken, ſo würden wir noch manches Intereſſante von den früheſten Zeiten und Ereigniſſen Vitzenburgs erfahren, denn er erzählt, daß hier Märowäus oder Merwig, König der Franken,

um das Jahr 450 eine Veſte gebaut habe, welcher er einen Vitzthum (vicedom) vorgeſetzt habe, woher der Name des Ortes entſtanden ſei. Später habe König Dagobert von Frankreich 630 dieſe Burg in ein Nonnenkloſter verwandelt, was wir ſehr bezweifeln müſſen, da wir wiſſen, daß das Chriſtenthum erſt 750 durch Bonifacius nach Thüringen kam, und hier durch ihn die erſten Klöſter gegründet wurden. Dann berichtet er, daß Graf Bruno I. von Querfurt in dem Kloſter Vitzenburg um das Jahr 880 für ſeine Gemahlin Oda, welche alle ihre Kinder verloren hätte, Gebete veranſtalten ließ, damit ihr wieder Kinder zu Theil werden möchten. Bei dem Landſterben im Jahre 989 wäre dies Kloſter ganz ausgeſtorben, und kurze Zeit darauf ſei „Eliſabeth, Edles gebornes Frewlein von Quernfurt, Herrn „Brunen des andern Tochter, im Kloſter Vitzenburg erzogen worden, „vnd ein mal mit einer jhrer Freundin, als es an der Saal vnd Vn„ſtrutt hefftig geſtorben, in Behem gen Praga in S. Georgen Cloſter „geſchickt worden, da es ihr darnach zu bleiben gefallen, Sich in dem„ſelben Einſegnen laſſen, vnd hernach Eptiſsin worden.

„Als aber Hertzog Biſetislaus, die Maure vmb das Schloſs zu „Praga erweittern wollen, vnd derenwegen einen Backoffen, zum Cloſter „gehörig, abbrechen laſſen, dafür dieſe Abtiſsin zum fleißigſten gebeten, „Und als ſie inn Gute nichts erhalten können, den Hertzogen hart „vnd ernſt angeredt, mit Gottes ſchweren Straffen bedrewet, vnd „ſolches ſein fürnemen ein Sacrilegium, einen Kirchenraub vnd Gotts„dieberey genandt, Darüber ſie zwar inn groſſe Vngnade kommen, „doch der Hertzog jhr ſolchs, als ein alter verſtendiger Herr, weil ſie „numehr auch eine alte Matron geweſen, zu gute gehalten.

„Da aber nu derſelbige geſtorben, Anno 1055. Und ſein Sohn „Spitigneus ins Regiment kommen, hat derſelbige als bald, im ein„gang ſeiner Regierung, aus lauter abgunſt vnd haß, wider die Deut„ſchen, ein öffentlich Mandat ausgehen laſſen, Das alle Deutſchen, „bey verluſt Leibs vnd Guts, ſich inn einer kurtzen benandten Zeit, „aus dem Land zu Behem hinweg machen ſollten, Vnd welcher aus„gangs derſelben Zeit, ſich würde vber Drey Tage im Lande finden „laſſen, ſollte den Kopf verloren haben. Vnd ſolchs hat Er dieſer „Abtiſsin, deren von Quernfurt auch zu entbieten laſſen, Und zugleich „alſo was ſie an ſeinem Vater ſich mit ſchelten ſolte vergriffen haben, „an jhr rechen wollen. Vnd hat alſo dieſe Fraw Eliſabeth, in jhrem „hohen Alter, ohne verzug, ſich aus Behem, wider in Deutſchlandt „begeben, vndt die vbrige zeit jhres lebens zur Vitzenburg verſchlieſſen „müſſen."

Wir können nicht ſagen, woher Spangenberg dieſe Nachrichten genommen hat, doch muß es eine ſehr unſichere Quelle ſein, da nicht nur kein Geſchichtsſchreiber von dieſen Ereigniſſen etwas erwähnt, ſondern auch offenbar viel unrichtiges und unwahrſcheinliches darin enthalten iſt. Der Wahrheit näher erſcheint eine Mittheilung des vorſichtigen Leuckfeld, welchem wir viele und gründliche, geſchichtliche Arbeiten verdanken. Er erzählt, daß Graf Conrad oder Cuno von Beichlingen zwei Nonnenklöſter in Beichlingen und Vitzenburg geſtiftet

habe, welche aber nach ſeinem gewaltſamen Tode in Verfall gerathen wären, bis Graf Wiprecht II. von Groitſch, welcher die Tochter des genannten Grafen Kuno heirathete, dieſe Klöſter zuſammenzog und nach Reinsdorf verlegte. Wir werden gleich ſehen, wie dieſe Mittheilung nur zum Theil wahr iſt.

Richten wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf die gewiſſeren und beglaubigteren Zeugniſſe, ſo müſſen wir zuvörderſt auf jene zahlreichen Ueberreſte von Waffen und andern kriegeriſchen Trümmern ſehen, welche zu verſchiedenen Zeiten auf der Flur von Vitzenburg und des nahen Rittergutes Zingſt aufgefunden worden ſind. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob die Vermuthung einiger Geſchichtsſchreiber gegründet iſt, daß hier die entſcheidende Schlacht zwiſchen Hermanfried und Theodorich vorgefallen ſei, oder daß hier der muthige Radulph ein blutiges und ſiegreiches Treffen gegen die Franken geliefert habe. Zahlreiche Grabhügel altdeutſcher Völker beſtätigen es unwiderleglich, daß hier ſchon vor der Beſitznahme dieſer Gegenden durch die Sachſen deutſche Stämme in dem Schatten der Urwälder wohnten, wenn es auch Niemandem vergönnt iſt, die Namen derſelben zu nennen.

In der Lebensbeſchreibung des Grafen Wiprecht von Groitſch, welche ein Mönch des Kloſters Pegau geſchrieben, finden ſich einige Nachrichten über Vitzenburg, an deren Wahrheit wir nicht zweifeln, da dieſer Mönch mit den Ereigniſſen im Leben des Grafen Wiprecht wohl bekannt war. Nach einer alten Ueberſetzung der lateiniſch geſchriebenen Lebensbeſchreibung führen wir dieſe Stelle, wo Vitzenburg erwähnt wird, hier an:

„Beneben dieſem allem (nemlich der Verheirathung des Grafen „Wiprecht mit der Erbin von Beichlingen, der Gräfin Cunigunde) „gieng Graff Wiprechten zu gleicher zeit noch ein ſolcher wollſtand „zu, das ein anſehnlicher Reicher Herr, Wiſe von Wiſenburgk genant, „der ihm mit Blutfreundſchafft verwand geweſen, als derſelbe nun „alt geworden, ihm alle ſeine Güter vermacht. Es hatte aber wolgedachter Herr in ſeinem Städtlein Wiſenburgk ein Nonnen-Cloſter „geſtifft, und aus ſeinen Gütern ein gewis Einkommen dazu geordnet. „Da er nun mit Todt abgangen, ſahe Graf Wiprecht für gut an, „das ſeine Fraw Mutter Gräfin Sigena, welche zum andern mal „war Widwe worden, allda ihr auffenthalt in einem Gottſeligen „Chriſtlichen Wandel, biſs an ihr ende hatte, verſorget auch dieſelbe „mit genugſamer Unterhaltung. Sie ſtarb aber nach etlicher Zeit „Seeliglich, und ward den 24. Fubruarij mit ſampt zweyen andern „Eptiſſin diſs Kloſters alda begraben.

„Weiter trug ſich zu, das vmb dieſe zeit, ein ſehr Reiche Fraw, „Graffs Friderichs zu Lengefeld Sohns oder Tochter Tochter, ſich an „dieſen ort mit alle dem jhrigen, ſo jerlich 15. Marck goldes Gezinſet, „begeben. Die miſsbrauchte jhres Reichthumbs vnd des Adeligen „herkomms freyheit, auch hulffen jhr die andern Nonnen wol darzu. „Darumb Graff Wiprecht, als der zum Gottesdienſt ein groſſen Eiuer „trug, ein vnwillen auff ſie geworffen, Lieſs ſich auch bald dahin vernemen, Er wolte ſolchen verath abſchaffen. Denn als er vermerckt,

„das die gelegenheit dieſes orts zu dem Gottloſen Weſen nicht geringe „vrſach gebe, lag im beides im Sinne, Erſtlich wie er der Nonnen „loſs würde, darnach wie er mit guter gelegenheit das Cloſter an „einen andern Ort vorlegte. Lieſs derhalben an Törichten Nonnen „ein ernſten befehl ausgehen, ſie ſolten ſich von dannen erhoben, Da= „mit der ort von jhnen nicht vnnützlich bewonet, ſondern andern, die „des Gottesdienſts mit mehrerm fleiſs abwarteten, eingeraumet würde. „Zuuor war jhm von Biſchoff Otten zu Bambergk, Welcher die zeit „wegen ſeines Gottſeligen Wandels vnd Eiuers zu GOttes Wort in „einem groſſen Beruff geweſen, gerathen worden, er ſolte nicht weit „von dieſem Stedlein an der Vnſtrut ein Mönche Cloſter ſtifften, vnd „dahin des Nonnen Cloſters Gütter wenden. Dem dachte er weiter „nach, vnd Fundirte alſo, das Cloſter zu Reinersdorff, zog auch Abt „Windolffen zu rath, wie er ein geſchickte vnd düchtige Perſon be= „komen möchte, ſo alda zum Abt verordnet würde. Den beſchickte „Graff Wiprecht, erhielt auch, das er jm gefolget ward. Vnd in „dem nun derſelbe zu Pegaw ankommen, vnd wie gewönlich zum „Abt erwehlet worden, fertigte mitler weile Graff Wiprecht ein eilende „Poſt abe, vnd lieſs obgemelten Nonnen ankündigen, ſie ſolten vnuer= „züglich das Cloſter reumen, mit angeheffter bedrawung, ſie wollten „nur kein bedenkzeit nennen, viel weniger aber ſich vnterfangen, ſo „lang zuwarten, biſs er mit den Epten vnd Mönchen ankeme."

Wir halten dieſe Erzählung für hiſtoriſch wahr, denn daß Graf Wiprecht mit dem, von dem pegauer Mönch „Herr Wiſe" genannten in nahen Verhältniſſen ſtand, ſchließen wir aus einer Urkunde vom 14. Juni 1097, in welcher der Kaiſer Heinrich IV. dem Grafen Wiprecht von Groitſch wegen ſeiner geleiſteten Dienſte, und auf Vermittelung des Markgrafen Heinrich mehrere Güter bei Skölen in der Nähe von Naumburg überläßt. Mit der Erlaubniß, daß der Graf dieſe Güter ſeinen treuen Vaſallen „Vizic" übergeben könne. Dann iſt noch eine andere Urkunde vom 25. März 1121 vorhanden, in welcher Kaiſer Heinrich V. erklärt, daß er um ſeines und ſeines verſtorbenen Vaters Heil, und um die Dienſte des Biſchofs Otto von Bamberg zu belohnen, dem Stifte Bamberg die Abtei Vicinpurg übergäbe. In einer Lebensbeſchreibung dieſes Biſchofs des Apoſtels der Pommern wird auch angeführt, daß das Kloſter Vitzenburg 60 Hufen Landes inne gehabt, welche durch eine Schenkung des Biſchofs Otto auf das Doppelte gebracht worden wäre.

Aus dieſen urkundlichen Angaben können wir mit Gewißheit ſchließen, daß ein gewiſſer Wiſe oder Vizic, welcher den Namen des Ortes, oder der Ort ſeinen Namen trug, die Vitzenburg beſeſſen, und hier ein Nonnenkloſter geſtiftet habe, welches ſpäter nach Reinsdorf verlegt wurde. Nach einigen Nachrichten ſoll dieſer Wiſe 1106 geſtorben ſein, und zwar ohne leibliche Erben, ſo daß er aus Dankbarkeit ſeinen Verwandten und Wohlthäter, den Grafen Wiprecht zum Erben einſetzte. Dieſer kam bald darauf durch ſeine Verheirathung mit der Gräfin Cunigunde zu weitläufigen Beſitzungen in der Nähe von Vitzenburg, wodurch es ihm um ſo mehr möglich wurde, eine genaue

Aufmerkſamkeit darauf zu richten. Die Verlegung des Kloſters nach Reinsdorf muß in den letzten Lebensjahren, des Grafen geſchehen ſein, da er ſchon um 1124 in Pegau ſtarb. Seine bedeutenden Erbgüter gingen auf ſeinen Sohn Heinrich über, da ein andrer Sohn, der tapfre Wiprecht II., ſchon vor ihm geſtorben war. Aber auch Markgraf Heinrich ſtarb ſchon 1136 in Mainz, ſo daß nun allein die Gräfin Bertha, Gemahlin des Grafen Dedo von Wettin, von den Kindern des Grafen Wiprecht übrig war. Ob Vitzenburg nun eine Zeit lang ein Eigenthum des Wettinſchen Hauſes geweſen iſt, kann nicht bewieſen werden, wohl aber, daß die Grafen von Querfurt länger als zweihundert Jahre die Vitzenburg inne hatten. Da in den ſpätern Zeiten dem Geſchichtsſchreiber Spangenberg mehr Glauben zu ſchenken iſt, als in den früheren, ſo nehmen wir nach ſeinen Angaben an, daß Graf Meinhard von Querfurt um 1250 Herr von Vitzenburg war, ſo wie ſpäter Gebhard XI., Gebhard XV., Bruno VII., Bernhard I. nach deſſen Tode 1496 die Vitzenburg an Heinrich von Selmnitz kam, von welchem es 1520 an Georg Friedrich von Lichtenhayn abgetreten wurde. Auch dieſe Familie behauptete nur bis zum Jahre 1649 dieſe ſchöne Beſitzung, wo ſie durch Kauf an Hans Heinrich v. Heſſler jun. aus dem Hauſe Kloſter Heſſler kam. Der Landkammerrath Friedrich Moritz von Heſſler erbaute 1648 das jetzige geſchmackvolle, ſchön gelegene Schloß und vermachte 1803 den Grafen Schulenburg-Baumersrode dieſes bedeutende Gut mit Weißenſchirmbach, deſſen Nachkommen gegenwärtig dieſe Beſitzungen inne haben. Alle Spuren des ehemaligen Kloſters ſind verſchwunden, aber die Reize einer herrlichen Natur ſind geblieben, denn

was menſchlich iſt vergehet,
was göttlich iſt, beſtehet.

Bodfeld.

Was Menſchenhand erbaut,
Was Menſchenreichthum ſchafft,
Wird ſchnell hinweggerafft!

Vogel.

Wenn Du, lieber Leſer, den Harz durchſtreifſt und das wildſchöne, herrliche Bodethal durchwanderſt, gelangſt Du auch an eine Stelle, welche „das Bodfeld" genannt wird. Dieſe unbedeutende, von grünem Raſen überſchleierte Anhöhe, möchteſt Du wohl kaum einer nähern Beſichtigung werth halten; aber ziehe nicht ſo eilig vorüber, denn Du ſtehſt auf einem Platze, auf welchem der geſchichtskundige Freund ſinnend verweilt, und mit ernſten und wehmüthigen Gefühlen die wüſte, einſame Stätte betrachtet. Hier ſtreckte einſt eine gar ſtolze Burg ihre funkelnden Zinnen in die Luft, durch ihre Thore zogen die alten deutſchen Kaiſer, bald nur von wenigen Dienern begleitet, um hier in ſtiller Verborgenheit fern vom Geräuſche der Welt, einige Tage ſich ſelbſt zu leben oder die Freuden der Jagd zu genießen, bald mit allem Glanze irdiſcher Pracht umgeben, und umſchwärmt von den vornehmſten Fürſten und Biſchöfen des deutſchen Reichs; — in ihren Mauern befand ſich einſt das Haupt der Chriſtenheit, Papſt Victor II., Kaiſer Heinrich I. wurde hier von einer Krankheit überfallen, welche ſeinen Tod herbeiführte, in dieſer Veſte ſtarb Kaiſer Heinrich III. ſchnell und unvermuthet, und der Löwenherzog Heinrich, der tief Geſtürzte, that hier einen lebensgefährlichen Sturz vom Roſſe.

Eine kleine Stunde von dem Städtchen Elbingerode, wo ein Thor „das Bodfelder Thor" hieß, lag dieſe Burg Bodfeld auf einer kleinen Anhöhe, welche der Papenberg heißt, an dem Ufer der Bode, führte alſo den Namen von dem vorüberrauſchenden Flüßchen, und nicht von einem Bodo, den viele Chroniſten als den Erbauer der Burg aufſtellen. Dicht dabei lag ein Ort *) mit Hüttenwerken, welcher ebenfalls Bodfeld hieß, und nicht weit davon ein anderer Ort, „Erdfeld," von welchem aber ſchon im 15. Jahrhundert nur die Kirche noch vorhanden war. Die Burg wird verſchiedenartig geſchrieben. Wir finden bald Bathfelthum, Botfelt, Botfeldon, Bothvelde, Botfelda u. ſ. w. Ihre Beſitzer waren die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe. Sie weilten hier oft und gern und ergötzten ſich an den Freuden der Jagd, die damals nicht ſo gefahrlos ſein mochte, als in unſerer Zeit. Beſonders häufig verweilte auf dieſer Veſte Kaiſer Heinrich I., und von ihm und ſeinen Nachfolgern ſind auf derſelben viele Urkunden ausgeſtellt. Hier wurde Heinrich auch von einer ſchweren Krankheit befallen, er fühlte ſeinen Tod herannahen und da er merkte, daß er nicht wieder geneſen würde, ſchrieb er einen Reichstag nach Erfurt aus, um einen von ſeinen Söhnen zum Nachfolger wählen zu laſſen, zog von Bodfeld, ſobald eine augenblickliche Beſſerung eingetreten war, ſelbſt dahin, und von dort nach Memmleben, wo er noch in demſelben Jahre — 936 — ſtarb.

Auch Kaiſer Otto I. befand ſich oft zu Bodfeld. Schon 937 ſtellte er einige Urkunden aus, z. B. eine in der er dem Benedictinerkloſter zu Magdeburg mehrere Güter ſchenkt, und eine andere, in welcher er den Jagdzehenten von dieſem Bodfeld und Sipponfeldon **) an das von ſeinen Aeltern gegründete Stift zu Quedlinburg giebt, — gewiß keine unbeträchtliche Schenkung, da zu Bodfeld ein bedeutender Bezirk gehörte. Man findet jedoch nirgends aufgezeichnet, wie lange dieſer Zehente wirklich an das Quedlinburger Stift geliefert wurde, und auch Fritſch in ſeiner ſonſt ſehr ſchätzbaren „Geſchichte des Reichsſtiftes und der Stadt Quedlinburg, 1828," ſagt nichts darüber. Im Jahr 944 befand ſich Otto abermals hier, wie aus Sagittar (Antiqq. Magdeb. p. 25) hervorgeht.

Die Hirſchjagd lockte auch Kaiſer Otto II. nach Bodfeld, der hier auf Zureden ſeiner Gemahlin Theophania dem Stifte Gandersheim durch ein Diplom vom 27. Sept. 979 verſchiedene in Thüringen gelegene Oerter und Güter ſchenkte. (cf. Leuckf. Antiqq. Gandersh. C. 14. p. 105.) Im J. 980 beſuchte er Bodfeld abermals.

Im J. 933 kam Kaiſer Otto III. auf die Burg, ſtellte hier ein noch vorhandenes Diplom aus, in welchem er dem Biſchofe von Halberſtadt, Hildiward, mehrere Güter ſchenkt, und 995 unterzeichnete

---

*) Vielleicht war es blos ein Kloſter, denn man nannte noch im vorigen Jahrhunderte den Platz, wo Bodfeld gelegen, „Kloſter Bodfeld!"

**) Dieſes Sipponfeldon lag bei Harzgerode, wurde ſpäter zerſtört, aber im J. 1663 vom Fürſten Wilhelm von Anhalt neu erbaut, Siptenfelde genannt, und zählt jetzt gegen hundert Häuſer und 400 Einwohner.

er hier ein anderes, in welchem er das Fräuleinſtift Herford mit mehreren Gütern dotirt.

Kaiſer Heinrich II. gab im J. 1008 dieſe ganze Gegend um Bodfeld, vermöge eines getroffenen Tauſches, an das fürſtliche Stift Gandersheim. (Antiqq. Gandersh. C. 14, p. 115. Antiqq. Ilf. p. 220). Von Gandersheim erhielten die Grafen von Hohenſtein die Gegend um Bodfeld lehensweiſe. Dies geſchah im Jahre 1125. Eilger von Hohenſtein baute nachher nicht weit von Bodfeld eine Stadt, die er nach ſeinem Namen „Eiligerode" nannte, und welche das jetzige Elbingerode iſt. Zu welcher Zeit die Grafen von Hohenſtein dieſe Beſitzung wieder verloren, iſt nicht mit Gewißheit anzugeben. Mit einigen Stücken wurden im J. 1319 die Grafen von Blankenburg von Gandersheim belehnt, und im erſten Viertel des 15. Jahrh. beſaß Hohenſtein nichts mehr im Elbingerödiſchen. Die Stadt Elbingerode kam an Stollberg, wurde ſpäter an die Herren von Münchhauſen verpfändet, und fiel im J. 1653 durch einen Vergleich an Braunſchweig.

Nachdem der geiſtvolle, thätige, nicht ungebildete und religiöſe Heinrich III. ſchon einmal, im J. 1045, auf Bodfeld verweilt hatte, kehrte er im J. 1056 abermals dahin zurück, und die im wilden Gebirge einſam gelegene Burg, ſah damals den Kaiſer und den Papſt mit glänzendem Gefolge in ihren Mauern. Papſt Victor II. war bereits zu Worms von Heinrich empfangen worden, ſie waren dann zuſammen nach Goslar gezogen, — wo Victor die Einweihung der Stiftskirche auf das Prachtvollſte vollzog, und einem glänzenden Mahle, das der Kaiſer ihm zu Ehren gab, beiwohnte, — und dann in den Harz nach unſerm Bodfeld geeilt, um mit einander in freundlicher Vereinigung einige Zeit zu verleben. Heinrich war hier in ſeinen ſtillen Harzwäldern anfangs recht vergnügt, aber ſeine Freude wurde bald getrübt, denn es lief die Nachricht ein, daß ſein Heer von den Wenden gänzlich geſchlagen ſei, was ihn ſehr nachdenklich machte. Um ſeinen Unmuth zu vertreiben, ritt er auf die Hirſchjagd, welche er ſehr liebte, kehrte ſpät und erhitzt nach Bodfeld zurück, überlud ſich mit Hirſchleber, und ward in Folge dieſer Unmäßigkeit ſo krank, daß er ſieben Tage darnach, den 5. Okt., in den Armen des Papſtes und in Gegenwart vieler Reichsfürſten ſtarb, nachdem er Letztern noch recht dringend die Seinigen empfohlen hatte. Bald bewegte ſich aus Bodfelds Thoren ein glänzender Leichenzug, der Körper des Kaiſers ward von zahlloſen Fürſten und Herren von hier abgeholt und nach Speier gebracht, ſeine Eingeweide aber wurden in Goslar beigeſetzt. (Lamb. Schafnab. ad an. 1056.) Otto von Freiſingen fügt bei der Erzählung dieſer Begebenheit noch hinzu, daß Bodfeld an der Grenze Sachſens und Thüringens liege, eine Angabe, welche die damalige Grenze ſehr richtig andeutet. Das alte niederſächſiſche Chronicon hat darüber folgende Worte:

„Hinrick reyt in de Jacht, in dat Holt, dat dar het de Horſt, und toch in dat Dorp to Bortvelde efte Botvelde vor dem Hart in dem Brunſchwigiſchen Lande, do ſtarf he."

Seit dieſer Zeit hören wir nur noch ſelten etwas von Bodfeld. Als Heinrich VI. wünſchte, die Mißverhältniße zwiſchen ſich und Heinrich dem Löwen beizulegen, ſchrieb er einen Tag nach Saalfeld aus. Heinrich der Löwe machte ſich auch auf ihm zu gehorchen, hatte aber das Unglück, bei Bodfeld durch einen Fall vom Roſſe ein Bein zu brechen. Nach Saalfeld ſich bringen zu laſſen war unmöglich; er kehrte daher in Walkenried ein, wurde von den Mönchen treulich verpflegt und ſchickte, als es beſſer mit ihm war, einen Geſandten an den Kaiſer, um ſich wegen ſeines Nichterſcheinens zu entſchuldigen. Dieſer entbot ihn nun nach Tilleda, und ſetzte ihn, als er dort im Jahre 1191 erſchien, in alle ſeine Allodialgüter wieder ein.

Als die Kaiſer die Burg Bodfeld nicht mehr beſuchten, wurde auf ihre Erhaltung nichts mehr verwandt, und im J. 1258 muß die Gegend ſchon wieder einer Wildniß geglichen haben, denn Burg und Ort Bodfeld waren verſchwunden, und es ſtand nur noch eine Zeit lang eine Kirche, „die Andreaskirche,“ deren Geiſtlicher in ſteter Lebensgefahr ſchwebte. Da ſie ſehr wenig beſucht wurde, ertheilte Biſchof Vollrad von Halberſtadt im J. 1258 eine Ablaßbulle für diejenigen, welche in ihr dem Gottesdienſte beiwohnen würden. Dieſer Ablaßbrief findet ſich in Leuckfeld's Antiqq. Ilf. p. 221. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſah Leuckfeld noch, wie er in der Ilfelder Chronik erzählt, „ein feines Stück Mauerwerk von einer alten Kirchen,“ und den Platz wo dieſe Ruine ſtand, hörte er „den Andreaskirchhof zu Bodfelden“ nennen; ſeit langer Zeit aber iſt hier auch ſchon das letzte Gemäuer verſchwunden, und da wo glänzendes und geräuſchvolles Leben auf- und abwogte, herrſcht jetzt tiefe Ruhe und Einſamkeit. Oede und verlaſſen liegt der Ort da, nur ſelten verirrt ſich der Fuß eines Reiſenden zu ihm hin, und nur der Mäher, der Holzfäller und der Waidmann ſchreiten zuweilen über die hiſtoriſch-merkwürdige Stätte.*)

Nicht weit von Bodfeld — etwa eine Viertelſtunde davon entfernt — liegt Königshof, (aus einem Viehhof, einer Förſterwohnung u. ſ. w. beſtehend), und ſüdlich davon, auf einem Berge des rechten Bodeufers,

die Königsburg.

Sie gehörte wahrſcheinlich urſprünglich mit zu den Beſitzungen der ſächſiſchen Kaiſer, wenn ſie nicht, wie von Einigen vermuthet wird, erſt ſpäter erbauet worden iſt. Leuckfeld giebt Kaiſer Heinrich I. als den Erbauer dieſer Burg an, und ſagt: daß ſich dieſer Heinrich ſowohl, als auch ſeine Nachfolger ſehr häufig auf derſelben aufgehalten hätten. — Als um das J. 1303 der Biſchof von Halberſtadt Albert I., — aus dem Hauſe Anhalt, und ein Sohn Bernhard I., des Stifters

*) Hiſtoriſche Nachrichten über Bodfeld findet man in Leuckfelds Antiqq. Ilf. p. 220 und zerſtreut in deſſen Antiqq. Halberst. Eine neuere Schilderung von Bodfeld ſ. in Hoffmann's Ritterburgen des Harzes. — Ueber Bodfeld und die ganze Gegend verdient vorzüglich nachgeleſen zu werden: „Bruchſtücke aus der Geſchichte des Amtes Elbingerode, von Delius!“ —

der ältern Bernburg'ſchen Linie —, welcher mehr für die Vergrößerung ſeines Stiftes, als für die ſeines Stammhauſes ſorgte, — von dem Grafen Heinrich von Blankenburg das Gut erhalten hatte, welches Hennecke von Bodfeld von dem Letztern zu Lehen hatte, kaufte er dazu auch noch im J. 1324 die Königsburg, oder, wie die Veſte auch genannt wurde, den Königshof; es läßt ſich jedoch weder der Umfang dieſer Beſitzung, noch der Name desjenigen, in deſſen Händen ſie ſich vorher befand, überhaupt nichts aus ihrer Geſchichte nachweiſen. Als die Burg zerfallen war, riß man die Ruine zum Theil nieder, und erbauete von den Steinen eine Eiſenhütte, die wie Leuckfeld ſagt, deshalb den Namen Königshof empfing, weil ſie aus den Steinen der Burg Königsburg oder Königshof erbaut wurde. Jetzt iſt von der Veſte noch einiges umgeſtürztes Gemäuer und — zum Schmuck der Gegend — ein einzelner, zerfallener Thurm übrig.

All andres liegt in Schutt,
Dem Arm der Zeit erlag
Die Königsburg.
Wie manche hohe That
Verſank in Dunkelheit!
Der alt bemooſte Thurm
Erzählt ſie nicht!

C. Duval.

Der Landgraben

an der nordweſtlichen Gränze von Thüringen.

Gern ergötzt ſich der Menſch an reizenden Fernſichten. Nach des Tages Laſt und Schwüle wird das Auge heller, die Bruſt freier und das Herz weiter, wenn unſer Blick ſchwelgend in der maleriſch duftigen Weite umherzuſchweifen vermag; wenn das Auge im Glanze des klaren, blauen Himmels ſich badet; wenn es ſich weidet an den friſchen, ſmaragdenen Matten und dem Laufe des ſilbernen Bächleins folgt, das ſeine kleinen, kräuſelnden Wellen murmelnd den größeren Schweſtern zuführt. Und immer höher athmet die Bruſt, immer inniger werden die Gefühle, die unſer Inneres durchbeben, wenn das Auge dann wieder den Gebirgsduft durchdringt, und in weiter Ferne die alten Bergſchlöſſer und die ehrwürdigen Eichenhäupter und die ſich daran knüpfenden grauen Sagenblüthen in den wunderbarſten Geſtaltungen erkennt und ahnt.

Zumal in der ſchönen Zeit der längſten Tage, da Sonne und Erde ſich nach kurzem Schlummer dem freundlich beſternten Nachthimmel entwinden, lachend und prangend in bräutlicher, göttlicher Pracht, in Blüthenduft und Vogelſang, im Jubel glücklicher Menſchen und im freudigen Regen aller Kreaturen, — in jener Zeit iſt es mir ein dringendes Bedürfniß, eine heilige Pflicht, einzuwandern in den unermeßlichen Tempel der Gottheit, dort anzubeten den Urquell alles Lichts und zu vergehen in der Wonne der Anbetung.

Wer je zur Brautzeit der Natur aus den Auen dem Höhenzuge des Hainichs entlang gepilgert iſt, wird die Gewalt der Em-

pfindungen, die aus der Thalrunde, welche zu unſeren Füßen ſich ausdehnt, tief und unvergänglich in das vor Wonne klopfende Herz ſtrömen, gern und freudig bekennen.

An einem der herrlichſten Juniustage, an dem die Natur den ſchönſten Feſtmorgen feierte, verließ ich meine ſtille Klauſe, um auch den obern Theil des Hainichs, der ſich von Mühlhauſen aus bis auf die Höhen des Eichsfeldes fortzieht, zu beſuchen, theils um die hochgeprieſene Ausſicht zu genießen, theils um die Beſchaffenheit des ſogenannten Landgrabens zu erforſchen. Zwar iſt dieſer Landgraben kein koloſſales Kunſtwerk, wie es die Mandſchu's gegen die verwüſtenden Einfälle der benachbarten Tartarenhorden erbaueten, aber es iſt ein Bollwerk, wie es meines Wiſſens nach in Thüringen nicht weiter exiſtirt, weshalb auch der Landgraben ohne Zweifel eine Stelle in dieſen Blättern verdient.

Etwa zwei Stunden ſüdweſtlich von Mühlhauſen beginnt bei dem Dorfe Eigenrieden, 500 Fuß hoch über dem Spiegel der Unſtrut und inmitten eines freundlichen Buchenwaldes ein Graben, der Landgraben genannt, deſſen Hauptrichtung erſt weſtlich dann aber nordöſtlich fortläuft, der aber in den mannichfachſten Windungen, je nachdem das Gebiet der Stadt Mühlhauſen ſich erweitert oder beſchränkt, bald öſtlich, bald ſüdlich ſtreicht und einem gewaltigen Flußbette nicht unähnlich iſt. Er mißt in ſeiner längſten Ausdehnung über drei Meilen. An einigen Stellen, wo das in die Tiefe hinabgerollte Erdreich den Graben noch nicht zu bedeutend verſchüttet hatte, fand ich ihn noch über 40 Fuß tief und über 20 Fuß breit; früher aber ſoll er ſo tief geweſen ſein, daß ſogar die unterirdiſchen Waſſer Macht genug erhielten, ihre Schranken zu durchbrechen und den Graben zu füllen.

Die beiden Ränder des Landgrabens ſind mit allen denkbaren inländiſchen Holzarten ſo dicht bewachſen, daß es beinahe noch jetzt eine Unmöglichkeit zu ſein ſcheint, von irgend einer Seite her durch den Graben in das jenſeitige Gebiet zu gelangen.

In der Vorzeit ſollen mehr als tauſendjährige Eichen die hohen Ufer des Landgrabens bekränzt haben, und dieß erſcheint um ſo glaubhafter, da, wie geſchichtlich feſtſteht, gerade dieſe Gegend vorzugsweiſe das Vaterland der Rieſeneichen geweſen ſein mag, und dieſe in der heidniſchen Vorzeit, namentlich in dem benachbarten Sollſtedt, Geismar und dem jetzt zerſtörten Dorfe Eichen, die Träger der Symbole des Crodo und Wodan waren.

Jener ungeheure, von der Natur und der Kunſt ſo rieſig verſchanzte Graben wurde nach verſchiedenen übereinſtimmenden Nachrichten von der Stadt Mühlhauſen im Laufe des zwölften Jahrhunderts angelegt, um die benachbarten räuberiſchen Eichsfelder von dem ſtädtiſchen Gebiete abzuhalten, da es zur Tagesordnung gehörte, daß dieſe, in Bezug auf die Fruchtbarkeit ihrer Felder von der Natur gar ſtiefmütterlich bedacht, wie Heuſchrecken-

ſchwärme in großen Maſſen heranzogen, Häuſer und Felder plünderten, den Feuerbrand in Dörfer und Weiler ſchleuderten, reiche Klöſter heimſuchten, und mit Beute beladen, dann wieder ihren öden Fluren zueilten. Dieſe Raubzüge, die nicht ſelten mit Mord und Frauenſchändung verbunden waren, wurden durch die Anlegung des Landgrabens, welcher Mühlhauſens ganzes Gebiet auf der nordweſtlichen Seite umzieht, entweder gänzlich unmöglich gemacht, oder wenigſtens außerordentlich erſchwert, und zwar dies um ſo mehr, da man an denjenigen Stellen, wo der unumgänglichen Communikation wegen, Einſchnitte erforderlich waren und der Graben abſetzen mußte, nicht nur Sperrthore erbauete, ſondern auch große, runde Wartthürme errichtete, die man mit hinreichender Mannſchaft beſetzte, um das Land gegen unvermuthete feindliche Einfälle und beſonders gegen die Beſuche der Eichsfelder zu ſichern.

Wie auf der Süd- und Oſtſeite das Territorium der Stadt Mühlhauſen durch viele Schutzthürme, welche die umliegenden Anhöhen krönten, geborgen war, ſo ſtanden auch an dem Landgraben ſieben Thürme oder Warten, von denen jede eine Strecke von einer halben Meile Weges beherrſchte. Sie führten die Namen der nächſten Ortſchaften und hießen: „der Eigenrieder Thurm, die Ziegenwarte, der Dörna'ſche Thurm, der Lengefelder Thurm, der Horsmar'ſche Thurm, der Hüpſtedter Thurm, und die ſogenannte „ſchwarzburger Warte," welche bei dem Dorfe Sollſtädt die Reihe beſchließt.

Von hier an iſt die Gränze von Stunde zu Stunde durch hohe Steine bezeichnet, die auf einer Seite das freireichsſtädtiſche Wappen von Mühlhauſen, nämlich den kaiſerlichen Adler mit der Mühlhaue, auf der andern Seite aber das Wappen des angrenzenden gothaiſchen, ſchwarzburgiſchen oder mainziſchen Gebietes führen; jedoch gehört dieſe Feſtſtellung der Gränze einer viel ſpäteren Zeit an, da der Verfaſſer mehre der bemerkten Steine mit der Jahreszahl 1507 bezeichnet fand.

Als der Wohlſtand der Eichsfelder ſich durch Fleiß und vermehrte Gewerbthätigkeit ſichtbar gehoben hatte, und dieſe längſt nicht mehr auszogen, das Eigenthum ihrer Gränznachbarn zu gefährden, ſondern die zum nothdürftigen Unterhalte erforderlichen Lebensmittel, die ihnen ihr unfruchtbares Heimathsland nicht bot, durch Kauf und Tauſch zum großen Theile aus dem mühlhäuſiſchen Gebiete bezogen, wurde zur Zeit einer großen Theuerung, im Jahre 1424 nämlich, der Landgraben zu einem andern Zwecke benutzt, der zwar im grellen Widerſpruche mit der chriſtlichen Milde ſteht, aber durch die Sitte des damaligen Zeitalters entſchuldiget wird, nämlich — — die Ausfuhr der Früchte nach dem Eichsfelde zu verhüten. Der Rath zu Mühlhauſen ließ nicht allein die längſt verfallenen Sperrthore durch Schlagbäume erſetzen, ſondern beſtellte auch Gränzwächter, welche die Warten bezogen und deren Pflicht es war, alle Communikation mit dem Eichsfelde zu verhindern.

Ob der Landgraben in viel ſpätern Decennien abermals zu irgend einem Zwecke benutzt worden iſt, und ob derſelbe beſonders im Bauernkriege eine bedeutende Rolle geſpielt hat, ſteht zwar zu vermuthen, jedoch konnte der Verfaſſer mit Sicherheit keine Nachrichten davon erhalten.

Bis zur Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit mußte der Landgraben alljährlich von den Stadt= und Landbewohnern des mühlhäuſiſchen Territoriums gereiniget werden, und wer nicht ſelbſt Hand anlegen konnte oder wollte, hatte dafür eine beſtimmte Abgabe zu entrichten.

Seit dem Jahre 1802 iſt das Bollwerk des mühlhäuſer Stadtgebietes außerordentlich in Verfall gerathen. Auch einige Thürme, die Erinnerungszeichen einer rauhen, ſtürmiſchen Vorzeit, ſind in Trümmern zerfallen; aber an ihren Stellen ſtehen jetzt friedliche Förſterwohnungen, deren rothe Ziegeldächer durch die dunkelgrünen Laubhallen der rieſigen Buchen recht freundlich und idylliſch hervorlauſchen. Die übrigen Thürme, welche dem zerſtörenden Zahne der Jahrhunderte bis jetzt kräftig widerſtanden, werden ebenfalls von Forſtmännern bewohnt, welche die Aufſicht über die der Stadt Mühlhauſen zugehörigen, außerordentlich bedeutenden Waldungen zu führen haben; die „ſchwarzburger Warte" aber, in deren Nähe, am ſogenannten Junkersholze, der Landgraben endigt, iſt in ein ziemliches Gaſthaus umgewandelt, welches — ſonderbar genug! — zum „grünen Eſel" genannt wird. Ein alter, ehrlicher Bauersmann aus dem Dorfe Sollſtädt erzählte mir nachſtehende Anecdote, welche zur Entſtehung dieſes originellen Wirthshausnamens Veranlaſſung gegeben haben ſoll.

Früher, in grauer Zeit, als noch Schutz und Gränzwächter hier hauſeten, und daß öde Eichsfeld ſcharf in's Auge faßten, lehnte ſich an die ſchwarzburger Warte bereits ein Gaſthaus, „zum grünen Jäger" genannt. Dieſes Wirthshaus ſtand auf dem Gränz=Vereinigungspunkte von drei verſchiedenen Gebieten (des mühlhäuſiſchen, ſchwarzburgiſchen und gothaiſchen), und deßhalb walteten wegen Ausübung der Polizei= und Gerichtspflege zwiſchen den drei Herrſchaften ſo mancherlei Streitigkeiten ob, daß ſich zuletzt gar Niemand um die Verwaltung der Polizei und Juſtiz bekümmerte.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht anders ſein, als daß der „grüne Jäger" bald zum Tummelplatze aller Leidenſchaften wurde, womit übrigens der Wirth ganz einverſtanden war, da das wüſte, zügelloſe Treiben ſeinen Beutel füllte. Kein Tag beinahe verging, ohne daß im „grünen Jäger" oder mindeſtens in deſſen Nähe Duelle und blutige Raufereien ſtatt fanden; namentlich aber war es der Sonntag, an welchem die Schlemmer und Wüſtlinge der Umgegend allen Lüſten den Zügel ſchießen ließen. Die Bauernburſche der umliegenden Ortſchaften hielten hier Tanz,

verjubelten der Eltern ſauer erſparte Nothpfennige, und fingen, nachdem ſie dem Bachus übermäßig geopfert hatten, gewöhnlich Schlägereien an, bei denen es ſelten ohne blutige Köpfe abging.

Auch ein Pfarrer aus einem benachbarten Dorfe fand ſich täglich bei dem Kneipenwirth ein. Die Sage berichtet nicht, welche Abſichten ihn an dieſen für ſeinen Stand und ſeine Bildungsverhältniſſe ganz unwürdigen Ort führten, ob er kam, das Auge an der über alle Beſchreibung köſtlichen Ausſicht zu weiden, oder ob er ſich hierher begab, um unbelauſcht dem alten Heidengott ſein Scherflein zu ſpenden; genug, er war täglich hier zu finden, und ſelbſt der Sonntag machte von dieſer Regel keine Ausnahme.

Einſt geriethen zwei Bauernburſche ſeines Dorfes, von denen der Schwächere ſein Pathe war, einer leichtfertigen Dirne wegen in Streit, welcher bald zu Thätlichkeiten überging. Jeder Theil erhielt Beiſtand, und nach wenigen Augenblicken war die Rauferei allgemein. Die Parthei ſeines Pathen mußte weichen, und der Pfarrer, von der Liebe zum Frieden gedrungen, und durch die Kraft des Nectar ermuthigt, wagte ſich kühn zwiſchen die tobenden Haufen und ſuchte durch Wort und Fauſtſchlag die geſtörte Ordnung und Ruhe wieder herzuſtellen. In demſelben Momente brannten aber auch bereits ein paar Ohrfeigen, von ſchwieliger Hand geführt, auf den Wangen des Pfarrers, daß dieſer taumelte, und zugleich ſchrie ihm der freigebige Spender der Ohrfeigen mit ſtarker Stimme zu: „Gehört ein Pfarrer unter uns Bauern? Wart, Du ſollſt an den grünen Jäger denken!“

„Nein, — rief der Pfarrer ſchnell gefaßt zurück —, wenn ich Dich in Zukunft erblicke, ſo werde ich nur an einen grünen Eſel denken!“ —

Dieſer Name nun iſt der Warte von jener Zeit an geblieben, obgleich im Jahre 1795 an die Stelle der alten Kneipe ein neues, anſtändigeres Wirthshaus erbaut wurde. Wenn indeß die erzählte Anecdote den Namen eines ſehr unbedeutenden Wirthshauſes auch nicht begründet hat, ſo liefert ſie doch einen intereſſanten Beitrag zur Sittengeſchichte des mittelalterlichen Thüringens, und ſollte der verehrte Leſer die Anecdote mager, vielleicht gar abgeſchmackt finden, ſo muß ich offen bekennen, daß lediglich meiner Feder die Schuld davon beizumeſſen iſt, indem ſich die Erzählung in der Sprachthümlichkeit der dortigen Gegend ſehr anſprechend ausnimmt. Die Bemerkung iſt übrigens wohl überflüſſig, daß mit der zunehmenden Sittencultur auch jene rohen Balgereien auf der ſchwarzburger Warte in demſelben Grade ſich verminderten, und bei der jetzigen geregelten Verfaſſung ganz verſchwunden ſind.

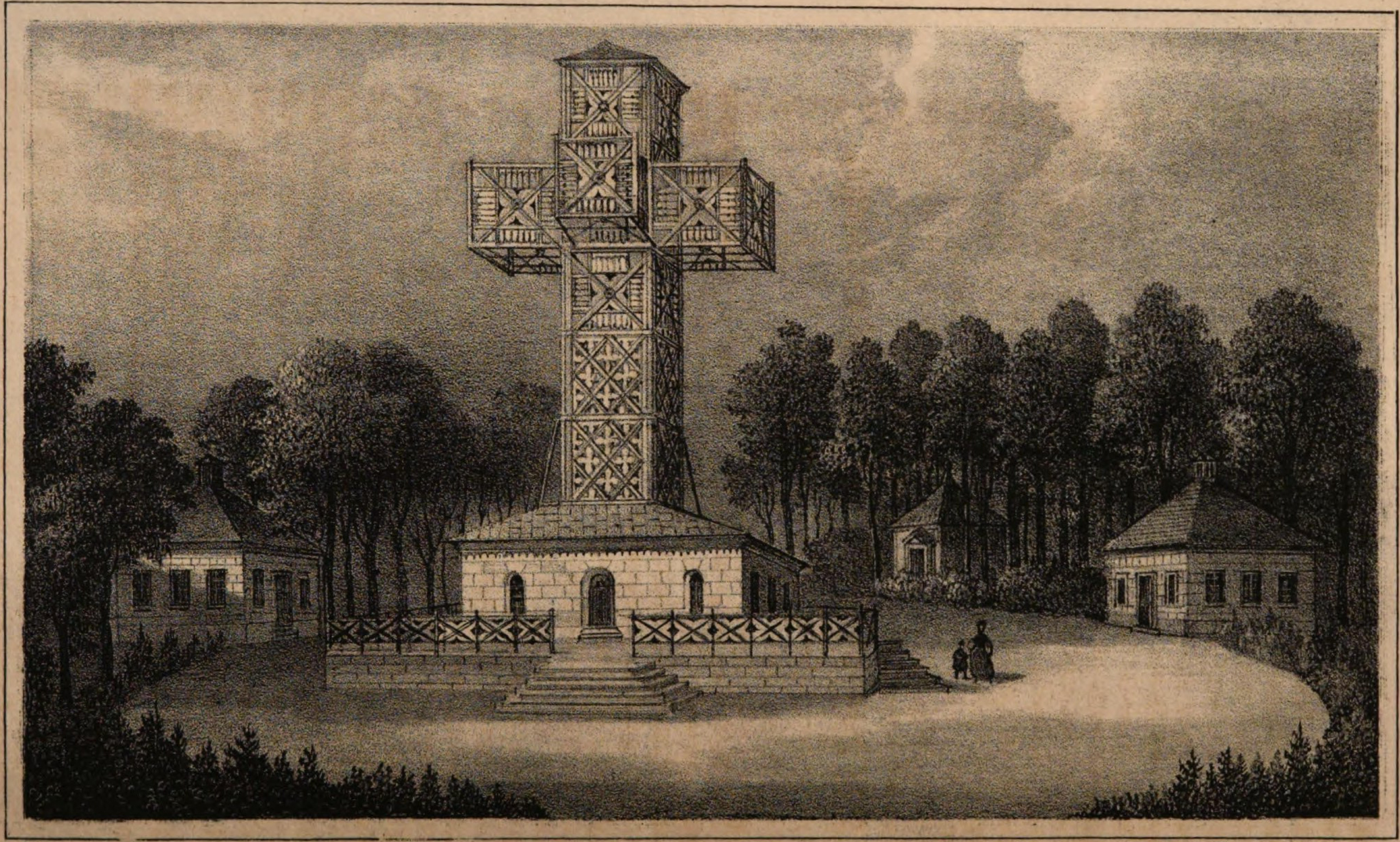
Wenn ich von Eigenrieden aus, wo der Landgraben beginnt, mich mehr mit der Unterſuchung des Bollwerkes, das einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Kraft gekoſtet haben mag, beſchäftigte,

ſo wollte ich auf der Rückreiſe an dem romantiſchen Panorama, welches ſich in unermeßlicher Weite vor dem Landgraben ausdehnt, Auge und Herz erquicken. Ich habe geſehen, gefühlt, in namenloſen Wonnen geſchwelgt; aber frei und unumwunden geſtehe ich, daß für die unendlichen Reize, welche die Landſchaft mit einem ſtets abwechſelnden goldenen Netze überziehen, mein Pinſel keine Farben finden kann, die brennend und glänzend genug, keine Tinten, die zart und ſchmelzend genug ſind, um ein treues Bild davon geben zu können.

Trunken von dem Anblicke der glanzvollen Herrlichkeit ſtimmte ich in die Worte des unvergeßlichen Hölty ein:

O, wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein;
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſes ſchönen Lebens freun!

Carl Rümpler.



84. Lith. v. Ed. Pietzsch u. C. in Dresden.

Josephshoehe.

Die Joſephshöhe auf dem Auerberge.

Hat man Stollberg im Rücken, und folgt in öſtlicher Richtung der ſchön gebahnten Chauſſee, die auf Harzgerode führt, ſo hat man eine volle Stunde zu ſteigen, ehe man auf das große Plateau des Unterharzes gelangt. Ein tiefes, reges Thal mit rieſelnden Bächen zur Rechten, eine ſteile Bergwand zur Linken, und ringsum hohe Berge mit friſchen Buchenwäldern, durch welche hindurch die Thalöffnung den lieblichſten Rückblick auf der altberühmten Stollberger Grafen romantiſchen Ritterſitz gewährt, das ſind die Hauptmerkmale, um dies pittoreske Naturgemälde richtig zu zeichnen. Nähert man ſich endlich dem Höhenpunkte dieſer ſteilen Bahn, wo ſie ſich bald wieder abwärts ſenkt, ſo erblickt man rechts am Wege einen eiſernen, höchſt geſchmackvollen Handweiſer, der mit durchbrochener, zierlicher Inſchrift nach Joſephshöhe zeigt, und der Bergkoloß, der erſtiegen wurde, war kein anderer, als der gewaltige Auerberg, der Wetterprophet ſo vieler öſtlichen Dörfer. Erlaubt es dem Reiſenden ſeine Zeit, ſo mag der Fingerzeig ihm nicht umſonſt gegeben ſein; denn die Mühe auf einem breiten bequemen Fahrwege nun noch eine geringe Höhe zu erklimmen, wird ihm ſchnell und reichlich gelohnt werden. Der Auerberg gehört ohne Urgebirge zu enthalten zu den bedeutendſten Bergen des Unterharzes.*) Seine Unterlage iſt Grauwackenſchiefer, auf welchem, wer weiß durch welchen Zuſammenfluß von

*) Nach Zimmermann iſt er 1852 Fuß über der Meeresfläche erhaben, folglich 30 Fuß höher als der Rammberg, und ſeine Oberfläche iſt mit Buchen-Hochwald bedeckt, auf der Morgen- und Mittagsſeite aber neuerdings mit Tannen bepflanzt.

Umſtänden, ein gewaltiger Porphyrblock aufgeſetzt iſt, der ſich als ein von allen Seiten ſchroff anſteigender Bergrücken von Mittag nach Mitternacht ausdehnt, und in zwei ziemlich gleich hohen Gipfeln endigt. Woher er ſeinen Namen führt, wer mags mit Beſtimmtheit angeben können? Das Wahrſcheinlichſte bleibt aber immer, ihn vom altgermaniſchen Urus, Auerochſen, abzuleiten, wenigſtens ſpricht die Benennung dieſes Berges im Munde des Volkes, Uhrberg, am meiſten dafür, und wie der mächtige Stier in der Heerde ſchwächerer Kühe durch ſeine Größe hervorragt, ſo beherrſcht auch dieſer Berg gleichſam die vielen niedrigern Berge um ihn und neben ihm. Weil er dem Wandrer ſtets in das Auge fiel, ſo lockte ſeine Höhe, Vieles und Herrliches verheißend, ſchon längſt gar Manchen auf ſeinen Scheitel, und ſchon das vorige Jahrhundert ſah hier einen hölzernen Thurm mit gemauertem Fachwerk und vier Luken zur Ausſicht. Statt eines Fernrohrs traf man ein Sprachrohr dort. Verſchiedener Mißverhältniſſe wegen wurde er aber etwa 1768, auch um Reparaturkoſten zu erſparen, von Bergleuten in ſeinen Grundfeſten durchbohrt, worauf er des Nachts ein Mal zuſammengeſtürzt iſt. Das Gepraſſel hat man ſelbſt im nahen Dorfe Schwenda gehört, und von dem verkauften Bauholze iſt in Neudorf ein Haus aufgeführt worden, das noch jetzt unweit der Kirche ſteht. Unter dieſem Thurme hatten vor langen Jahren Fremdlinge, die Sage nennt ſie Venetianer, einen Schacht angelegt, und nach einer dem Zinnober ähnlichen Farbe geſucht, deren Spuren man jetzt noch bei Verſchüttung des Schachtes angetroffen hat. Schutthaufen, an die ſich Wünſche anknüpften, ſo oft ſie betreten wurden, waren bis vor wenigen Jahren die ſchwachen Ueberreſte jenes Thurmes. Weil aber, um mit Schiller zu reden, hier ſo

> Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
> Purpuriſch zuckt durch dunkler Buchen Ritzen,
> Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
> In gold'nen Flammen blitzen
> Der Berge Wolkenſpitzen,

ſo feierten in alter frommer Sitte Stollbergs Bewohner hier ſchon längſt das Maienfeſt, den Pfingſtmorgen, und mit dem Hochgeſange eines Lobliedes wurde die ſteigende Sonne begrüßt. Die Erfüllung eines von allen Naturfreunden innig gehegten Wunſches war es daher nur, als Se. Erlaucht der kunſtſinnige, regierende Graf Joſeph von Stollberg, zu deſſen Grafſchaft der Berg gehört, beſchloß, hier wieder, und zwar ſchöner als je ein Thurm der Art gebaut iſt, einen ſolchen in ganz origineller Weiſe aufzuführen. Den Riß dazu ſoll der berühmte Schinkel in Berlin entworfen haben, ausgeführt iſt er aber von Stollbergiſchen Bauverſtändigen. In den Jahren 1832—34 ſtieg der Rieſenbau empor, und als ein Zeuge wahrhaft fürſtlichen Hochſinnes überragt jetzt ein gigantiſches Kreuz wie eine Siegstrophäe des Glaubens und Friedens die alten tauſendjährigen Opferſtätten heid-

niſcher Götzenverehrung auf den verbrüderten Nachbarbergen. Es zählt an 100 Fuß Höhe, und nach ſeinem Erbauer iſt dieſer Kreuzesthurm am Tage ſeiner Richtung und Weihe, den 25. Septbr. 1833, die Joſephshöhe getauft. Große Schwierigkeiten mußten zuvor überwunden, Felſen geſprengt, Schachte ausgefüllt werden, ehe ein tauglicher Platz für ſolchen eben ſo großartigen als kühnen Bau zugerichtet war. Hunderte von bemooſten Eichen und Buchen mußten fallen, ehe dieſes den Elementen Trotz bietende Gefüge von Balken emporſteigen konnte. Doch der Bau ward glücklich vollendet, und ſchon die heftigen Windſtürme der Jahre 1833 und 36, die im tiefern Walde unzählige, ſelbſt ſtarke Buchen zerbrachen und entwurzelten, wurden die Feuerprobe, um die Dauer und Feſtigkeit dieſes Kunſtbaues neidiſchen Zweiflern zu ihrem Verdruß recht anſchaulich zu machen.

Hochgezimmert in die Lüfte
Steht der Bau ſo rieſengroß,
Ueber Berge über Klüfte
Ragt erhaben der Koloß,
Und der Meiſter ſchaut,
Was er ſtolz erbaut,
Was in der Geſellen Kreiſe
Er gethürmt im regen Fleiße.

Dieſer gewaltigen Säulen Gefüge,
Dieſer Zinnen ſchwindelnde Höh,
Als ob die ſchwebende Wolke ſie trüge,
Als ob ſie ſuche des Aethers Näh'!
Dieſer Eichen zahlloſe Maſſen,
Wie ſie ſich halten, wie ſie ſich faſſen,
Früher Jahrhunderte altes Geſchlecht
Nun ein wunderſam kühnes Geflecht.*)

Der geebnete Platz, eine von jungen Tannen umſchloſſene, mit gelblichem Porphyrſande überfahrene Rotunde von 257 Schritten im Umfange, nimmt den mittäglichen Gipfel des Berges ein, den man wenn gleich niedriger als der mitternächtliche deshalb gewählt hat, um einen tiefern und freiern Blick in die goldene Aue und die davor liegenden Thäler zu bekommen. So wie man ihn betritt, bietet eine weite Oeffnung im Walde ſchon den entzückendſten Anblick nach Süden dar. In ſeiner Mitte dient zunächſt eine viereckige, zwei Ellen hohe und 120 Schritte im Quadrat haltende Erhöhung mit Umfangsmauer und Geländer als Baſis, auf welche vier ſchöne eichene Freitreppen hinaufführen. Innerhalb dieſer Baſis erhebt ſich nun der

*) Dieſe und die folgenden poetiſchen Einſchaltungen gehören einem recht gelungenen Gedichte an, das als Rede am Tage des Richtens geſprochen ward, und einen zu beſcheidenen Verfaſſer hat, als daß er genannt ſein will.

Kreuzthurm, der aber noch mit einem Umbau von 20 Schritt Tiefe im Quadrat umſchloſſen iſt, und welcher außer vier Entrées, vier geſchmackvoll verzierte Zimmer für die gräfliche Herrſchaft enthält, in deren Mitte die bequeme Treppe mit einigen 90 Stufen zur ſchwindelnden Höhe hinaufführt. Alles was man ſieht, athmet eben ſo ſehr den edelſten und vollendetſten Geſchmack, als die größte Solidität in der Ausführung damit verbunden iſt. Es iſt auch daher dieſer der Witterung ganz ausgeſetzte Balkenthurm nicht blos mit conſervirendem Steintheer überzogen, ſondern der Umbau hat ſelbſt ein koſtbares Eiſenblechdach zu ſeinem Schutze erhalten. Der Bauſtyl, der namentlich in den Fachverzierungen des Thurmes und des untern Geländers mit gothiſchen Spitzbogen größtentheils als der altgothiſche ſich zu erkennen giebt, ſcheint jedoch beſonders im Umbau nicht durchgreifend beibehalten zu ſein, wenn gleich das verſchiedenfarbige Fenſterglas in den Fenſtern an alte Glasmalereien erinnert. Nähert man ſich beim Erſteigen dem Kreuze, ſo laden zwei Balkons auf den Armen des Kreuzes zunächſt ein, hier die Schönheit des Umblicks zu genießen. Um jedoch nach allen Richtungen hin ein Kreuz darzuſtellen, ſo ſind noch zwei Arme, ohne aber begangen werden zu können, über den Kreuzesſtamm gelegt. Nun wenige Stufen noch, und der Stamm iſt ganz erſtiegen. Welcher Anblick! Da liegt nun die Welt ſo frei und offen, und das Auge ſchwimmt regellos in den ungemeſſenen Räumen.

Dieſe Wälder, dieſe Auen,
Dieſe grüngeſchmückten Höh'n,
Dieſe Wolken, dieſe blauen
Lüfte, wie bezaubernd ſchön!
Wie die Sonne ſteigt,
Wie der Nebel fleucht,
Wie ſich Berg' an Berge ketten,
Wird ſich Thal an Thäler betten!
Und nun der Städte geſchäftiges Leben,
Und nun der Dörfer ſtill freundlicher Grund,
Und nun der Menſchen vielfältiges Weben,
Wie es ſich ſpiegelt, ſo reizend, ſo bunt!
Welch ein Entzücken durchſtrömet die Bruſt!
Wie ſchwimmt das Aug in unſäglicher Luſt.

Schwindet aber der erſte Rauſch, der vom friſchen eingeſchlürften Himmelsäther den Neuling auf dieſem Eichenhorſt wie trunken macht, und das Auge blickt klarer und ruhiger in die tiefen Fernen, ſo iſt es ein Kreis von wenigſtens zehn Meilen im Durchmeſſer, der wie eine Landcharte mit vielen Staatengebieten vor dem Auge ſich aufrollt, die weiteſten im Nebel verſchwimmenden Endpunkte aber hinzugerechnet, möchte das Doppelte des Durchmeſſers noch nicht zu viel ſein. Wir wollen eine Schilderung in den Hauptpuncten, die das Auge feſſeln, zu geben ſuchen. Wie ein wogendes, grünes Laubmeer

mit unzähligen muntern Bewohnern liegt der große weite Wald des Unterharzes zu unſern Füßen. Hier ein tiefes Thal, deſſen Endpunkt nicht abzuſehen iſt, dort ein Berg, der wie eine Woge vom Sturme gehoben emporſteigt. Hier ſchauet verſtohlen unter Bäumen hervor ein freundliches Dörfchen, wie das Eiland eines heimlichen Glückes, dort eine vielbethürmte Stadt, wie eine reiche Flotte mit Maſten und Segeln im ſichern Hafen; und welches ſind die Berge und Thäler, und die Städte und Fluren, über welche das prüfende Auge dahin ſchweift? Im Abend überſteigt der Brocken mit ſeinem Thurme und ſeinem Hauſe den Fernblick und ſchließt hier die Ausſicht. Dann wie ein Milchſtreifen bis an den Ramberg und ſeiner Victorshöhe tritt über den Harz hervor die Gegend von Braunſchweig und Wolfenbüttel, deſſen Thürme der neidiſche Höherauch ſelten nur erkennen läßt. Auch der Anfang der Lüneburger Heide wird noch ſichtbar, aber weiter rechts ſchließt am fernen Horizonte der aufſteigende Huywald den Blick. Aus dem grünen Harz-Walde gucken verſtohlen hervor die Dörfer Breitenſtein, Friedrichshöhe, Hüttenrode, Bernrode, Friedrichsbrunnen, Siptenfelde und die dazwiſchen liegenden Felder. Dann ſchließt den Fernblick der lange Rücken des Ramberges. Da wo er ſich wiederum ſenkt, erſcheint dann der Hakel im Nebelgewande, und darüber hinaus zeigt ein günſtiger Himmel auch Neuhaldensleben und Magdeburgs Domthürme. Nun folgt im Morgen, wie Herr Diaconus Schüler in ſeiner Erinnerung an Joſephshöhe recht ſchön ſagt, eine wahre Morgengabe der Natur. Wie Silberſtreifen flimmern von der Elbe und Saale der Kähne weiße Segel her, und die Landſchaft öffnet ſich in unbegrenzter Weite. Leitzkau, die Anhaltiſchen Herzogthümer mit Zerbſt, Deſſau, Köthen und Bernburg, der Petersberg mit ſeinen Kloſterruinen und gaſtlichen Häuſern, die Thurmſpitzen von Halle und Merſeburg, Gattersleben, Aſchersleben, die ganze Grafſchaft Mansfeld mit den Städten Mansfeld und Querfurt, das Unſtrutgebiet, Artern, Wiehe und der Ettersberg bei Weimar, Erfurts und Arnſtadts Thürme, Allſtedt mit ſeiner Heide und Schloß Schulenburg, Kloſter Roßleben und Donndorf, das ſind bis an den Thüringerwald die Fern- und die Schönſichten. Ob das Erzgebirge jemals durch Luftſpiegelung (fata morgana) vielleicht ſichtbar geworden, laſſen wir dahin geſtellt ſein, ohne es gerade zu beſtreiten zu wollen. Wir nähern uns ſtatt deſſen wieder dem Harze und zeigen die tiefen Furchen des Selke- und des Wipperthales. Da ſucht vom Fuße des Berges an die breite Landſtraße die Stadt Harzgerode zu erreichen, und zur Rechten und Linken liegen das Vorwerk Hähnchen und das Dorf Straßberg mit ſeinen Teichen, Neudorf mit ſeinen umkränzenden Zechenhäuſern, Königsrode, Dankerode, Hayn und Neuhaus. Am lieblichſten aber liegt vor uns wie eine ſchöne Epiſode im erhabenen Epos das freundliche Schwenda. Wie ein greiſer Wächter an der Mündung des Selkethales erhebt ſich der Falkenſtein, und weiterher entſteigt des Thales Silberhütte das verdampfende Arſenik als Rauchſäule. Anmuthiger noch wie zum edeln Waidwerk rufend blickt aus dem friſchen Wipperthale aber

die ſchimmernde Rammelburg zu uns herauf. Nun lockt der Mittag. Ernſt und feierlich ſteigt am Horizonte der Thüringerwald empor, und iſt er nicht feindlich geſinnt, ſo erlaubt er bisweilen doch ſelten ſelbſt einen Durchblick nach dem Fichtelgebirge. Der Inſelsberg, der große und kleine Beerberg, der Schneekopf, der Gückelhahn, die Höhe von Oberhoff, das ſind die Bergkuppen, die das Auge erreicht. Wellenförmig, und mit ſeinen Burgtrümmern faſt elegiſch, dehnt ſich darunter das ſchöne Thüringerland aus, doch tritt beſonders die Fahnerſche Höhe hervor. Da erheben ſich wehmüthig an dem Unſtrut-Thor der einſt mächtigen Sachſenburg Thürme, und gegenüber Schloß Heldrungen, doch wie ein immer auf ſeinen ehemaligen kaiſerlichen Glanz noch ſtolzes Schloß, und zugleich wie eine trotzige Vorburg vor dem Lande des romantiſchen Ritterthums ſtreckt der alte Kyffhäuſer ſeine öden Thürme gleich nackten, nervigen Armen uns entgegen, und wie ein dienſtbarer Vaſall ſteht die tiefere Rothenburg daneben. Nun folgt der Poſſenthurm und das Wippergebiet*), und die über den Wald auftauchenden Thurmſpitzen von Sondershauſen, erinnernd an Schwarzburgs biedere Fürſten, und Nordhauſens, der begüterten ſonſtigen freien Reichsſtadt Petersthurm. Dürften wir aber die lieblichſte aller Auen, die güldene, wo Kaiſer ſelbſt ihre Pfalzſtädte ſich wählten, überſehen? Zwar iſt es nur ein geringer Streifen, der ſichtbar wird, doch wie reizend theilt ſie ſich bei Kelbra in die zwei Arme nach Heringen und Rottleberode, und wie romantiſch hält ſie Auleben und viele andere Dörfer dem Auge vor? Ja hier im Süden iſt bei dieſem großen Rundgemälde unſtreitig die meiſte Mannichfaltigkeit und Abwechſelung, und am längſten ruht darauf der Blick. Wenden wir uns nun aber nach Abend, ſo ſchließt ſich auch hier dem Auge das koſtbarſte Diorama noch auf. Da liegt das ganze gewerbthätige Eichsfeld mit ſeiner vom Bock und der hellen Klippe gebildeten gigantiſchen Pforte. Mitten inne in ſchöner Perſpective die Gleichenſchlöſſer bei Göttingen, daneben Bleicherode mit ſeinen Bleichen wie blendende Wimpel, und die Grafſchaft Hohnſtein, darin der Schern mit ſeinen Wegehäuſern, das Stiftsamt Ilfeld, darüber die Hainleite und in weiteſter Ferne wie Kuppeln zahlloſer Pagoden und Tempel der Meißner, die Wilhelmshöhe bei Caſſel, der Solling und die Weſergebirge. Ach, wie dieſe Landſchaft in goldener Abendbeleuchtung, ſo erſcheint auch am Lebensabend oft die Rückerinnerung an ein entſchwundener Jugend-Glück. Die Thräne der Wehmuth zittert an der Wimper. Aber ſo wenig die Landſchaft wieder auftaucht, wenn die Sonne hinter die Berge geſunken, ſo wenig kehren auch die friſchen Roſen der Jugend zurück. Aber wohl uns, daß auch der Tod ſelbſt dieſe Erinnerungen uns nicht entreißen kann! Und wo dies wehmüthig und doch ſo wonnig ſtimmende Lichtgemälde nun ſeine Grenzen hat, worauf ſtößt dann das Auge? Da ſteigt wieder der Glückauf rufende Oberharz mit ſeinen Silberſchätzen am

*) Nicht zu verwechſeln mit der Wipper des Harzes, weil auch bei Sondershauſen eine Wipper fließt.

Himmel herauf, und das betriebſame Andreasberg ſchauet wenn gleich ſo nackt und froſtig doch fröhlich zu uns herüber. Warum ſollten wir denn aber die heitere Eichenhorſt, die wie ein munteres Mädchen im Flügelkleide aus nachbarlichem Fenſter herübergrüßt, nicht auch bemerken und daneben das kleine Waldhaus, wie eine jüngere Maid, und das Hayenfeld nirgends ſo hübſch denn von hier aus, und zum tiefen Stollberg nicht hinabſchauen, das ſo nahe und ſo heimlich verſtohlen heraufblickt, als wollte es jeden in ſeinen Gefühlen belauſchen? Ja ihm dem Erlauchten, dem Begründer ſo vieler herrlichen Anlagen der ſie noch krönte mit dieſem dem ſchönſten ſeiner Bauten, gebührt inniger Herzensdank, und unwillkürlich fühlt man ſich gedrungen, deſſen äußere Zeichen wie ein ſchuldiges Opfer auf dieſem luftigen Hoch-Altare geiſtiger Freiheit und Ungebundenheit in Worten niederzulegen. Aber iſt durch ihn hier nicht mit dem hohen reinen geiſtigen Genuß auch manche leibliche Ergötzlichkeit und Bequemlichkeit verbunden, wie es für uns Menſchen nöthig iſt, wenn wir des erſtern ganz theilhaftig werden ſollen? Wir ſteigen vom Thurme herab und ſehen was geſchehen iſt. Da winket zur Rechten ein freundliches Gaſthaus und ladet zu Speiſe und Trank ein. Zur Linken iſt der muntern Jugend und auch der älteren eßluſtigen Welt ein Salon, wenn gleich nicht groß, doch höchſt geſchmackvoll und elegant eingerichtet, wenn gar ein Tänzchen gemacht oder geſellig geſpeiſt werden ſollte. Wollten aber empfindſame Luſtwandler ſich Heimliches ſagen, oder die gefiederten Waldſänger belauſchen, oder ſtille Beobachter Anderer abgeben, oder der eigenen Laune nachhängen, ſo ſind der herrlichen Gänge, Plätze und Ruhebänke unter dem Laubgewölbe hoher ſchlanker Buchen ſo viele, daß man nur bei rauher Witterung in Ermangelung andern Obdachs vielleicht ſeine Zuflucht zu zwei verſteckt liegenden Mooshütten nehmen würde, von denen die eine dem Aufſichter eigentlich zur Wohnung, die andere zur Aufbewahrung von Geräthſchaften dient. An dieſen Aufſeher, einen freundlichen Alten, der allein den Schlüſſel zum Thurme führt, hat man ſich auch zu wenden, um ihn zu beſteigen. Er wird dem Fremden zugleich dann als Cicerone ſich darbieten, wenn es gewünſcht wird. Nur Schade daß dem ſuchenden Auge bis dahin noch kein gutes Fernrohr zu Hülfe kommt, und jeder auf ſeine eigenen Hülfsmittel zur Fernſicht beſchränkt iſt. Der Beſuch dieſes rieſigen Gnadenbildes gemüthvoller Andacht (herrlichen Tempels der Natur und Kunſt) iſt ſeit deſſen Erbauung von nahen und fernen Wallfahrern ſehr ſtark geweſen, und das elegante und ſauber gehaltene Fremdenbuch liefert ſeit dem Auguſt 1836 zum Theil dafür den Beweis. Wer Vergnügen am Einſchreiben und Durchblättern deſſelben findet, dem wird es vom Wirth im Salon vorgelegt. Außer der hohen Geburtstagsfeier des erlauchten regierenden Grafen am 21. Juni wird im Sommer hindurch die Woche regelmäßig an gewiſſen Tagen hier Muſik angetroffen, und zu table d'hôte geſpeiſt, weshalb Se. Erlaucht der Graf auf einem geebneten Platze im Walde längere Zeit auch ein ſchönes Zelt noch aufſchlagen läßt. Allein ſchöner und himmliſcher

erklingen die Töne gewiß wohl dem, der zum erſten Male den Berg erſteigt, wenn er am Abend oder Morgen von der Höhe des Thurmes herab, ohne ihn ſelbſt noch zu erblicken, die feierliche Weiſe eines Chorales vernimmt. Anbetend möchte er in dieſem erhabenen Dome der Natur gewiß niederfallen und mit Thränen des Dankes den preiſen, der die Welt ſo ſchön gemacht, und mit ihrer Pracht ſo reiche und reine Freuden für den Menſchen darüber ausgegoſſen hat. Faſt eben ſo feierlich wird aber die Seele geſtimmt, wenn man in der heiligen Stille einer heitern Nacht das Auge von hier zum Sternenhimmel emporlenkt, und wenn dann am Oſterheiligenabend hunderte von blitzenden Feuern im Weſten, am Pfingſtheiligenabend aber faſt noch mehr in Süden auf Thüringens Höhen wie Oriflammen empor zücken. —

So wie der Berg auf ſeinem Gipfel ſo viele für Herz und Gemüth zugängliche Freuden darbietet, ſo manches Intereſſante trägt er für Sachkundige durch ſeine Mineralien und Pflanzenwelt auch noch auf ſeinem Rücken und in ſeinem Schooße. Wie ausgeſtreut wuchert der rothe Fingerhut rings um den Berg herum in dem Porphyrboden, und in den weißlichen, ſehr feſten Porphyr ſelbſt ſind hier und da ſchmale Eiſenſteintrümmer eingeſprengt. An der Oſtſeite trifft man ſchöne Bergcryſtalle in kleinen vier- und ſechsſeitigen Doppelpyramiden, gewöhnlich wilde oder Stollberger Diamanten genannt. Obwohl ſie einer guten Politur fähig ſind, und ein reines Waſſer enthalten, ſo werden ſie an Härte doch von den Böhmiſchen Steinen übertroffen, und ſelten rein und völlig ganz gefunden. Sie werden von einer mehr oder minder feſten Matrix umſchloſſen, welche ſie einzeln oder in Menge enthält. Da wo man verwitterten Porphyr antrifft, werden ſie übrigens mit leichter Mühe geſammelt. Auch finden ſie ſich bisweilen in einem rothen ſchlammigen Sande, wo ſie immer ſehr gut erhalten ſind. Am ſüdlichen Fuße in den Wäſchen und bei dem ſogenannten güldenen Altare grub man ehedem auch auf Gold, das aber wahrſcheinlich nur zu ſpärlich angetroffen oder ganz zu Ende gegangen iſt. Es findet daher der Naturfreund und Moraliſt wie der Naturforſcher, der Phantaſt wie der Philoſoph, der Humoriſt wie der Melancholiſt, der Aſtronom wie der Hiſtoriker, der Gelehrte überhaupt wie der Künſtler, ja im Allgemeinen jeder, welchem Lebensalter, Geſchlechte und Stande er angehört, Genüſſe, wie ſie nur immer das reine Gemüth verlangen darf und ſie ihm zuſagen können. Ja weil die Natur hier zu jeder Tages- und Jahreszeit großartig erſcheint, darum fühlt der gute Menſch ſo leicht ſich hier ſelbſt erbauet; und wie mit dem aus dem friſchen Born reiner Himmelsluft eingeſogenen neuen Lebensäther die Seele einen neuen Aufſchwung erhält, ſo wird auch der Lebensnerv des Körpers nicht minder geſtärkt. Da nun durch die höchſt zuvorkommende Aufmerkſamkeit des hier waltenden hohen Ordners gegen die Pilger nach dieſem Wallfahrtsort die ſchönſten, bequemſten Wege nach dem Gipfel des Berges für Fußgänger und Fahrende angelegt ſind, und für Unterbringung der Pferde und begehrtes Nachtlager unten am Berge durch ein geſchmackvolles Zoll-

und Gaſthaus mit angenehmen Umgebungen geſorgt iſt, ſo wird auch jeder gewiß dieſen reizenden Punkt des Harzes, wenn ſonſt Alles nach Wunſch ſich geſtaltete, in der heiterſten und befriedigtſten Stimmung verlaſſen, und in des ſchon citirten Sängers Ausruf einſtimmen.

Wenn auch die Stürme dich brauſend umtoben,
Wenn dich die Wetter helleuchtend umweh'n,
Wenn dich die Blitze umziſchen von oben,
Wenn dich die Tannen weitkrachend umſteh'n,
Und wenn die Fluthen des Himmels auch rauſchen,
Uud wenn ſich Jahre um Jahre auch tauſchen,
Stehe dann feſt noch, du rieſig Gebäu,
Wanke dann nicht, halt' aus dann getreu!
Stehe lang' auf luftiger Höhe,
Stolzer Leucht=Thurm der Natur.
Fern Geſchlecht an dir noch ſehe
Joſephs edle Herzensſpur!
Und der Waller viel
Sei ein freundlich Ziel,
Daß noch einſt in ſpäten Zeiten
Enkel deinen Ruhm verbreiten.

Wilhelm Schönichen.

Conradsburg.

Nachts um die zwölfte Stunde,
Da ſchleicht den Wald entlang,
Oft ſpähend in die Runde,
Ein Geiſt mit leiſem Gang.

Bald trägt er lange Ohren,
Iſt wie ein Eſel grau,
Bald gleicht er einem Mohren,
Bald einer alten Frau.

Adolf Bube.

Nahe bei Endorf und bei dem Städtchen Ermsleben liegt, im Fürſtenthume Halberſtadt, auf einem hohen Berge, das Vorwerk Conradsburg mit einigen wenigen Häuſern, in denen ungefähr funfzig Menſchen leben. — Die Ausſicht von dieſer Höhe iſt überaus ſchön und ausgebreitet, und bei günſtiger Morgenbeleuchtung beſonders nach Weſten hin ſehr reizend.

Die hiſtoriſchen Nachrichten über Conradsburg ſind ſehr dürftig. Der allbekannte, fleißige Leuckfeld hatte zwar den Plan, die Notizen welche er über Conradsburg geſammelt herauszugeben, allein er ſtarb vor Beendigung derſelben, und man fand in ſeinem Nachlaſſe nur ein zwei Bogen ſtarkes Manuſcript unter dem Titel: „Kurtze hiſtoriſche Nachricht von dem ehemaligen Benedictiner- nachmals Cartheuſer-Cloſter Conrads-Burg in dem Halberſtädiſchen (ſ. die v. M. Tob. Eckhard herausgegebene Lebensbeſchreibung Leuckfelds). Selbſt dies Wenige iſt aber nie im Druck erſchienen, und der geneigte Leſer muß ſich daher mit dem begnügen, was ſich in ſeinen und andern Werken zerſtreut darüber findet. (cf. Leuckf. Antiqq. Bursfeld. p. 69 sqq.)

Conradsburg war in den älteſten Zeiten eine Veſte und der Stammſitz der Ritter von Conradsburg, die bis in's zwölfte Jahrhundert hier hauſten. Der Sage nach verließen ſie um dieſe Zeit den Sitz ihrer Väter, machten ein Kloſter daraus, übergaben es Benedictinermönchen, — die ihm den Namen „Unſerer lieben Frauen Botſchaft" beilegten, — erbaueten die nahegelegene Burg Falkenſtein, und nannten ſich wie es damals Sitte war, nach der neuen Veſte. — Johannes Crevelius, Prediger der Herren von Aſſeburg ſagt (in ſeinen Collectaneis ex hist. de Origine et fundat. omnium monastericorum ordinum etc. p. 139): daß ein Conrad von Aſſeburg das Kloſter Conradsburg gegründet, und nach ſeinem Namen genannt habe; allein es findet ſich in der Familie derer von Aſſeburg Keiner, der um die Stiftungszeit des Kloſters den Namen Conrad geführt hätte. Die erſtere Angabe iſt daher wohl inſofern die richtigere, daß die Ritter von Conradsburg ihre Veſte ſelbſt in ein Kloſter umwandelten. Daß ſie den Falkenſtein erbaut hätten, läßt ſich durch nichts erweiſen; im Gegentheil finden wir Nachrichten, daß der letzte Ritter von Conradsburg, als er ſah, daß mit ihm ſein Geſchlecht ausſterben würde, ſeine Burg in ein Kloſter umwandelte, und ſelbſt als Mönch darin ſein Leben beſchloß. In Leibnitzii Script. rer. germ: T. I. p. 285 heißt es: „Egeno von Conradsburg zeugte Burcharden Burchard den Egino, welcher den Grafen von Ballenſtedt, Adelbert, tödtete, und zwei Töchter hatte, von denen die eine, Gerburg, den Vollmar von Domensleben heirathete und ihm zwei Söhne, Alberikus und Bernhard, gebar. Alberikus wurde getödtet und hinterließ ſeinen Bruder als einzigen Erben. Dieſer Bruder aber, Bernhard, übergab ſein ſämmtliches Erbe dem heiligen Moritz und dem heiligen Nikolaus, und wurde ſelbſt Mönch."

Im J. 1179 hieß der Abt von Conradsburg Adelbert, der ſich in einem Diplome unterſchrieben hat, das Walrich, Biſchof von Halberſtadt, dem Auguſtinerkloſter Kaltenborn bei Sangerhauſen ertheilt, (ſ. Leuckf. Antiqq. Walk. T. I. p. 59), im J. 1197 wird ein Abt Vollrad, 1262 ein Abt Bertram, 1310 ein Abt Conrad, 1326 ein Abt Heinrich erwähnt. — Im J. 1470 trat das Kloſter in die Bursfeldiſche Union und ſeit dieſer Zeit kam es in Abnahme. Der Mönch von Boſau, Paul Lange, welcher im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts lebte, ſchreibt (cf. Chron. Citiz. T. I. p. 791) darüber Folgendes: „Das ſchöne und herrliche Benedictinerkloſter Conradsburg, auf einem Berge am Harze, nicht weit von Askanien gelegen, iſt zu unſerer Zeit durch der Inwohnenden Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit, ja Muthwillen, ſo verfallen und verarmt, daß die Kloſterbrüder kaum ihren täglichen Unterhalt haben." —

Beckmann (in der hist. Anhalt. P. III. pag. 152) und Spangenberg (Chron. Sax. C. 346) nennen Conradsburg ein Carthäuſerkloſter, was Andere widerſtreiten. Iſt es wirklich einige Zeit in den Händen der Carthäuſer geweſen, ſo kann das nur in den letzten Jahren ſeines Beſtehens, kurz vor Ausbruch des Bauernkrieges geweſen ſein, denn vorher wird es immer ausdrücklich als Benedictinerkloſter aufgeführt.

Nachdem es im Bauernkriege, im Jahre 1525, zerſtört und zum Theil verbrannt worden war, wurde es dem neuen Stifte in Halle einverleibt. Den 28. December 1546 ließ Graf Albrecht von Mannsfeld daſſelbe, nebſt Ermsleben, durch Georg Lauterberg einnehmen. (cf. Spangenberg's Sächſ. Chron. C. 379, p. 452). Nachher beſaß es der Canzler Türke als ein Erbenzinsgut, nach deſſen Tode es die Familie von Hoym erhielt, worauf es königlich wurde.

Von den alten Kloſtergebäuden, die faſt alle ökonomiſchen Zwecken dienen, ſind noch mehrere vorhanden; — unter andern iſt die Kirche noch da. — Der uralte, überaus tiefe Brunnen, der wahrſcheinlich noch aus den Zeiten ſtammt, wo die Ritter von Conradsburg dieſe Höhe bewohnten, iſt noch heute im Gebrauch.

Es iſt oft der Fall, daß da, wo die Geſchichte ſchweigt, die Sage deſto redſeliger iſt. Sie berichtet uns auch von Conradsburg, und zwar aus dem 15. Jahrhunderte Folgendes: *)

Die Mönche des Kloſters Conradsburg waren fromm und gottesfürchtig, doch gab es unter ihnen auch räudige Schafe und beſonders Ein ſehr räudiges, das den Namen Markus führte. Bruder Markus war einer von den Glücklichen, die nicht nöthig hatten, ihre Tage in der ſtillen Einſamkeit ihrer düſtern Kloſterzelle zu verbringen, — er gehörte zu denen, welche die ſogenannten Außenhöfe des Kloſters zu verwalten hatten, Zinſen und Gefälle erheben mußten, und dadurch in mancherlei Beziehungen zu den Bewohnern der nahegelegenen Ortſchaften traten. Unſern Markus war nebenbei auch noch die Aufſicht über die weitläufigen Forſten des Kloſters übergeben, die ſich mehrere Meilen weit in das Harzgebirge hineinerſtreckten; er befand ſich daher auch oft in und bei dem Dorfe Stangerode, bei dem der ſonſt zum Kloſter gehörige Wald noch heute das Mönchsholz heißt, und es ging die Sage, daß er von einigen frommen Weibleins des Ortes nicht ungern geſehen werde.

Ein Einwohner von Stangerode, Namens Hartung, deſſen Haus dicht am Mönchsholze lag, hatte mehrere Jahre mit ſeinem Weibe Ilſabe in ziemlich glücklicher Ehe gelebt, als er unvermuthet an ſeiner Ehehälfte eine ungewöhnliche Kälte bemerkte, die er ſich auf keine Weiſe zu erklären vermochte; — er frug wohl zuweilen, was ihr fehle und warum ſie ſchmolle, erhielt aber nie befriedigende Antwort. Der Arme wußte nicht, daß, ſo oft er auswärts beſchäftigt war, oder wenn er, was häufig geſchah, nach Halle fuhr um Salz zu holen,

*) Da in der nachfolgenden Erzählung die Namen von dem Volke ganz übereinſtimmend genannt werden, da auch kleine, unbedeutende Umſtände nicht vergeſſen ſind, und eine ſeltſäme bis jetzt fortdauernde Sitte mit jener Sage zuſammenhängt, ſo bleibt faſt kein Zweifel, daß hier wirklich ein hiſtoriſches Factum zum Grunde liegt. cf. Halberſtädter neue, gemeinnützige Beiträge 1797, 20. Stück. — Annalen der Gſſchft. Mannsfeld 1806, 8. u. 9. Stück. — Anhalt-Bernburgſche, wöchentliche Anzeigen, 1806. 32. Stück. — Otmar's Volksſagen. — Gottſchalck's Volksſagen 1814.

Bruder Markus in ſein Haus ſchlich, und ſich täglich in dem Herzen ſeines Weibes feſter ſetzte. Bei dem ſtets zunehmenden Kaltſinne ſeiner Ilſabe, fühlte er ſich bald zu Hauſe nicht mehr behaglich, ſaß den ganzen Tag im Wirthshauſe und ſchlenderte in Wald und Feld umher.

Als er einſt draußen im Walde ſaß und ſeinen Gedanken nachhing, traten zwei Freunde zu ihm, deren einer, Hierſche, der Schwager, der andere, Probſt, der Nachbar Hartungs war. Unter dem Siegel der Verſchwiegenheit entdeckten ſie dem Betrübten, daß ſo oft er abweſend ſei, Markus zu ſeiner Ilſabe ſchleiche und daß auch Niemand anders als dieſer das Geſpenſt ſpiele, von dem jetzt im Dorfe ſo viel geſprochen werde. Man hatte nämlich ſchon ſeit geraumer Zeit, ſobald es dunkelte, im Mönchsholze eine gräuliche Geſtalt bemerkt, die nach Einigen einem Eſel, nach Andern einem Kalbe ähnelte, und auch wie ein ſolches blöckte. — Hierſche und Propſt, zwei beherzte Männer, hatten demſelben aufgelauert und bemerkt, daß es unter wildem Blöken an Hartungs Garten geſchlichen ſei, und Ilſabe ihm die Hinterthür geöffnet habe. Beide verſprachen auch ihre Ausſage zu beweiſen, und mit ihm einige Nächte zu wachen, bis ſich das Geſpenſt wieder ſehen laſſen würde, denn Hierſche war als Hartungs Schwager gegen Markus aufgebracht und Probſt, weil er bemerkt hatte, daß dieſer auch ſeinen beiden Töchtern nachſtelle. — Hartung, der Anfangs ungläubig zugehört hatte, beſchloß nun, ſich ſobald als möglich Gewißheit zu verſchaffen.

Es war am 20. November, als Hartung, deſſen Wagen bereits beſpannt vor der Thür hielt, zu ſeinem Weibe trat, um ſich auf einige Tage von ihr zu verabſchieden, und er bemerkte zu ſeiner großen Betrübniß, daß ein Strahl der Freude aus ihren Augen leuchtete. Mit gebrochenem Herzen ſchritt er eine Weile neben ſeinem Geſpann her, aber bald trat an die Stelle ſeiner tiefen Niedergeſchlagenheit eine grenzenloſe Wuth gegen denjenigen, der ſeinen Hausfrieden ſo ſchmählich gebrochen, und ihm das Herz ſeines Weibes ſo gänzlich entfrembet hatte. Er fuhr, wie ſchon vorher von ihm beſchloſſen worden war, bis zu einem abgelegenen Waldkeſſel bei Walbeck, band dort ſeine Pferde an, und kehrte zu einer Stelle zurück, wo Hierſche und Probſt ſeiner zu warten verſprochen hatten, die er denn auch bereits auf ihrem Poſten antraf. Die drei Männer verbargen ſich nun in der Gegend, in der das Geſpenſt aus dem Walde zu kommen pflegte, in ein dichtes Gebüſch nahe bei der Mauer, welche Hartung's Garten umgab, und verhielten ſich ganz ruhig.

Eine geraume Zeit war unter geſpannter Erwartung und ängſtlichem Harren vergangen, und Mitternacht war ſchon nahe, als ſich aus der Tiefe der Waldung ein heiſeres Blöken vernehmen ließ, welches ſich immer mehr näherte. Hartungs Augen ſchauten unverwandt nach der Richtung, aus welcher die Stimme erſcholl, und erblickten bald ein unförmliches Weſen, das mit langſamen, ſchleppenden Schritten ſich der Gartenmauer näherte. Plötzlich blieb es ſtehen, und fing abermals an zu brüllen. Sogleich ahmte Jemand

jenſeits der Mauer das Bellen eines Hundes nach, und Hartungs Blut rollte ſchneller durch die Adern, als er in jenen übelnachgeahmten Thierlauten ganz deutlich die Stimme ſeines Weibes erkannte. Er faßte den Stiel ſeines kurzen Handbeiles, welches er bei ſich führte, feſter, und in dem Augenblicke als ſich das Hinterpförtchen öffnete, und die dunkle Geſtalt in den Garten ſchlüpfen wollte, ſprangen die drei Männer, in weiße Betttücher gehüllt, hervor, und vertraten ihm den Weg. Mit lautem Geſchrei lief Ilſabe, welche am Pförtchen des Geliebten harrte, von dannen; dieſer aber ſank, von Hartungs Axt getroffen, mit geſpaltenem Haupte lautlos zur Erde, und tränkte mit ſeinem Blute den grünen Raſen.*) Unter einem alten Nußbaume wurde nun eiligſt eine Grube gemacht, und Markus mit der Kutte bekleidet hineingeworfen, worauf Hierſche und Probſt vorſichtig in das Dörfchen zurückſchlichen, Hartung aber zu ſeinen Roſſen eilte, ſich ſchleunig aufſetzte und mit klopfendem Herzen ſeines Weges nach Halle fuhr.

Als er nach mehreren Tagen von ſeiner Reiſe zurückkehrte, vernahm er im Dorfe die neue Mähr, daß Bruder Markus auf unerklärliche Art verſchwunden ſei. Die Mönche des Kloſters Conradsburg gaben ſich alle nur erdenkliche Mühe, den Vermißten aufzufinden; ſie durchſtreiften die ganze Gegend, durchforſchten alle benachbarten Orte; — es fand ſich keine Spur, und ſie ſahen ſich genöthigt ſeine Stelle anderweitig zu beſetzen. — Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, es ſpuke im Mönchsholze fürchterlicher denn je, und ſelbſt im Dorfe habe ſich das Geſpenſt ſehen laſſen. Wirklich hörte man, ſobald der Abend anbrach, ein fürchterliches Blöken, welches ſich vom Walde her dem Dorfe näherte, und Grauſen und Entſetzen ergriff die ganze Bevölkerung von Stangerode, als das Ungethüm in die Häuſer kam, und ſich als quälender Alp auf Männer und Weiber ſetzte; — beſonders wurde Hartung ſammt ſeinem Weibe von dem ſchrecklichen Weſen gemartert und dermaßen geängſtigt, daß ſie zuweilen ſchreiend ihre Wohnung verließen, und wie unſinnig auf der Gaſſe umherrannten.

Als die Nachricht von dieſer ſeltſamen Begebenheit nach Conradsburg gelangte, kamen einige ehrwürdige Patres nach Stangerode, um dem Spuke ein Ende zu machen, und den Geiſt zu bannen. Er wich auch vor den heiligen Männern, und entfernte ſich brummend aus dem Dorfe, ſaß aber dann heulend unter dem Nußbaume, und war von hier weder durch Weihwaſſer, noch durch andere geiſtliche Waffen zu vertreiben.

Es war am Thomastage, als der ganze Convent des Kloſters Conradsburg in feirlicher Proceſſion einhergezogen kam, ſich nach dem Platze begab, wo der Nußbaum ſtand, und unter Geſang und Gebet zu graben anfing. Da fand man denn bald in ſeine braune Kutte

*) Nach einer andern Erzählung folgten ihm die drei Männer nach, und ermordeten ihn in Hartungs Stube vor Ilſabe's Augen.

eingehüllt, den Leichnam des erſchlagenen Markus, und neben ihm die blutige Art, die ſeinem Leben ein Ende gemacht hatte. Wehklagend hoben die Mönche den gemordeten Bruder auf, und trugen ihn nach Conradsburg, wo er feierlich beerdigt wurde.

Das Dörfchen Stangerode, welches zu der Zeit als dies geſchah, nur aus dreizehn Häuſern beſtand, zitterte vor der Wuth der Kloſterherren, und fürchtete wenigſtens mit dem Kirchenbanne belegt zu werden; aber die Mönche, welche die Schwächen des guten Markus nur allzuwohl kannten, fanden es nicht für gerathen eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, und ſtraften milde die begangene Unthat.

„Auf ewige Zeiten," lautete das Urtheil, „ſoll Stangerode für den an einem in Geſchäften begriffenen Mönche freventlich verübten Mord einen Kuttenzins bezahlen, — jedes der dreizehn Häuſer Einen ſilbernen Pfennig — und zwar ſoll dieſer Kuttenzins alle Jahre am Thomastage von der ganzen Stangeröder Gemeinde, bei namhafter Strafe einer Tonne Heringe für jede verſäumte Minute nach Sonnenaufgang, in einer feierlichen Bußproceſſion nach Conradsburg gebracht werden!" *) — —

Das Dorf Stangerode beſteht jetzt aus einigen achtzig Häuſern mit ungefähr fünfhundert Einwohnern, aber die Abgabe von den Thomaspfennigen laſtet noch heute auf dreizehn Häuſern des Dorfes. Die Beſitzer jener Häuſer müſſen alljährlich, in der Nacht vor dem Thomastage, nach dem zwei Stunden von ihnen entfernten Dorfe Endorf, wo ſich jetzt die Gerichtsſtube, die früher im Kloſter war, befindet, gehen und jene Abgabe entrichten. Im Laufe der Zeit wurde aus dieſer Bußproceſſion ein wildes, lärmendes Volksfeſt mit folgenden Gebräuchen.

Sobald die Glocke in Stangerode am Abende vor dem Thomastage, alſo am zwanzigſten December, die achte Stunde verkündet hat, tritt der Vorſteher der Gemeinde, von zwei Ortseinwohnern, die alljährlich wechſeln, begleitet, vor das erſte der mit dem Kuttenzins belegten dreizehn Häuſer, und ruft:

„Gebt unſerm Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins?"

Dieſe Worte wiederholt er vor jedem der dreizehn Häuſer. Wo er vor einem Hauſe anlangt, ſteht der Beſitzer deſſelben ſchon vor

---

*) Die Abgabe von dreizehn Pfennigen, welche einigen Leſern unbedeutend ſcheinen möchte, war in einer Zeit, wo man für einige ſolcher Pfennige einen Sack voll Getreide, eine Tonne Bier u. dgl. kaufen konnte, ja, wo in vielen Orten gar kein baares Geld zu finden war, und wo Grafen und Herren, wenn ſie deſſen bedurften, Land und Leute dafür geben mußten, ſehr drückend. Beſonders läſtig war aber noch der Umſtand, daß wie die Sage erzählt, nur Thomaspfennige angenommen wurden, die vielleicht erſt mühſam aufgeſucht und mit bedeutendem Aufgelde eingewechſelt werden mußten.

der Thür und giebt dem Schulzen einen ſilbernen, churſächſiſchen Pfennig. Von dieſen dreizehn erhaltenen Münzen behält der Schulze dem alten Herkommen gemäß ſieben für ſich, und die übrigen ſechs trägt er mit ſeinen Begleitern, an die ſich die ganze Bevölkerung des Ortes anſchließt, durch das Dorf, wobei der Haufe unaufhörlich den Ruf erſchallen läßt:

„Wir bringen unſerm gnädigen Herrn den Thomaspfennig — den Kuttenzins — den Thomaspfennig!“

Unter wildem Gelärm bewegt ſich der Zug vorwärts, und langt gewöhnlich zwiſchen zehn und elf Uhr in Endorf an. Der Schulze und die zu dieſem Zuge eigentlich gehörenden Perſonen begeben ſich nun in ein am äußerſten Ende des Dorfes gelegenes Haus, während ſich draußen in jeder Minute die jubelnde Menge vergrößert, die, ſobald um Mitternacht der Stangeröder Schulze mit ſeinen Begleitern dieſes Haus verläßt, abermals in den Ruf aus- bricht: „Wir bringen unſerm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!“ —

Das ganze Dorf hallt von dem Rufe wieder, bis der Zug vor der Gerichtsſtube anlangt, die dann ſchon geöffnet iſt, und in welcher der Juſtizbeamte bereits harrend ſitzt.

So wie die Stangeröder, wenn ſie zu ſpät kommen, eine Tonne Heringe für jede verſäumte Minute entrichten müſſen; ſo iſt dagegen das Amt gehalten, den Stangerödern, wenn ſie kommen und die Gerichtsſtube nicht geöffnet finden, zur Strafe eine ganz weiße Henne mit zwölf weißen Küchlein zu geben.

Der Juſtitiar nimmt nun den Zins von ſechs Pfennigen in Empfang, ſtellt dem Schulzen eine Quittung darüber aus und giebt ihm ein den Werth der Abgabe jetzt weit überſteigendes Trinkgeld, während das Volk draußen fortwährend ruft:

„Wir haben gebracht — unſerm gnädigen Herrn — den Thomaspfennig — den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!“

Unter denſelben Worten, unter lautem Geſchrei und Gelächter verläßt der wilde Haufe Endorf wieder, und die Abgeordneten von Stangerode kehren mit ihrer Quittung nach Hauſe zurück.*)

---

*) Ueber die Entſtehung dieſer ſonderbaren Sitte, bei der in unſerer Zeit gar kein Vortheil weder auf Seiten der Geber, noch der Empfänger abzuſehen iſt, fehlen alle geſchichtlichen Nachrichten. Nur in den Grund- und Lagerbüchern des Amtes Endorf, von 1688 und 1708 findet man Folgendes: „Von Stangerode aus wird berichtet, wie auch in dem Erbenszinsregiſter zu finden, daß der Thomaspfennig oder Kuttenzins, in ſechs einzelnen Pfennigen beſtehend, am St. Thomastage überantwortet werden muß. Da aber ſolches nicht geſchieht, ſo iſt die Gemeinde daſelbſt ihrem eigenen hierüber gegebenen Berichte nach ſchuldig, von jeder Minute nach Aufgang der Sonne eine Tonne Heringe zur Strafe zu erlegen!“ — Daß der Zins jetzt gerade in Endorf abgeliefert wird, erklärt man daraus, daß ſich in dieſem Dorfe früher ein zu Conradsburg gehörender Außenhof befand. —

Bis zum Jahre 1803 geſchah die Abtragung des Kuttenzinſes ganz auf die eben beſchriebene Weiſe, um aber Unordnung zu verhüten, iſt die nächtliche Proceſſion abgeſchafft, und er wird jetzt am Tage durch den Schulzen von Stangerode in aller Stille entrichtet.

Im Mönchenholze iſt es aber bis dieſe Stunde nicht geheuer, und der gemordete Markus geht in mancherlei Geſtalten in demſelben um, bald als großer, ſchwarzer Hund, bald gräulich blökendes Kalb. Zuweilen, obwohl ſelten, kommt er auch noch in das Dorf, und legt ſich mit Centnerlaſt auf die Menſchen, daß ſie kaum zu athmen vermögen. Am ärgſten iſt der Spuk vom 20. November bis zum 20. December.

C. Duval.

Die Sage von der Burgmühle bei der Aſcanienburg.

Da wo die Eine bei Aſchersleben den kahlen hohen Wolfsberg, der einſt die alte Aſcanienburg trug, und jetzt deren geringe Trümmern nur noch zeigt, ziemlich in einem Halbzirkel umfließt, erheben ſich aus dem engen und tiefen Thale nach der Stadt hin ſtattliche Mühlgebäude, die Burgmühle genannt. Ehedem lag hier nur ein ärmliches Mühlgehöfft. Wodurch dieſe glückliche Umwandelung Statt gefunden, giebt uns eine Sage an, die wie ſie ſchon hundert Mal und darüber erzählt iſt, und noch immer im Munde der Aſchersleber fortlebt, in ihrer ſchlichten Erzählungsweiſe auch hier einen Platz finden mag, weil ſie in den uns geſtellten Sagencyklus mit gehört. Wann die jetzigen Gebäude erbauet ſind, iſt dem Verfaſſer unbekannt; es zu wiſſen möchte aber in ſofern nicht ohne Intereſſe ſein, weil ihre Aufrichtung mit der Entſtehung der Sage zuſammenhängt, und ſomit deren Alter und deren Glaubwürdigkeit davon abhängig gemacht ſind.

Die Fittige der Nacht hielten mit geheimnißvoller Stille die Erde noch umſchlungen, da erwachte des Müllers in der Burgmühle getreue Magd, und ſah wie einzelne Lichtſtrahlen durch die trüben runden Scheiben im kleinen Schubfenſter ihres engen Kämmerleins fielen. Halb ſchlaftrunken wähnte ſie die Spuren des anbrechenden Tages zu bemerken, und den Unwillen ihres Herrn befürchtend, weil ſie vielleicht in trägem Schlummer die Zeit ſchon verſäumt habe, ſprang ſie rührig vom Lager auf, und kleidete ſich eilig an. In gewohnter Weiſe, nur leiſer heute wie ſonſt, um dem vermutheten Keifen zu entgehen, ſchlich ſie zur Küche, und fand in der bekannten Stelle

wie immer das Feuerzeug zum Licht anzünden. So viel ſie aber pickte, heute wollte es ihr nicht gelingen. Immer verloſch wieder der Zunder, ſo viel ſie dem Stahle auch Funken entlockte. Da blickte ſie zufällig durch das Küchenfenſter, und zu ihrer großen Verwunwunderung ſah ſie gleich drüben jenſeit des Steges am Berge nicht weit eine Menge glühender Kohlen. Sie ſtutzt Anfangs; allein ſo wunderlich ihr dies auch vorkam, ſo ſchwebt ihr Geiſt, der nicht an vieles Denken gewöhnt war, doch ſchnell über jede Nachforſchung des Grundes hinweg, nur immer auf ſich ſelbſt noch bedacht, daß ihre Säumniß von niemandem bemerkt werde. Es galt ihr jetzt blos ſchnell Feuer zu bekommen, um das Verſäumte nachzuholen; darum ſetzte ſie das nutzloſe Feuerzeug bei Seite, und leiſe den Riegel der Hausthüre zurückſchiebend, hüpfte ſie ſchnell mit Schaufel und Topf zu den Kohlen hinüber. Doch welche andere Erſcheinung überraſchte hier ihren Blick. Männer mit ſeltſamen Geſichtszügen wie den Gräbern entſtiegen liegen, regungslos in einem Kreiſe, und ihre Trachten und Mäntel gehören einer Zeit an, von welcher die Magd noch nichts geſehen oder gehört hatte. Vor Schreck entſank ihr faſt der Topf und die Schaufel, und ihr Fuß zögerte als wollte ſie unbemerkt ſchon wieder zurückſchleichen; doch die Männer regten ja ſich nicht, und ſchienen nichts Böſes gegen ſie in dem Sinne zu haben. Auch war der Rückweg ohne Kohlen nicht ohne Verdruß für ſie verknüpft. Sie faßt ſich darum ein Herz, und näher ſchreitend füllt ſie ſchnell ihr Gefäß mit glühenden Kohlen, worauf ſie zurückeilt. Es ſollte ihr heute mit dem Feuer aber nicht glücken, denn ſo wie ſie die Kohlen ausſchüttet, erlöſchen ſie im Nu auch ſchon wieder. Jetzt ſchon etwas dreiſter, eilt ſie nochmals hinaus, ſchöpft ſchnell nochmals Kohlen, recht große und glühende, und ſpringt wieder zurück jetzt feſten Entſchluſſes, daß es ihr mit dem Feuer nicht wieder mißlingen ſoll. Alles, Späne und Stroh, lag ſchon bereit, doch ſo wie ſie den Topf umkehrt und den Athem zum Blaſen ſchon anhält, ſind ſie faſt noch im Gefäße ſchon wieder erloſchen. Was gilt es? Nun ſchon unwillig und gänzlich dreiſt geworden eilt ſie zum dritten Male über den ſchwankenden Steg zum ſchimmernden Kohlenfeuer. Sie möchte auch die Männer wegen ihrer ſchlechten Kohlen ſchon ſchelten; das Unheimliche von Zeit und Ort verſchließt ihr aber doch den Mund, und ſtillſchweigend füllt ſie zum dritten Male ihren Topf gehäuft jetzt mit Kohlen. Da, als ſie eben zum Rückweg ſich umdreht, ruft eine rauhe Stimme im drohenden Tone ihr nach: „Nun aber nicht wieder!“ Erſchrocken zuckt ſie zuſammen, und kaum tragen die ſchlotternden Kniee ſie über den ſchwankenden Steg noch bis zur Thüre. Sie ſchüttet die Kohlen zwar ſchnell aus, ſie verlöſchen aber auch dies Mal wieder. Auch vermag die Magd vor Zittern jetzt nichts mehr zu ihrem Glimmen zu thun, denn Fieberfroſt ſchüttelt ihren ganzen Körper, und kaum wagt ſie es, nur durch das Fenſter noch nach dem unbegreiflichen ſchauerlichen Kohlenfeuer zu blicken.

Ungewiß was ſie thun ſoll ſteht ſie vom Schrecken wie an den Boden gewurzelt, da hört ſie von der Thurmuhr in der Stadt etwas ſchlagen. Es iſt zwölf Uhr Mitternacht, und ſo wie der letzte Schlag verhallt, ſind das Feuer und die grauſen Geſtalten verſchwunden. Da iſt es ihr gewiß, daß ſie mit dämoniſchen Mächten der Hölle zu thun hatte, und ihr Haar ſträubt ſich mächtig empor. Von den unheimlichen Schauern der bleichen Geiſterwelt gänzlich betäubt, wankt ſie wie halb den Lebenden nur noch angehörig zu ihrem Kämmerchen zurück. Da ſinkt ſie in das Bett, in das ſie ſich tief verbirgt, und nur erſt, als vom Geſetz der Natur allmählig der Schreck ſich wieder etwas vermindert hatte, ſchlief ſie, und jetzt um ſo tiefer und länger, weil der erſchöpfte Körper Erquickung und Stärke bedurfte.

Der Müller erwacht an dem Morgen zuerſt und iſt verwundert, die Magd, die ſonſt doch ſo pünktlich iſt, noch nicht geſchäftig zu finden. Er geht daher in die Küche, um ſelbſt Feuer anzuzünden; doch welcher Anblick? Iſt es Wahrheit oder Täuſchung, Traum oder Wachen? Da liegt ſchimmerndes Erz, nein, blinkende Goldmaſſen ſind es, was aufgeſchichtet auf dem Heerde daliegt. Woher das? Wie ſehr er auch nicht abgeneigt iſt, dieſe Schätze als in ſeinem Hauſe befindlich für ſein Eigenthum zu erklären, ſo iſt ihm die Erſcheinung doch zu wunderbar und räthſelhaft, und er verlangt nach Aufſchluß. Nun kommt auch die Hausfrau und die Kinder, am Ende noch aus tiefem Schlafe geweckt, kommt auch die Magd, die über die Schätze am meiſten beſtürzt iſt, denn es ſind ja die erloſchenen Kohlen. Noch bleich und verſtört erzählt ſie den Hergang. Alle können nicht aufhören zu ſtaunen, freuen ſich aber innig des ſchönen Goldes, und weil der Müller der redlichen Magd nun auch ihr ſchönes Theil davon zuweiſt und ſie immer deutlicher erkennt, daß hier nicht Trug oder Täuſchung Statt findet, ſo verſcheucht das Gold in ihren Händen auch in ihr bald die letzte Spur des Schreckens.

Im Beſitz ſolcher Reichthümer tritt durch den Müller an die Stelle des alten baufälligen Mühlgehöfftes nun bald ein neues, wie es noch jetzt ſteht; die Magd mag aber vielleicht auch nicht daraus gewichen ſein, denn wenn gleich die Sage nichts weiter von ihr berichtet, ſo ſteht doch zu vermuthen, daß bei ihrer Redlichkeit und Treue, und weil Gott ſie ſelbſt jetzt mit Reichthum geſegnet hatte, des Müllers Sohn vielleicht ihre Hand auch begehrte, weil Gold ſo oft ja die Herzen vereinigt. Der Segen muß aber auf dieſer Mühle auch ferner noch geruhet haben und darauf geblieben ſein, denn von da an ſind ihre Beſitzer bis auf den heutigen Tag immer in guten Mitteln geblieben. Woher aber damals das Gold gekommen ſei, ſoll heute noch erforſcht werden; ſolche Goldkohlen ſind nie wieder gefunden, wie ſehr ſie ſich auch Mancher gewünſcht haben mag.

Anmerkung. Auffallend iſt übrigens bei dieſer Sage, deren auch Walter Scott in ſeinem Alterthümler gedenkt, daß ihr alle Moral fehlt, die faſt in allen andern Sagen angetroffen wird. Man möchte deshalb faſt auf ein in Dunkel gehülltes Factum von einem auf unbekannte Weiſe in dieſer Mühle reich gewordenen Müller ſchließen, in welches Factum die Magd blos eingeweihet war und bleiben ſollte, weshalb ſie auch einen Theil des Schatzes mit erhielt. Daher iſt auch wohl weiter keine Rede von ihr, weil das Factum gewiß ein Myſterium bleiben müßte. Darum fehlt aller Aufſchluß und alle vernünftige Deutung oder moraliſche Anwendung, obwohl dieſe hineinzubringen nicht ſchwierig ſein dürfte, wenn man die Sage ſo auffaßte, als ob Fleiß und Redlichkeit gewiß von Gott immer geſegnet würden. Bis jetzt hat die Sage aber dieſe Tugenden noch nicht in ein beſonderes Licht geſtellt, und ſehr alt kann ſie auch noch nicht ſein, was die Gebäude beweiſen. Sollte der glückliche Müller oder deſſen Magd am Fuße des alten Burgberges vielleicht ein Mal einen Schatz gefunden, und beide in ſchauriger Nachtzeit bei Lampenſchimmer ihn gehoben haben? Es wäre wenigſtens nicht ſo unglaublich als die in Gold verwandelten Kohlen, weil vergrabene Goldſtücke in der Erde ſchon gefunden ſind und noch gefunden werden.

W. Schönichen.

Die Sage vom Bader an der Saale.

Es lebt' einſt im Saalthal, zu Jena, ein Bader,
Der ſeifte den Bart ein, der ließ zur Ader;
Ward irgend gebrochen ein Arm oder Bein,
So eilt' er herbei, um behülflich zu ſein.

Doch waren des Fleißigen zahlreiche Kunden,
Trotz Kenntniß und Eifer, allmählig verſchwunden;
Er ſah ſich von allen geflohn, und der Grund
So traurigen Schickſals war — einzig ſein Mund.

Faſt jeglichem ward, durch ſein hirnloſes Schwätzen,
Beſtimmt, ihm den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen;
Wer noch ſo geduldig, der flüchtete ſich,
Und ließ dabei Bart und Verband oft im Stich:

Fortwährend erhielt ſich im raſtloſen Schwunge,
Zu Andrer Verdruß, die bewegliche Zunge;
Es fühlten ſich durch ihr Geräuſch ſelbſt verbannt
Die Freier um ſeines Töchterleins Hand.

Da traf, durch des Vaters unſinniges Treiben
Suſanna das Loos, eine Jungfer zu bleiben.
Die lieblichen Reize ließ jeder verblühn,
Um nur den geſchwätzigen Alten zu fliehn.

Es wanderte lange die ſeltſame Kunde
Vom Bader der Saale von Munde zu Munde;
Und drum wird noch heute, wer ohne Verſtand
Gedankenlos plaudert, Saalbader genannt.

Heinrich Döring.

Gez. v. J. G. Rottmann. 80.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die Ehrenburg.

Plaue und die Ehrenburg.

Gleich oberhalb Arnſtadt beginnt eines der ſchönſten Thäler Thüringens, der ſogenannte Plauiſche Grund. Wer ihn von dort aus betritt, gewahrt ſogleich am jenſeitigen Ende des Grundes die Zierde und gleichſam den Schlußſtein deſſelben, die alte Feſte Ehrenburg, rechter Hand dicht über dem Städtchen Plaue. Der Ausdruck des alten Chronikſchreibers: „das alte Städtlein Plaue mit ſeinem Schloſſe, luſtig zwiſchen Bergen gelegen," iſt noch immer wahr. Wenn gleich die Berge nicht mehr den Weinſtock tragen, wie erweislich früher in Menge, und das Gebirge, das erſt ſeit einigen Jahren theilweiſe mit Holz beſäet wird, nur an ſeinem Fuße lebendige Farben trägt, ſeine Häupter aber kahl erhebt: doch hat der Kontraſt zwiſchen den gelblichen, ſchroffen Geſtalten des Muſchelkalkgebirges und dem grünen, baum- und wieſenreichen, von der Gera durchſtrömten Thale ſchon manchen Landſchafter angezogen. — Am Städtchen ſelbſt iſt außer der ſchönen Lage wenig zu ſehen. Die beiden alten Thore ſind 1818 abgebrochen, von der Stadtmauer haben ſich nur hier und da zwiſchen Gärten und Höfen einzelne Reſte erhalten. Ein großer Theil der Häuſer, namentlich an der Hauptſtraße, iſt ſeit dem Brande am 12. Auguſt 1828 beſſer erbaut, ſo daß, wer die letztere durchwandert, durch nichts, als durch die ernſt herüberſchauende Ehrenburg an das Alter von Plaue gemahnt wird. Gehen wir durch die erſte beſte Gaſſe von der Hauptſtraße aufwärts zur Burg hinan. Wenige hundert Schritte, und wir ſtehen am Eingange des Schloßhofes, den eine mehrhundertjährige Linde beſchattet. Den Schloßhof hinanſteigend gelangen wir bald an die zweite, innere Mauer, welche noch ziemlich hoch Reſte von Zinnen und Schießſcharten aufweiſt;

eine eingeſtürzte Stelle an der nördlichen Seite ausgenommen, wird von dieſer Mauer noch jetzt das eigentliche Schloßgebäude in einer Entfernung von abwechſelnd 8 und 12 Fuß rings umgeben. Durch das ſchmuckloſe, rundbogige Portal treten wir ein. Das Schloß, nicht ſehr groß, wie alle Burgen vor dem 15ten Jahrhundert, bildet ein faſt gleichſeitiges Quadrat, obgleich nach Süden und Weſten ein noch gegen 160 Fuß hoher, maſſiver Thurm ohne Fenſter einige Fuß vorſpringt. Die übrigen Wände mögen um ein Drittel niedriger ſein. Das Schloß zerfällt in drei Räume, von denen der erſte beim Eintritt vier, vielleicht auch fünf Stockwerke gehabt haben mag, wie die vorragenden Steine zum Tragen der Balken andeuten. Hier waren wohl die Gelaſſe für Waffen, Reiſige und Diener. Der zweite, dem vorigen parallele und gleich große Raum bildete die Burgküche, was der noch vorhandene, ebenſo ungeheure als roh gearbeitete Kamin darthut. Die Küche hat noch ihr Deckengewölbe, daher in ihr auch am Tage Dämmerung herrſcht, während in die beiden anderen Räume der freie Himmel hineinſchaut. Zur Abtheilung, welche linker Hand die beiden vorigen begränzt, ſchreitet man aus dem zuerſt genannten durch eine niedrige rundbogige Thür ein. Hier waren die Zimmer der oberen Stockwerke durch mehr und verhältnißmäßig größere Fenſter erhellt und wohnlich gemacht, — denn die Küche ſowohl, als die erſte Abtheilung erhalten nur durch ſparſam angebrachte Schießſcharten ein dürftiges Licht — hier mögen die herrſchaftlichen Gemächer geweſen ſein, hier zeigen die Wände noch Spuren von Kalkbewurf. Im Ganzen trägt die Burg unverkennbar den Stempel der rohen Bauart des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts. Das Material beſteht aus Bruchſteinen der unmittelbaren Nähe, ſämmtlich zum Flözkalk gehörig. Das Einzige was in ihren finſtern Mauern an die Gegenwart, an moderne Bedürfniſſe und moderne Speculation erinnert, ſind ein paar neue Thüren, zum Schutz der alten Burgkeller hergerichtet, welche der Gaſtgeber Möller in Plaue mit Genehmigung der Domainenbehörde aufräumen ließ, und zu Bierlagerſtätten verwendet. —

Kehren wir zurück in den Schloßhof. Ein Panorama liegt vor uns, zwar nicht weit und groß, doch reizend, bunt und mannichfaltig. Links ſchließen die Kuppen der Schweinsberge, theilweiſe von Berggärten und Aeckern umgürtet, die Ausſicht; es folgen die übrigen bis zur Altenburg bei Arnſtadt fortſetzenden Berge; Arnſtadt ſelbſt bleibt links hinter denſelben, aber die Pforte, welche dort von den letzteren und den gegenüberliegenden grünen Höhen gebildet wird, läßt den Blick hindurch in die Ebene ſchweifen, als deren Hintergrund der dunkle Saum des Steigers erſcheint, die Dörfer Egſtedt, Bechſtedt, Rockhauſen und Kirchheim vor ſich. Weiter gleitet der Blick über die ſchönen mit Gärten bedeckten Anhöhen, deren wir eben erwähnten, über das Walperholz, aus dem zwar kein Kloſter mehr, ſondern ſtatt deſſen, die Eremitage freundlich hervorlugt; über die hohen Gipfel der Sommerleite und der Waſſerleite, hinter Siegelbach und der ſtattlichen Triegelsmühle (jetzt Thüringer Waldmühle) hinaufragend,

— bis ihn die zerriſſenen großartigen Formen der Reinsberge feſſeln, unter denen, tief im Thale die Maſſenmühle der Schierholzſchen Porzellanfabrik liegt. Der nächſte Gipfel, rechts von jener wie eine Rieſenmauer aufſtarrenden Kalkſteinwand, trug die Reinsburg, die alte der Sage nach von Rudolf von Habsburg durch die Erfurter gebrochene Raubfeſte. Zwiſchen der Reinsburg und dem nahe vorgeſchobenen bis oben bebauten Struppelsberg lauſchen die Dächer von Kleinbreitenbach vor. Noch weiter vom oberſten Plateau des Struppelsberges, auf dem vor Zeiten das untergegangene Dörflein Quettendorf lag, den Blick rechts gewendet, und die Porphyrkuppen des Hochgebirges, vom Kickelhahn bis zum Schneekopf und Beerberg, ziehen ihre tiefblaue Kette am Horizonte hin. Zwiſchen ihren finſteren Häuptern um uns lacht eine anmuthige Landſchaft, Aecker, Saatfelder, Tannengehölze und birkenbewaldete Hügel darbietend, von den Gerabächen durchſchlängelt und von der hellfarbigen Ilmenauer Kunſtſtraße wie von einem Bande durchflochten. So am rechten Ende des Panorama's angelangt, laſſen wir das Auge noch einmal auf dem Thale zu unſeren Füßen verweilen. Links, nahe unter uns, auf der halben Höhe des Schloßberges, macht ſich die ſogenannte Kapellkirche, ehemals die Burgkapelle zu St. Sigismund, 1440 erbaut,*) 17.. der Inſchrift zufolge erneuert, und gegenwärtig zum Nachmittagsgottesdienſte vorzüglich benutzt, durch ihr Schieferdach und Thürmchen bemerkbar. Hinter ihr hinweg dehnen ſich die Dächer und Schornſteine des Städtchens aus, jetzt größtentheils neu und roth, in der Mitte das ſpitze Schieferthürmchen des Rathhauſes. Gleich hinter den Häuſern des Ortes, doch nicht mit ihnen zuſammenhängend, ſondern von Gewäſſer und Gärten freundlich umringt, ragen die alte Pfarrkirche zu Unſerer Lieben Frau, die Schule, die Pfarrei und die Vogel'ſche Bleichfabrik, deren Hauptgebäude in ſeinen koloſſalen Dimenſionen gegen den nachbarlichen beſcheideneren Schützenſalon kontraſtirt, aus dem Grün hervor. Weiter an der Gera hinauf, dicht am rechten Ende des Städtchens, wo eine Brücke mit gußeiſernem Geländer den Anfang der Chauſſee von Plaue nach Ilmenau bezeichnet, fallen uns noch das freundliche Wohnhaus und die großen Nebengebäude auf, welche jetzt den Herren C. G. Schierholz und Sohn gehören und von dem Herrn Commerzienrath Schierholz bewohnt werden, — früher ſtanden an dieſer Stelle die Oekonomiegebäude des 1837 zerſchlagenen Kammergutes, — dort befinden ſich die Comptoire und Lager der Porzellanfabrik, wozu auch die übrigen Fabriklokale hinzukommen ſollen, nachdem das Feuer am 11. Auguſt d. J. den größten Theil jener im Orte liegenden Fabrikgebäude zerſtört hat, worin Brennöfen, Maler- und Dreherſtuben ꝛc. enthalten waren. —

Hören wir nun in Kürze die ſpärlichen Nachrichten, welche über die Ehrenburg und Plaue auf unſere Zeit gelangt ſind, — beider

*) Handſchriftl. Notiz. in d. Pfarrei z. Pl. pag. 168.

Geſchichte läßt ſich nicht trennen. — Plaue lag im Gau Langewizi, und ſpäter in der Grafſchaft Kevernburg, ſoviel läßt ſich unbedenklich annehmen. Alle Quellen, die gedruckten ſowohl, als die handſchriftlichen, ſind darüber einig, daß es in den älteſten Zeiten ein Dorf geweſen ſei und theils um die jetzt iſolirte Pfarrkirche herum, theils noch weiter nach Nordoſten hin ſich erſtreckt habe. Hier waren auch die Salzwerke, deren verfallene Schachte man in der Entfernung einer Viertelſtunde von Plaue noch ſieht, und welche dem Orte Nahrung gaben.

Ad ripae plures saxatile littus habebis
 Fontes, qui e terra flumina cava scatent;
Distribuere suos singlis ex ordine rivos,
 Qui coxisse salem et rite parare jubent &c.

ſingt M. Andreas Schuckelius, der von 1643 bis 1678 Pfarrer zu Plaue war.*) Als dieſes älteſte Dorf Plaue (vermuthlich zu Anfang des 14ten Jahrhunderts) verbrannt und die Saline zerſtört worden war, — letztere durch einen Salzknecht der Sage nach, den die Rache trieb, die Salzquelle mit einem ſeidenen Wamms zu verſtopfen — ſo bauten die Einwohner ihre Häuſer weiter hinauf am weſtlichen Geraufer, „wo die Ställe des Witzlebenſchen Fuhrwerks (Vorwerks) ſtanden.“**) Seit wann und woher die Herren von Witzleben, die übrigens ſchon in ſehr frühen Zeiten hier in der Nähe reich begütert und als Inhaber mehrerer Burgen vorkommen, ein Vorwerk hier beſaßen, iſt nicht ermittelt; Kevernburgiſches Lehen iſt es wohl geweſen. Der neu erſtandene Ort wurde mit Mauern und Thoren umgeben und erlangte Stadtrechte, ob ausdrücklich verliehen, oder nicht, darüber ſchweigt jede Nachricht, doch vermuthen wir das Erſtere, weil Heydenreich*) ſagt: „. . eine Stadt, welche an die Grafen von Schwarzburg geliehen, und von ihnen in Aufnahme gebracht iſt.“ Dies wird auch dadurch beſtätigt, daß Kaiſer Ludwig der Baier auf Anſuchen der Grafen Heinrich und Günther der Stadt Plaue einen Wochenmarkt Mittwochs zu halten verlieh, und zwar mit allen Gerechtigkeiten, wie ſie die Stadt Mühlhauſen bei ihren Wochenmärkten hätte.†) Ungefähr gleichzeitig mit dem erneuerten Plaue muß die Ehrenburg aufgeführt worden ſein, denn die alte Stadtmauer zeigt ſich noch heute überall an die äußere Ringmauer der Burg anſchließend und gehört offenbar derſelben Periode an. In den handſchriftlichen Nachrichten der Pfarrei heißt es auch ausdrücklich: Nullum certum tempus constat, nec annus, quibus pagus Pla-

---

*) Hdſchrft. in d. Pfarrei zu Pl. pag. 5.

**) Treiber p. 96. — Toppius p. 51. — Heydenreich p. 413. — Hdſchrft. in d. Pfarrei z. Pl. p. 27.

***) p. 415.

†) Heidenreich u. Treiber ll. cc.

vianus incendio periit, cum civitatula moderna ad Toparchae tantummodo domum et possessionem, quae arx fuit antiqua, pertinuit.

Zum erſtenmale nun geſchieht der Ehrenburg Erwähnung, als Landgraf Friedrich (der Freudige) 1324 „ſeinem lieben Ohmen" Graf Heinrich von Schwarzburg (Heinrich XII. Blankenburger Linie, zu Arnſtadt) eine Feſte zu Plaue anzulegen geſtattete. Die Urkunde darüber giebt Heydenreich l. c., anſcheinend etwas moderniſirt, alſo:

> Wir Friedrich von Gottes Gnaden, Landgraf in Thüringen, Marggraf zu Meißen und in dem Oſterlande und Herren zu Pleißen, bekennen offentlich an dieſen gegenwärtigen Brieffe, daß wir Unſern lieben Ohmen Graffen Heinrichen von Schwarzburg den Aeltern und ſeinen Erben, durch ſonderliche Freundſchaft und Gunſt, die wir zu ihm haben, ihme erlaubet, und geben Unſern guten Willen dazu, daß er in dem Dorfe zu Plauen, das gelegen iſt jenſeit Arnſtadt, gegen Illmenau, bauen mag und möge, eine Vheſten oder ein Huß mit Unſer Laube. Zu einem Gezeugniß und Ohrkunde dieſer vorgenanden Rede geben Wir Ohme dieſen gegenwärtigen Brieff, beſtetiget mit Unſern Inſigel. Das iſt geſchehen zu Gotha, nach Gottes Gebuhrt tauſend Jahr, dreyhundert Jahr, in dem vier und zwantzigſten Jahre, an den Abend Sende Margrathen, der heiligen Jungfrauen.

Dieſe Urkunde, indem ſie Plaue als Beſitzthum der Grafen von Schwarzburg erſcheinen läßt, wird zugleich, wenn auch nicht als Gewißheit, doch als Wahrſcheinlichkeit hinſtellen, daß früher dort noch kein Schloß geſtanden hatte, daß folglich die Herren von Witzleben die Ehrenburg entweder gar nicht, oder doch nur vorübergehend in ſpätern Zeiten, vielleicht pfandweiſe, inne gehabt haben, wie denn auch in allen Nachrichten immer nur von dem Witzlebenſchen „Fuhrwerck" die Rede iſt.*) Mit dieſer Annahme löſt ſich freilich auch die Sage in Schaum auf, derzufolge der auf der Ehrenburg hauſende Ritter mit dem Reinsburger Ritter drüben in vertrauter Freundſchaft lebte, und ein unterirdiſcher Gang unter dem Gerabette hinweg beide Burgen verband. Uebrigens iſt man zu zwei verſchiedenen Zeiten, und an zwei verſchiedenen Orten wirklich auf einen ſolchen Gang geſtoßen, einmal bei einer Reparatur in der Kapellkirche, wo man unter dem Altare ein Gewölbe entdeckte, von welchem mehrere Stufen zu einem, jedoch verſchütteten Gange in der Richtung nach der Burg zu führten, das andere Mal bei einem früheren Verſuche zur Aufräumung der Burgkeller, wo in einem dieſer Letzteren der Anfang eines ſolchen Ganges ſich zeigte, der aber ebenſowenig weiter verfolgt werden konnte.

*) Dieſes ehemaln Witzlebenſche Vorwerk, ſeit 1456 herrſchaftliches Kammergut, wurde 1837 von der Stadtgemeinde zu Plaue angekauft und dismembrirt.

Ohne das unfruchtbare Feld der Namenderivationen zu berühren, führen wir nur an, daß die Ehrenburg vor Alters auch Gehrenburg von ihrer Lage an der Gera geheißen haben ſoll. 1381 verkauften die Grafen Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., Blankenburger Linie, Herren zu Ranis, nebſt ihren anderen Arnſtädtiſchen Beſitzungen auch „Schloß und Stadt Plaue ſammt allen Gerechtigkeiten" für 12500 Mark löthigen Silbers an ihre Vettern, die Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. Sondershäuſer Linie,*) während die Gebrüder Klaus, Friedrich und Konrad von Witzleben ihr Vorwerk zu Plaue erſt 1456 an das Schwarzburgiſche Haus abtraten,**) worin ein weiterer Beleg liegen dürfte, daß die Herren v. Witzleben die Ehrenburg nie beſeſſen haben.

Den Zoll zu Plaue ſoll das Haus Schwarzburg ſchon 1336 von Ludwig dem Baiern***) zu Lehne erhalten haben. Dies hat auch nichts gegen ſich, da Plaue erſt 1407 den Landgrafen von Thüringen zu Lehen aufgetragen worden iſt, alſo vorher entweder Reichslehen, oder noch wahrſcheinlicher Allodium war. — Einträglich mag dieſer Zoll geweſen ſein, denn die Hauptſtraße von Franken nach Sachſen führte bei Ilmenau vorbei, durch das ſogenannte Frankenthal und längs des Geraufers bei Plaue vorüber nach Arnſtadt. Daher auch mag der unbekannte Raubritter, der auf der Reinsburg hauſte, dieſen Berg zu ſeinem Sitze erwählt haben, weil die alte Frankenſtraße nahe unter ihm, wie unter der Ehrenburg, vorbei ging. Im Frankenthale, an einer engen Stelle, werden noch jetzt „die Todtenlöcher," ein paar gegenwärtig ſehr verſchüttete Waſſerlöcher gezeigt, in welche, der Sage nach, die Räuber von der Reinsburg die ermordeten Reiſenden zu verſenken pflegten.

Kehren wir zur Ehrenburg zurück, ſo verſchwindet ſie ganz aus der Geſchichte, nachdem ſie ſammt der Stadt Plaue von den Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. dem Landgrafen Friedrich (dem Friedfertigen) 1407 zu Lehen aufgetragen worden war.†) Dennoch ſcheint es, als wenn ſie ſpäter einmal beſtürmt und erobert worden ſei. Grade an der nördlichen Seite nämlich, wo die Mauer gebrochen iſt, beſteht der ganze Abhang der Höhe aus Schutt, unter welchem mit leichter Mühe Holzkohlen, Gebeine und Waffenfragmente, namentlich Pfeil- und Lanzenſpitzen gefunden werden. — Auf keinen Fall ſcheint die Burg länger als zu Anfang des 16. Jahrhunderts bewohnt geweſen zu ſein.

---

*) Treiber l. c.

**) id. l. c. — Notiz aus dem ſiebzehnten Jahrhundert in den Akten des Stadtraths.

***) nicht Kaiſer Karl VI., wie Treiber l. c. ſagt, weil Kaiſer Ludwig erſt 1347 ſtarb.

†) Lünig spic. saec. II. p. 1222. — Treiber p. 98. — Notiz in d. Akten des Stadtraths.

Das Städtlein gedieh indeſſen, bis es 1524,*) am Tage vor Mariä Reinigung ſo gänzlich abbrannte, daß man vom Ober- bis zum Unterthore frei hindurchſehen konnte, und nur zwei Gebäude ſtehen blieben. Nach und nach wieder zu einigem Wohlſtande gelangt (worauf einige für ihre Landesherren übernommene Bürgſchaften von 1548 und 1582**) hinzudeuten ſcheinen) brannte es 1638 am 6. Juni abermals faſt gänzlich ab, als ein Troßbube unter den ſächſiſchen Völkern des Grafen von Hanau, Namens Lorentz, welcher wegen verſuchter Nothzucht an der einzigen Tochter des Bürgermeiſters Hans Kieſer, von dem Letzteren gezüchtigt worden war, aus Rache an vier Enden Feuer angelegt hatte.***) Nicht völlig zwei Jahre ſpäter, am 17. April 1640 ward es noch einmal, bis auf drei Häuſer und die Kapellkirche, ein Raub der Flammen. Das ſchwediſche Regiment des Oberſten Douglas von der Banerſchen Armee hatte plündern wollen, war aber von den Bürgern, welche auf Geheiß des Oberamtmanns zu Arnſtadt Wolfgang Melchior v. Griesheim ihre Thore geſchloſſen und ſich vertheidigt hatten, mit Flintenſchüſſen und Granatenwürfen, wobei ein ſchwediſcher Offizier fiel, zurückgetrieben worden; darauf hatten die Schweden in die dicht an der Stadtmauer vor dem Oberthore ſtehende Scheuer des Bürgers Otto Roſe Feuer geworfen, wodurch das Städtlein bis auf 17 Häuſer und 12 Scheuern in Flammen aufging.†) Ueberhaupt hinterließen in dieſer Gegend die ſchwediſchen Truppen von allen den ſchlimmſten Ruf, wie ſich denn der Pfarrer Schuckelius (hdſchrftl. Notiz. in d. Pfarrei, p. 172) mehrmals über ihr Hauſen beklagt, beſonders über die Soldateska des Grafen Löwenhaupt, welche zu Ende 1646 und Anfang 1647 in Plaue lag, und die Bewohner ängſtigte. Zum Gedächtniß des Brandes von 1640 wurde bis 1828 jährlich am 17. April eine Brandpredigt gehalten, ſeit dem Brande des 12. Auguſt 1828, der an 30 Gebäude verzehrte, jedoch auf den letzteren Tag verlegt.

Aus allen dieſen Feuersbrünſten hat ſich Plaue rüſtig wieder erhoben. Es zählt gegenwärtig 125 Häuſer und 810 Einwohner, denen Ackerbau und Induſtrie Nahrung geben. In Bezug auf dieſe bemerken wir, daß die Porzellanfabrik der Herren Schierholz und Sohn, welche ihre geſchmackvollen unaufhörlich mannigfaltigen Fabrikate ſelbſt über das Meer verſendet, über 150 Menſchen beſchäftigt und eines der bedeutendſten Etabliſſements dieſer Art ſein dürfte. Die chemiſche Bleichfabrik des Herrn Friedrich Vogel wird gleichfalls mit großer Thätigkeit betrieben, und giebt einer Anzahl Menſchen Arbeit. — Die ſo früh eingegangene Saline hat nicht wieder aufkommen können, obgleich mehrmals Anſtrengungen deshalb gemacht wurden. 1688 bis 1704 beſtand zu dieſem Zwecke eine Gewerkſchaft,

*) anno ante rusticorum rebellionem, ſagt d. Hdſchrft. in d. Pfarrei p. 29.
**) Akten d. Stadtraths
***) Hdſchrftl. Notiz. d. Pfarrei, p. 29 u. 31. — Toppius p. 28. —
†) Hdſchrft. d. Pf. Schuckelius in d. Pfarrei, p. 34 u. 74. — Toppius u. Treiber ll. cc. —

welche 813 fl. Koſten ausgab, ohne etwas zu erreichen. Hierunter waren auch 8 Thlr. Recompens für den zu Rathe gezogenen „berühmten Rüthengänger“ Jacob Abrah. Chriſtner aus Köſen. — 1713 muthete der Kurmainziſche Amtmann Theodor Philipp Bauermann zu Mühlberg, ſcheint aber kaum einen Verſuch angeſtellt zu haben; ebenſowenig 1716 eine zu Themar und Rodach zuſammengetretene Gewerkſchaft, welche auch den Prinzen Wilhelm von Schwarzburg zu ihrem Mitgliede zählte, unter der Leitung des Floßmeiſters Georg Hartig von Köſen das Salzwerk eifrig wieder auf, und verbaute bis 1750 bedeutende Koſten, bis es um dieſe Zeit auflässig und 1751 das ſämmtliche Eiſenwerk als altes Eiſen verkauft wurde.*) Seitdem erinnern nur noch die verfallenen Schachte im Rinde, die ſogenannten Salzlöcher, ſowie die Lädergaſſe, eine Nebengaſſe unten im Orte, wo vor Alters das Salz verladen ward, an die Plauiſche Saline, denn auch die „Gradirgaſſe,“ welche der Pfarrer Schuckelius (Hdſchrft. in d. Pfarrei, p. 4) noch kannte, exiſtirt nicht mehr.

*) Alle obige data ſind aus d. Akten d. Stadtraths.

Max von Oer.

79. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Der Kessel bei der Rosstrappe im Bodelthale.

Das Bodethal mit der Roßtrappe.

Wie mächtig thürmte Gott die wilden
Maſſen —
Nur Götterkraft vermag ſo viel.
Der Wand'rer ſtaunt, er muß das Jrd'ſche
laſſen,
Ein heil'ger Schauer muß den Geiſt
erfaſſen,
Erblickt er der Natur erhab'nes Spiel.

Alexis der Wanderer.*)

Donner rollen gräßlich doch dumpf und hohl, als fehle es den Luftſchwingen an Raum, und ungeheure ſchwarze Waſſermaſſen ſiedend und von heulenden Stürmen gepeitſcht, kämpfen wüthend gegen ihren eigenen Grund, der, der laſtenden Wogen müde, ſich über ſie hinaus zu heben ſtrebt. Die Erde ſcheint Waſſer, und das Waſſer Erde zu ſein, und nirgends iſt Leben, weil das lebloſe Leben jetzt athmet. Nirgends tagt es, nirgends leuchten die Sonne noch der Mond, noch die Sterne hinein in die Zeit und iſt darum nicht Morgen nicht Abend; nur ziſchende, hochſprühende Feuerſäulen, den Schlund

---

*) Die ganze, eben ſo wahr als ſchön empfundene Dichtung, iſt unter der Ueberſchrift: „Empfindungen bei einer Wanderung durch das Bodethal von Alexis dem Wanderer" im Quedlinb. Wochenbl. von 1827 Nr. 30 und 32 nachzuleſen.

des Meeres zerſpaltend, beleuchten auf Augenblicke den erhabenen Kampf. Doch der Kampf entſcheidet ſich, Berge und Felſen erheben ſich hoch über die ſchäumenden Wogen, und wenn auch dieſe tauſend Mal die ſtolzen Gipfel zerbröckelnd in die Tiefen hinabſtürzen, tauſend Mal drängen ſich größere Maſſen wieder heraus und ſetzen den überwundenen Fluthen unbezwingbare Grenzen. Nun fliehen die Waſſer ihre Gründe durchfurchend von Thal zu Thal, fortraffend was ſie vermögen, die Stürme ſchweigen, die Erde erkaltet, das Dunkel weicht aus dem Waſſer, aus der Erde und aus dem Himmel; denn weil Alles im Gleichgewichte ſich wieder trägt, und Ruhe die Erde beglückt, da trennt ſich ſteigend und fallend, verdunſtend und verdichtend Alles gemiſchte wieder, und die Luft wird wieder Luft, das Waſſer wieder Waſſer, die Erde wieder Erde, die Sonne theilt die Zeit wieder in Tag und Nacht, und friſch grünend prangt auch der Erdboden wieder mit Bäumen, Kräutern und Blumen. — Wenn deine Phantaſie, lieber Leſer, je ein Bild wie das obige über die Umſchaffung unſeres Erdballes dir gegeben hat, ſo iſt es das reizende Bodethal mit dem Roßtrappfelſen, das beſonders ſolche Gedanken und Empfindungen in deiner Seele hervorruft. — Wir wollen dieſem Tempel der Allmacht Gottes näher treten. Wenn man von Quedlinburg der Bode entlang dem Harze entgegen wandert, ſo ſieht man in eine mehrentheils von blauem Nebel umflorte tiefe Bergſchlucht hinein, die von zwei hohen Bergwänden umſchloſſen, Erhabnes ahnen läßt, ſo daß man unwillkürlich ſeinen Fuß dahin ſetzt, das Geheimniß zu enthüllen. So wie die Natur aber hier in Felſen und im brauſenden Waldſtrom ſo groß und lebendig uns entgegentritt, und die Allmacht Gottes verkündigt, ſo laut begrüßen uns durch Pochen und Hämmern hier auch zunächſt die Zeugen des menſchlichen Gewerbfleißes, ich meine die Blechhütte, der wir uns nähern. Ein Gaſthof, der als Sammelplatz aller Reiſenden ſchon Unterhaltung gewährt, und unerwartet manchen Freund mit dem Freunde vereinigt, bietet auch uns hier ſeine Erfriſchungen und Führer für die Bergfahrt dar. Wir nehmen ſie an und wandern muthig über die Bode und über einen grünen Wieſenteppich den ſteilen Berghang hinan. Wohl mag dem Flachländer der ſteile Weg ſehr mühſelig erſcheinen, und nicht ſelten kehrte phlegmatiſch der Eine oder Andere wieder um, ſich mit dem Schönen im Thale nur begnügend; wir aber verfolgen den Pfad, und auf einigen Bänken ausruhend, lohnt ſchon die oberſte derſelben unter ſchattigem Laubdache mit der herrlichſten Ausſicht das mühevolle Unternehmen. Das Schlachtfeld, auf dem einſt 1113 Siegfried der Pfalzgraf am Rhein gegen des Kaiſers Heerführer Graf Hoyer von Mannsfeld ſiegreich focht, liegt zwiſchen Thale und Warnſtedt über Hügel ausgebreitet da, und Knochen und Waffen der Gefallenen, die ausgepflügt werden, erinnern noch immer an das große Ereigniß. Nach wenigen Schritten iſt der Berg dann erſtiegen und ein in's Thal hereinſpringender etwa 30 Fuß hoher Granitkegel mit einem Balkon; die Bülowshöhe iſt es, die Blick und Fuß zur Linken zieht. Doch liebevoll vor Erkältung warnend, tritt auf einem ebenen Platze

unter hohen Buchen uns zuvor ein Häuschen entgegen, das nebſt ſtärkenden Mitteln zur Abkühlung und Erholung einladet. Ehe die Schneemaſſen des April 1837 ſie eindrückten, gewährten zwei Moos-hütten hier erquickende Ruhe, dafür iſt jetzt aber der Erfriſchungsbude gegenüber ein ziemlich großes, innerlich mit Moos überkleidetes Haus, die Eckardtshöhe dicht am Abhange des Berges erbauet, von deſſen Dach ſich die herrlichſte Ausſicht auf die Mündung des Bodethales und das Flachland aufſchließt, ſo daß man nur ſchwer zur Trennung von dieſem Plätzchen ſich wieder anſchickt. Hier wird dem Reiſenden zum Einſchreiben auch ein Buch vorgelegt, deſſen Nummer jährlich über 1800 hinaufſteigt, obgleich nicht jeder Reiſende ſich einſchreibt. Sowohl zur Bülowshöhe als zu dem letzterwähnten Dachbalkon führen hohe Treppen hinan, iſt dir aber, lieber Leſer, je ſchlafend oder wachend aus Angſt oder Schwindel die Bruſt zu enge und der Athem zu kurz geworden, ſo dürfte ſich hier auf der Bülowshöhe, wo du über dem Thale zu ſchweben glaubſt, dies Gefühl bei dir erneuern, obgleich du, von einem Geländer geſchützt, ohne Gefahr in die gähnende Tiefe nach der weißſchäumenden Bode hinabſehen kannſt. Lieblicher ſtellt ſich aber nicht leicht ein Ort dem Blicke wohl dar, als von hier aus die Blechhütte, und wenn der Schrecken über die Schauer des Abgrundes gemildert werden kann, ſo geſchieht es durch nichts mehr, als durch die reizendſte aller Ausſichten von dieſem Adlerhorſte herab, wo das Auge über die niedern Bergzüge des Huy- und Hakelwaldes bis Magdeburg ſchweift.

So viele der ſchönen Plätze aber auch hier ſind, ſo bietet jeder dem Wanderer doch ſeine eigenthümlichen, neuen Reize dar. Dieß theilt auch, in einiger Entfernung von dem Häuschen, der Friedrich-Wilhelms-Platz, der Blankenburgs freundliche Höhen überblicken läßt.

Nun wendet ſich unſer Weg nach dem eigentlichen Roßtrappfelſen, der ſenkrecht wie eine Rieſenmauer in das Bodethal hineinſpringt und jetzt, lieber Wanderer, umgürte deine Seele beſonders mit Muth, Vorſicht und Ausdauer, denn manche Klippe, manche Stufe bergauf, bergab muß noch betreten werden, mancher Schweißtropfen dürfte deinem Antlitze noch entfallen. So gewährt gleich wenige Schritte aufwärts ſchon wieder ein Punkt einen koſtbaren Anblick der Felsmaſſen. Dann nahen wir uns einem Pavillon, der ziemlich auf der Mitte des Roßtrappfelſens erbauet iſt, und luftig doch einigen Schutz bei Regen gewährt. Auch hier in der Nähe eröffnet wieder ein Felſenvorſprung, die Olbergshöhe, eine neue Anſicht in das nördliche Bodethal und nach dem Flachlande. Weil wir aber dicht hinter uns einen Kanonenſchuß hören, ſo wenden wir uns dorthin, und nach wenigen Schritten bemerken wir ſchon, wie eine Kanone, mit der Mündung der Schlucht des Keſſels zugewendet, auf einer Felſenplatte liegt. Sollte es uns möglich dünken, daß die Natur in ihre Formen durch Schwingungen ſolche Verſtärkungen des Tones gelegt habe? In faſt ſiebenfachem Echo prallt donnernd und krachend der Schall, von Felswand zu Felswand rollend, und in den Schluchten ſich verfangend, ab, bis er wie fernes Gewitter allmählig

verhallt. Aehnliche Wirkungen bringt ſelbſt ein Piſtolenſchuß hervor. Wie erhaben mag deshalb unſeres Herrgotts Stimme ertönen, wenn er in Gewitterſturm mit Blitz und Donner hier redet; welcher ſündige Lügner an der Wahrheit möchte ihn hier verläugnen und ſeinen ſtarken Arm nicht fürchten.

War der Pfad bis dahin breit, ſo wird er jetzt am Felſen hinlaufend, ſchmal und immer ſchmaler, bis eine mit einer Bruſtwehr eingefaßte Höhe uns aufnimmt, und wir an der eigentlichen Roßtrappe uns befinden. Eine gewaltige Granitklippe iſt es, auf der wir jetzt ſtehen, und da ſie als Vorſprung 515 Fuß über dem Waſſerſpiegel der Bode an der Blechhütte aus der Felſenwand heraustritt, ſo ſind es faſt rund herum ſchroffe Abgründe, von denen grauſenerregend ſie umgrenzt wird. Mag der Trappe urſprünglich vielleicht ein Naturſpiel im Felſen zum Grunde gelegen haben, ſo viel ſieht man doch deutlich, Menſchenhände haben den Rieſenhuf in den Felſen gehauen.

Druiden haben und Barden mit erobertem
Eiſen in den Felſen gehauen das einzige Mal
Der Urjahrhunderte Deutſchlands
Den Huf des heiligen weißen Roſſes.*)

(Klopſtock.)

Ob der eigentliche Roßtrappfelſen, der als einzelne Klippe über dem Abgrunde faſt geſchwebt habe, wie einige behaupten, vor langen Jahren zerbröckelt herabgeſtürzt ſei, laſſen wir dahin geſtellt ſein. Nur der Sage, wenn ſie auch noch ſo bekannt, müſſen wir bei dem Roßhuf gedenken:

Zur Braut hatte ſich der wilde Böhmenkönig Bodo eine Fürſtentochter aus dem Hünengeſchlechte erkohren. Weil ſie ihn aber verabſcheuete, und ſeinen rohen Umarmungen auf ſchnellem Roſſe zu entfliehen ſuchte, ſo verfolgte der von Liebe Erglühete die Flüchtige auch zu Roß über Berg und Thal, durch Wald und Moor. Vom Hufſchlag zerſplittert ſanken die Bäume wie Grashalme, und Funken ſprühete ſelbſt der getroffene Granit. Mancher Wald war ſchon durchſauſt, mancher Abgrund kühn überflogen, und noch immer ſaß der Schreckliche auf den Ferſen der von Angſt gepeinigten Prinzeß. Jetzt ſtand ſie auf dem Platz, wo zu Walpurgis die Hexen den muntern Reigen aufführen, und ein grauſer Abgrund verſperrte den Weg. Was thun? Dem Wüthrich ſich hingeben oder den entſetzlichen Sprung über den Abgrund wagen. Langes Bedenken gab es nicht. Und mit kräftigem Stoße drückte ſie dem Renner die Ferſen in die Weichen, und mit gewaltigem Anſatz flog ſchnellend das Thier über

*) Hr. v. Rohr in ſ. Merkwürdigkeiten meint, es habe mit der Roßtrappe eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Mägdeſprunge, und hätten die Alten mit dieſer Marke Erzgänge andeuten wollen.

den Abgrund hinüber, aber des Hufes Aufſchlag war ſo ſtark, daß ſein Abdruck dem Felſen eingegraben war. Auch war die goldene Krone der Fürſtentochter vom Haupte und tief in die Fluthen der Bode geſunken. Nicht ſäumte aber Bodo, den Abgrund im wilden Sturme auch zu überfliegen; allein er ſtürzte in die Tiefe hinab, und da, wo die goldene Krone liegt, tief in Felſen geborgen, zwiſchen dem Tanzplatz und der Roßtrapp, in dem Chryſol, da liegt auch er vom Zauber gebannt als ſchwarzer Hund nun, daß niemand, kein Taucher, die Krone dort ſtehle, der Waldſtrom bekam aber von ihm den Namen die Bode. Daß der Schlund unergründlich tief ſein mag, hat mancher Verſuche ihn zu ergründen bewieſen, ob aber das Heidenthum hier auch ſeinen Spuk getrieben hat, und die Sage den Kampf zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum allegoriſch darſtellen ſoll, das läßt ſich durch den Roßhuf und den Hexentanzplatz mehr vermuthen als wirklich nachweiſen.

Wir verweilen jetzt noch bei dem Anblick deſſen, was dieſe hervorragende Klippe uns Großes und Erhabenes ſehen läßt. Nicht gelingt es dem Auge, Alles mit einem Male einzurahmen, nicht vermag es die Seele und das Gemüth, alles das Große und Herrliche mit einem Male aufzufaſſen, zu empfinden und die höchſten Gefühle in Worten laut werden zu laſſen. Welch' grauſiges und doch welch' entzückendes Felſenthal, welche ſchwindelnde Tiefe und doch welche Anmuth! Wie eine Furche tief in Felſen eingegraben, durchzieht mühend die Bode hier in mannigfachen Krümmungen das granitene Felſenthal. Grau wie Dichter uns die Ewigkeit malen und ſtarr wie der Tod blickt es zu uns herauf, und doch haftet durch dichtlaubige Bäume und allerlei Buſchwerk ein friſches Leben an dieſen ſtarren Wänden, dennoch ertönt durch den Hinſturz der Bode über Granitblöcke und durch das Rauſchen die lebendige Sprache der Natur aus der Tiefe zu unſerm Ohre und Herzen herauf.

Hier Tanz des Waſſerfalles
Des Blüthenfalles dort,
Und voll Bedeutung Alles
Wie ein geweih'tes Wort.

Tiedge.

Das Auge ſchweift hierhin und dorthin, und nur allmählig findet es ſich zu dem Punkte, wo in der Tiefe die Teufelsbrücke wie ein ſchmaler Steg die Bode überſpannt. Hier zur Rechten durch unzulängliche Klüfte und über Blöcke der rauſchende Waldſtrom, dort zur Linken ein waldiges Thal, dem ſich entwindend die Bode, dann mildern Sinnes über grüne Wieſenmatten ſanft hinſtrömt, als wollte ſie der Menſchen Zutrauen jetzt gewinnen. Welches Malers Pinſel vermag den ganzen Zauber dieſes Naturgemäldes wieder zu geben, welcher Dichter kann ſingen, was die Seele hier empfindet! Ja dieſe majeſtätiſche, dieſe kräftig ſchöne Natur iſt des heiligen Vergnügens

Amme, und ein freier Blick hinein gießt in die düſtere Halle des Erdentraums ein ſanftes, frohes Dämmerlicht. Nur der boshafte Unglaube kann hier der Allmacht Spur verneinen, weil der ſchlichte Naturmenſch ihre Nähe hier ahnt; dieſes Ahnen iſt es aber gerade, worauf ſich alles Erkennen der Gottheit gründet. Haſt du, liebe Seele, durch den Aufſchwung zu Gott nun Erholung gefunden von der Betäubung, die der ungewohnte Anblick einer ſo erhabenen Natur bei dir bewirkt hatte? Nun dann ein Ade dir luſtige Höhe, auf der ich ſo Gott will nicht zum letzten Male geſtanden, jetzt gilt es, auch in die ſchauerliche Tiefe ſelbſt hinab zu ſteigen.

Nachdem man auf dem Wege, den man gekommen, zurückgewandert iſt, läuft in der Gegend des Pavillon links ein Fußſteig in das Gebüſch hinein, und dieſer führt in einem Winkel bergab. Obwohl der Pfad ſteil, und mit lockern Granitſtücken überſäet iſt, ſo kann er, weil er im Zickzack angelegt iſt, doch gefahrlos betreten werden, und unten, wo die Felſenwände ſteiler zum Bette der Bode hinabfallen, ſind Stufen, die ſicher den Wanderer zur Teufelsbrücke hinleiten. Ohne Prunk, doch feſt von Holz gebauet, überſpannt ſie eine jähe Felsſchlucht, durch welche die vom Sturze am Keſſel noch aufgeregte Bode eiligen Fußes hindurſchießt. Jetzt befinden wir uns auf dem jenſeitigen, rechten Bodeufer, wo ein ſchmaler, dem Felſen erſt in ſpäterer Zeit abgerungener Fußpfad am ſteilen, wohlverwahrten Felſenufer zum Kiſſel, dem größten Waſſerfall der Bode hinbringt. Hier einige Augenblicke Ruhe auf einer Bank lohnen reichlich mit einer Fülle der Empfindungen. Ueberall himmelanſtrebende Felswände ohne Ausgang, weil der Roßtrappfelſen das Thal zu verſchließen ſcheint. Schauervolle Einſamkeit durchrauſcht nur vom immer gleichen Tone der Bode, die in eine ſchmale Felſenpforte zuſammengedrängt, ſchäumend, kochend, brauſend heraus in einen Felſenſchlund ſich ſtürzt, den Jahrtauſende zu einem Granitkeſſel geſchliffen haben. Aehnliche, nur geregeltere Auswäſchungen bemerkt man ſelbſt an viel höheren Felswänden, ein Beweis, wie hoch und wie gewaltig lange hindurch in früheren Zeiten der Strom hier getobt habe. Vorzüglich mögen es Eismaſſen geweſen ſein, die wie der Stahl den Felſen ihre Erinnerungen eingeſchrieben haben. Im Frühjahre und im Herbſte wenigſtens erreicht das Waſſer hier noch eine bedeutende Höhe, und können dieſe Sturzbäche im trockenen Sommer unſere Blicke feſſeln, ſo kann man im Frühjahre nicht lange genug dem wüthenden Toben zuſehen, wie der Brandung in hochgehender See ähnlich die Wogen im wilden Sturze am ſtarren Felſen ſich brechen und dennoch weiter und immer weiter ſich freie Bahn machen, bis ſie ungezügelt dem flachen Lande dann zueilen. Solcher merkwürdigen Auswaſchungen an den Felswänden giebt es über den Keſſel hinauf noch mehrere. Weil aber über jenen Schlund hinaus das Felſenthal nicht weiter zu paſſiren iſt, ſo kann man dieſe darüber liegenden, höchſt reizenden Naturpartbien nur in ſehr kalten Wintern, wann die Bode gänzlich mit Eis bedeckt iſt, erreichen. Die Jahre, in denen man zu Fuß dieſer großartigen Natur anſichtig werden konnte, waren

1766, 1784, 1814, 1822, 1830, 1838; denn namentlich in den Wintern der beiden letztgenannten Jahre war die Bode gänzlich mit einer ſtarken Eisdecke belegt, und mehrfach benutzten dieß ganze Geſellſchaften, die prachtvollen Stalaktiten des Felſenthales an ſchönen Wintertagen zu Schlitten zu bewundern. Eine anziehende, poetiſche Darſtellung dieſer winterlichen Reize des Bodethales iſt unter dem Titel: „des Felſenthales Winterreiz von Zinker, als ſehr gelungen hierüber zu empfehlen. — Um aber den andern reizenden Punkten noch Zeit zu widmen, dürfen wir hier nicht zu lange verweilen, und müſſen deshalb über die Teufelsbrücke zurück über einen Felſenvorſprung, worauf der bis dahin etwas ermüdende Weg bequemer Thal abwärts fortläuft. Eine Platte von Gußeiſen am Felſen lehrt hier, wie der Wanderer es dem edeln Oberforſtmeiſter von Bülow zu Thale zu verdanken habe, daß durch bequemere Pfade ihm dieſer herrliche Tempel der Natur aufgeſchloſſen wurde. Während man noch voll der erhabenſten Empfindungen über die ſtaunenswerthe Größe der Natur iſt, wird man nach wenigen Schritten beim Umbiegen um einen Felſenvorſprung durch eine Erfriſchungsbude in einer Felſenſpalte überraſcht, wo man nach ſo angreifendem Wege mehrentheils ſich erſt einige Erholung gönnt. Eine Brücke, die Jungfernbrücke, bringt hier wieder auf das rechte Bodeufer nach dem Krautpfühle, in welchem die goldene Krone der flüchtenden Prinzeß verſunken liegt, und noch wenige Schritte hin zum Waldkater, einer neuern Reſtauration, die, weil man ſich hier ſehr wohl fühlt, man ſelten leer antrifft. Einige ſchöne Felſenproſpecte, als der Mönch, der Biſchof 2c. dürfen hier nicht unerwähnt bleiben, und unter den vielen Malern, die Parthien des Bodethales zu ihrem Sujet gemacht haben, dürften wir die glückliche Wahl derer wohl rühmend herausheben, die wie der ruſſiſche Maler Fricke in der Nähe des Waldkaters ihren Standpunkt erwählt haben. Wie ſtehen hier nun wie Herkules am Scheidewege. Sollen wir zur Linken über einen ſchmalen Steg wieder die Bode überſchreiten, und auf deren linken Ufer das breiter geöffnete Thal wieder verlaſſen oder zur Rechten auf 1100 beſchwerlichen Stufen die Bergwand zum Hexentanzplatz hinaufſteigen? Wir betreten links den ſchmalen Steg, um auch das Schallloch noch zu ſehen. Es iſt hier eine von Menſchenhand, zu welchem Zweck iſt unbekannt, in den Felſen gearbeitete Höhlung, die, mit einem Piſtol hineingeſchoſſen, den Knall mit donnerartigem Gekrach zurückwirft. Eine Frau, weniger ſchwachnervig und empfindſam als ſo viele unſerer Damen, gewährt, ſeltſam genug, dieſen männlichen Dienſt, und wenn der Fremdling die Amazone mit dem Mordgewehre plötzlich hinter einem Felſen hervor den Weg vertreten ſieht, ohne ihr Begehr zu kennen, ſo mögte er ſich in die Abbruzzen verſetzt meinen. Umwendend, entſchließen wir uns aber wirklich noch die ſteile Bergwand hinter dem Waldkater zu erklimmen, und auch den Tanzplatz zu beſuchen. Weil es nur von etwas geordneten Granitblöcken angelegte Stufen ſind, ſo iſt der Weg durch Länge und Unbequemlichkeit namentlich für ſtarke Perſonen ſehr beſchwerlich. Glücklich iſt endlich

aber auch dieſe Kraftprobe überwunden, und dieſes 115 Fuß noch über der Roßtrappe gelegene Felſenplateau läßt uns nicht bloß das Felſengewirr der Roßtrappe klar überſchauen, ſondern wie eine Landkarte liegt die ſchöne Ebene von Blankenburg und Quedlinburg, und weit darüber hinaus vor uns ausgeſpannt da. Die Ausſicht hat alſo hier bei aller Erhabenheit doch einen freiern und darum gemüthlichern Charakter, und mögte deshalb der auf der Roßtrappe noch vorzuziehen ſein. Während man nämlich im großen Naturdrama des grauſigen Bodethales mit der Roßtrappe und dem hier ſteten Kampfe der Elemente nicht ohne Angſt als mit agirend ſich ſelbſt erſcheint, ſo glaubt man hier, dem Kampfe entrückt, ein bloßer, gemüthvoller Zuſchauer zu ſein. Dieß iſt beſonders mit einem Felſenvorſprunge der Fall, den man neuerdings unter dem Namen der Lavièreshöhe mit einer Bruſtwehr geſichert hat.

Ha! welch' ein Hochgefühl im Herzen bebt
Hier wo die Bruſt in reinerer Luft ſich hebt!

Der ſchauerliche Bodekeſſel liegt unter uns, zugleich reicht der Blick aber nach dem Oberharze und nach dem vom bläulichen Nebel umflorten Brocken hinauf, während er rechts über einen friſchen Landſchaftsteppich von freundlichen Städten und Dörfern durchwirkt, hinwegſtreift.

Hier ruft das Herz dir zu: O Menſch hier lerne,
Dieß iſt die Welt, dein ſchönes Heimathhaus!
Genieße ſie — ſei's dort im rauhen Thal,
Sei's in der luft'gen Höh' am Sonnenſtrahl.

Wir mußten nun, weil das Thal jenſeits ſeine pittoresken Reichthümer uns auch noch darbietet, dieſen lieblichen Firnen ein Lebewohl ſagen, und nur die angenehmſten Phantaſiebilder mögte ich, lieber Leſer, in deiner Seele zurücklaſſen, dennoch muß ich aus deinem ſchauerlich ſüßen Traume dich aufwecken, und dir ſagen, daß du mit dem herrlichen, erhabenen Roßtrappthale auch ein Grab von Vielen geſehen haſt, denn ſo wie Gefühl und Phantaſie in ihrer höchſten Steigerung den Menſchen überhaupt oft ſeines Verſtandes und ſeiner klaren Beſinnung berauben, ſo daß er ſeinen Lebenszweck vergißt, ſo iſt der poetiſch excentriſche Aufſchwung, den hier manche Seele bekommen, theis zum frivolſten Humorismus, theils zur düſterſten Elegie auch hier Urſach zum Tode ſo manches Menſchen geworden. Im frivolſten Muthwillen kletterten Jünglinge an dieſen Felſen empor, und ausgleitend zerſchellte ihr Körper an dieſen ſtarren Klippen, aber auch die Liebe im Unglück und die Schwermuth ſuchte dieſe luftigen Höhen auf, und durch grauſen Todesſprung an dieſe Felſen des Unglücks Endſchaft anzuheften. So ſtürzte Franz Mumme, der Jäger, als Opfer der Jagdluſt hinab. Von Cramers zackiger Klippe ſtürzte Student Hinſing, und außer der unglücklichen Braut von Quedlinburg

war es erſt vor wenigen Jahren, noch ein hoffnungsvoller Sohn aus Erfurt, der gleichfalls in dieſen dunkeln Schluchten ſein Grab fand. Mögen ſie Alle, von Gottes Frieden überwacht, in ihren Felſenbetten ſanft ruhen. Gott, der hier ſo groß und auch ſo gütig erſcheint, daß er die Welt ſo ſchön gebildet hat, nahm ſie gewiß alle auch in ſeinen Himmel auf.

An dem Hexentanzplatz vorüber wandernd ſteigen wir öſtlich jetzt die ſteile Bergwand in den Steinbach hinab und betreten ein zweites der ſchönſten Harzthäler. Felſenſäulen ſteigen wie Obelisken gen Himmel empor, und drohen jeden Augenblick herabzuſtürzen, wie viele ihrer Brüder ſchon längſt die Trümmerhaufen bildeten, die als Granitblöcke und zahlloſe Rollſteine das buſchige Thal bedecken. Die herrlichſte Landſchaft ſchließt ſich dem Blicke aber da auf, wo die ſteilen Felſenwände wie ein hohes Rieſenthor ſich öffnen, und dem Auge das liebliche Thale vorzaubern, darüber hinaus aber den Blick in ungemeſſener Weite umherſchweifen laſſen. Unwillkürlich wird man dieſer Ausſicht einige Augenblicke widmen. War aber die Landſchaft von der Friſche einer ſchönen Morgenbeleuchtung übergoſſen, ſo mögten leicht Thränen heiliger Rührung über Gottes herrliche Schöpfung in deinen Augen, lieber Wanderer, wie ein reiner Morgenthau deines fühlenden Herzens erglänzen. Doch auch von dir, du liebes Thal, muß geſchieden ſein, und ſchon winkt eine freundliche Dryade wieder, ihrem heilſamen Borne nicht vorüber zu wandern, es iſt

der Hubertusbrunnen,

wo wir auch etwas verweilen ſollen.

Unmittelbar, ſo wie die Bode die engen Schranken ihres Felſenthales verlaſſen hat, umſpannt ſie, als freute ſie ſich des ſanftern Flachlandes, dieſes ſogleich mit zwei Armen, und auf dieſer ſieben Morgen enthaltenden Inſel iſt ein Soolquell, der 1836 vom Gutsförſter Daube zu Thale überbauet, und zu einer Badeanſtalt mit dem Namen Hubertusbrunnen eingerichtet wurde. Der mit Holz ausgebauete Schacht hat 12 Fuß Durchmeſſer, 31 Fuß Tiefe und liefert in einer Minute über 60 berliner Quart Soole. Weil dieſe aber mit 26 Fuß ſchon ausläuft, ſo wird der obere Theil des Schachtes als Keller benutzt. Gleich in den erſten Jahren ſeiner Entſtehung erfreuete ſich dieſes Bad eines zahlreichen Beſuches, und von 158 — 200 Badegäſten wurden in 8 Wannen täglich gegen 50 Bäder gebraucht. Weil nun aber durch Einrichtung von Wohnungen für Kurgäſte im nahen Dorfe Thale Manches für deren Bequemlichkeit gethan und durch zwei Geſellſchaftstage, Dienſtags und Freitags, ſo wie durch das Muſikcorps der Hüttenleute Vieles zur geſelligen Erheiterung auch geſchehen iſt, ſo hat das Bad, zumal für ſeine Wirkſamkeit ſo manche glänzende Beweiſe gegeben ſind, bis jetzt ſeine Frequenz behalten und wird ſie, bei dem Zuſammentreffen ſo vieler glücklichen Umſtände gewiß ſtets behaupten. Chemiſche Analyſen über die Beſtandtheile des Brunnens ſind, außer dem Dr. Bley und Apotheker

Haltermann, von Hofrath Soltmann und von Bauer geliefert, und nach deren Reſultaten, die faſt ſämmtlich übereinſtimmen, ſind von 16 Unzen preußiſch. Gewichtes die feſten Beſtandtheile im waſſerfreien Zuſtande folgende:

Chlorkalium	0,5684705	Gr.
Chlornatrium	114,9039612	=
Chlorammonium	0,1681000	=
Chlorlithium	0,1113648	=
Clorcalcium	85,7471850	=
Chlorstrontium	0,7262323	=
Chlorbaryum	0,0253827	=
Chlormagnesium	0,1875196	=
Chloraluminium	0,4160579	=
Brommagnesium	0,2686600	=
Jodmagnesium	0,0022299	=
Salpeterſaure Kalkerde	3,3301000	=
Phosphorſaure Kalkerde	0,5809260	=
Kieſelerde	0,2690000	=
Kohlenſaures Eiſenoxydul	0,0051190	=
Manganoxyd, Spuren		
	207,3203089	= *)

Bei einer ſo großartigen und reichen Naturbildung, wie der Harz ſie hier beſitzt, würden wir aber eines ſehr großen Verſehens uns ſchuldig machen, wenn wir den hier auf einander gethürmten Fels= maſſen nicht eine ganz ſpecielle Aufmerkſamkeit in mineralogiſcher Hinſicht noch widmen wollten. Im Granit der Roßtrappenſchlucht kommen Schörl, Quarz und Eiſenſtein als Gangmaſſen vor. An der blauen Klippe weiter im Bode=Thale hinauf tritt der Granit aber zuerſt ſichtbar auf. An den iſolirten Felſenkegeln iſt die magnetiſche Polarität merkwürdig. Außer dem Feldſpath, der von iſabellgelber Farbe vorkommt, zeigt ſich auch eine nicht unbeträchtliche Menge Chlorit. Auf dem rechten Bodeufer unweit der Blechhütte ſcheint ſtatt des Grünſteins, der ſich an den Granit des Brockens anſchließt, der bunte Sandſtein unmittelbar an den Granit anzutreten. Man trifft aber ſelbſt Grünſteine, die noch zum Granitrande gehören. Die unmittelbare Auflagerung des Grünſteins auf den Granit iſt übrigens mehr wahrſcheinlich als daß ſie deutlich hervortritt. Große Granit= maſſen lagern zwiſchen dem Hornfels, und Schörl zeigt ſich auf den Scheidungen. Dem Granit folgt (wie am Ramberge) der Quarz, den man ſich bewogen fühlt, dem Thonſchiefer beizuzählen. Im Horn= fels findet ſich auch edler Granat in Luzitform. Schörl in ganz kleinen, ſechsſeitigen, büſchelförmig zuſammengehäuften Säulen, kommt aber auf den Kluftflächen des Hornfelſens vor, dem er als Gemeng= theil angehört, derb und kryſtalliſirt aber auf einem Quarzgange,

*) Ein Näheres liefert die kleine Schrift: „Nachrichten von dem Hubertus= brunnen bei Thale, von Dr. Schrader. Quedlinburg 1838.

der im Granit anſetzt. Piſtazit (grüner Epidot) kommt derb und kryſtalliſirt vor. Auch giebt es außerdem noch ſplitterigen Hornſtein, Bitterſpath (Rautenſpath) mit Hornblende ziemlich rein im Grünſtein und eben ſo gemeinen Strahlſtein im Hornfels. So viele der mineralogiſchen Seltenheiten nun noch weiter hinauf im Bodethale vorkommen, ſo müſſen wir dieſe ſo wie die intereſſante Flora dieſer Berge, als zu weit führend, doch unerörtert laſſen, widmen dafür aber noch einen flüchtigen Beſuch der freundlich einladenden Blechhütte. Dieſe dem eben ſo gewerbthätigen als höchſt rechtſchaffenen Hüttenmeiſter Herrn Bennighauß gehörig, ſchließt in ſich zwei Friſchfeuer, einen Schwarzblechhammer, ein Eiſenwalzwerk und eine Nagelpräg- und Kochgeſchirr-Fabrik. Da der Beſitzer die größte und umſichtigſte Thätigkeit entwickelt, ſo hat er das daſige Fabrikgeſchäft zu einem ſehr hohen Grade der Vollkommenheit erhoben. — Iſt es dem Verfaſſer dieſer Schilderung aber gelungen, die vielfachen und höchſt reizenden Schönheiten dieſer Gegend mit ſchlichten Worten in ein ſo treues Bild zuſammen zu ſtellen, daß wer dieſes erhabene Schauſtück der Natur geſehen oder nicht geſehen hat, vom Sehnſuchtsweh ergriffen wird, um ſelbſt dorthin zu wandern, dann fühlt er ſich gelohnt und dann werden ihm die Stunden in der Erinnerung noch um ſo theurer werden, die er oft harmlos und glücklich auf dieſen Höhen und in dieſen Thälern verlebt hat, als die Schickſalsſonne noch nicht ſo heiß in ſein Leben hineinleuchtete, und Phantaſie und Gemüth wie luftige Aeonen über Welt und Leben dahin ſchwebten und goldene Schlöſſer baueten, an deren Stelle jetzt die Schächte dunkeler Erdenſorgen ſich geöffnet haben, — doch Gott ſei die Ehre und der Preis, der Alles waltet und wägt. — Eine Specialkarte der Roßtrappe findet man in Dr. Karſtens Archiv für Mineralogie. B. V. Heft 2. Berlin 1832 bei Reimer.

W. Schönichen.

Hiſtoriſcher Nachtrag zur Schilderung des Bodethales mit der Roßtrappe.

Hat die Natur hier ihre unerſteiglichen Zinnen und Rieſenmauern aufgethürmt, ſo benutzte das kampfluſtige Geſchlecht unſerer Vorfahren bald dieſe Felſenberge, um zwiſchen dicken Mauern noch mehr ihre Wohnplätze vor nachdringenden, eroberungsſüchtigen Feinden zu ſichern. Auf beiden Felswänden des Thales erhoben ſich nämlich einſt ſtolze Burgen, die Homburg und die Winzenburg, die jetzt, ſo ſtark ſie auch geweſen ſein mögen, im ſchroffen Gegenſatze jener Rieſenmauern, von Gottes Hand gebauet, laut predigen, „der Menſchen Werk vergeht, was Gott bauet das beſteht;“ denn kaum noch erkennbar liegen ſie in ſchwachen Trümmern da. Wie aber müſſen ſie einſt in ihrem romantiſchen Gewande ein Schmuck dieſer Berge, eine Zierde dieſer ſchönen Natur geweſen ſein! Welch' erhabenes Schauſpiel, wenn unter Trommetenklang geharniſchte Schaaren hier aus- und einzogen! welch' furchtbar grauſige Scene, als die Feuerflamme endlich hoch emporloderte, und praſſelnd mit Gekrach dieſe Thürme, von Blut gefärbt, in das Thal hinabſtürzten! Wie die Benennungen der Teufelskanzel und des Hexentanzplatzes beweiſen, mag heidniſcher Götzendienſt mit Wodanstänzen und Oſtrafeuern ſeinen Spuk in früheſter Zeit hier getrieben haben, und wahrſcheinlich hatten die auf dieſen Berglehnen des Harzes wohnhaften Sachſen, als die verfolgenden Franken ihnen das Chriſtenthum durch Waffengewalt aufdringen wollten, ihr Heidenthum auf dieſe Berge

und Felſen geflüchtet.*) So mögen auch jene Burgen vielleicht ſächſiſche Ritter zu ihren Erbauern gehabt haben, es wird wenigſtens behauptet, daß im grauen Alterthum die Ritter der Winzenburg und der Homburg zu den Geſchlechtern gehört hätten, aus welchen die zwölf Vierherren Sachſens gewählt wurden. Die Homburg ſtand unfern des Hexentanzplatzes auf dem Bergrücken, der die Winde heißt, und weder von ihrer Erbauung noch von ihrem Untergang hat man die mindeſte Nachricht. So wie ihre Geſchichte verwiſcht iſt, ſo ſind es aber vom Zahne der Zeit auch ihre Ueberreſte, denn außer einigen Vertiefungen auf einem ziemlich geebneten Platze ſieht man nichts mehr von der Burg. Ein langer Wall von zuſammengehäuften Steinen aber, der in einiger Entfernung quer über einen Felſenvorſprung ſich ausdehnt, ſcheint weniger von den Steinen der verfallenen Gebäude als gleich anfänglich zum Schutze der Burg errichtet geweſen zu ſein, denn wie hätte man auf dieſem Felſengrunde Gräben aufwerfen und Wälle errichten können? Man mußte daher auf ſolche Schutzmittel ſchon denken, die recht wohl ihren Zweck auch erfüllten. Seltſam iſt es jedoch, daß man dieſem Steinhaufen den Namen einer Teufelsmauer beigelegt hat, als ob der Teufel ſich immer hinter Mauern verſteckt und mit Steinen herumgebalgt habe. Von den Bewohnern der Burg ſind mehrere durch ihr trauriges Schickſal im Gedächtniß geblieben. So wurde Bodo von Homburg 1129 von Conrad von Eberſtein des Lebens beraubt. 1381 machte Heinrich von Homburg mit ſeinen Verbündeten einen Einfall in Thüringen, und fügte auch den Walkenriedſchen Kloſtergütern in der goldenen Aue beträchtlichen Schaden zu. Der letzte Beſitzer dieſes Schloſſes, auch Heinrich von Homburg genannt, ſoll der Sage nach 1445 von einem Grafen von Eberſtein vor dem Altare der Kirche des ehemaligen Kloſters St. Wiperti zu Quedlinburg erſtochen ſein. Weil jedoch, unfern Lauenſtein, auf einer Burg ein Ritter gleiches Namens wohnte, und auch von dieſem der Vorfall erzählt wird, ſo kann nicht mit Gewißheit dies Ereigniß auf unſere Homburg bezogen werden.

Der Homburg gegenüber auf noch höherem Bergesgipfel ſtieg trotzig aber die Winzenburg empor. Auch von ihr iſt außer wenigem von Gebüſch überwachſenen Mauerwerk und einem Theile des Burggrabens nichts mehr zu ſehen, und ihre Erbauungszeit iſt ebenſo wie der Zeitpunkt ihres Verfalles in's Dunkel gehüllt. Rübner ſagt zwar in ſeinen Denkwürdigkeiten Blankenburgs, ſie ſei im Anfange des 12. Jahrhunderts erbauet und 1130 durch Brand verwüſtet worden. (Tom. II. p. 397.) Weil aber zwiſchen Gandersheim und Alefeld auch eine Burg und eine Stadt Winzenburg geſtanden haben, die im elften Jahrhundert einem mächtigen Grafengeſchlechte aus Baiern angehörten, in welchem der Name Herrmann oft vorkommt,

---

*) Auch Walhallas gab es in den Gebirgsſchluchten mehrere, jetzt Valehölle genannt. cf. Rübners Denkwürdigkeiten Blankenburgs, Th. I. p. 191, u. Allgemeiner Ueberblick des Harzes Th. I. p. 44 u. Th. IV. p. 28.

ſo iſt jene Burg häufig mit dieſer verwechſelt.*) Ob jene Grafen dieſe Burg am Harze auch beſeſſen und ihr den Namen verliehen haben, iſt unbekannt. Wenn jedoch Geſchichtſchreiber behaupten, dieſe habe ſpäter als jene 1130 zerſtörte Winzenburg noch geſtanden und habe einem Grafen von Reinſtein-Heimburg gehört, ſie aber durch Verrath der Ritter von Homburg zerſtört, ſo hat deren Angabe viel Wahrſcheinlichkeit.**) Rübner erzählt auch (Th. I. p. 48 und 53) daß Herrmann von Winzenburg nach der Ermordung des Burchard von Luckenam nach Blankenburg dem Grafen Burchard zur Haft übergeben ſei,***) und daß nun erſt ein Sohn dieſes Grafen, auch Herrmann genannt, jene Burg im Hildesheimiſchen angelegt habe. Es iſt aber ein großer Irrthum, die Zerſtörungsgeſchichte jener Burg 1130 auf dieſe übertragen zu wollen, weil die meiſten alten Autoren bei Schilderung der Zerſtörung ganz beſtimmt jene Burg bezeichnen, und alle Nebenangaben nicht auf unſere, ſondern auf jene Burg nur angepaßt werden können. Weil nach dem Ausſterben der Winzenburgiſchen Grafen über deren Güter zwiſchen Heinrich dem Löwen von Braunſchweig und Albrecht dem Bären von Anhalt Streit entſtand, ſo läßt ſich aus der nachbarlichen Lage unſerer Winzenburg bei Anhalt faſt vermuthen, daß ſie jenen Winzenburgiſchen Grafen bei Hildesheim auch angehört und ſie nach ihrer Lage gerade Urſach zu jenen Steitigkeiten könne gegeben haben. Mit Beſtimmtheit läßt ſich aber darüber nichts angeben.†)

Uebten nun Anfangs ſächſiſche Geſchlechter die Herrſchaft auf dieſen Burgen aus, ſo konnten ſie es doch nicht hindern, daß am Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts, wo die vordringenden Slaven und Wenden den Unterharz unſicher machten, bis ſie 926 unterjocht wurden, ſolche ſich am Fuße dieſer Berge ſelbſt anſiedelten. Daß Wenden hier, wie auch um dieſe Zeit auf der andern Seite des Harzes in der goldenen Aue (Windehauſen ſ. Th. IV. p. 198, 216, 217) feſte Wohnſitze gehabt haben, ſagen uns nämlich nicht bloß das nahe Wendefurth und der noch jetzt hier bekannte Spitzname Pummeier,††) ſondern dafür ſprachen auch das Kloſter Wendhauſen (Wenthauſen) und das alte Schloß Wendthal, die auf der Stelle des jetzigen Dorfes Thale ſtanden, nebſt den

*) Ein Ritter Herrmann von Winzenburg vermählte ſich im 11. Jahrh. mit Mathilde, Gräfin von Reinhauſen, und ein Sohn aus dieſer Ehe, der 1111 erwähnt wird, hieß auch Herrmann; doch ſoll dies gräfl. Geſchlecht bald darauf (1147) ausgeſtorben ſein, cf. Th. II. p. 207 u. 208. Eine Tochter des Grafen Hermann II. wurde erſt an Graf Heinrich von Schwarzburg, nach deſſen 1185 erfolgten Tode aber, an Graf Ulrich von Wettin vermählt, welche Ehe kinderlos blieb, (ſ. Th. II. p. 230).

**) cf. Quedlinb. Wochenbl. Jahrg. 1827. Nr. 10.

***) ſ. Blankenburg Th. II. p. 55.

†) ſ. Zittwitz Chronik v. Aſchersleben p. 13, 14

††) Pummeier nannten die Deutſchen die zum Chriſtenthum bekehrten Wenden wegen ihres wendiſchen Grußes: „Pommey bogk“ (salve fac domine) Gegrüßet ſeiſt du Herr.

ſlaviſchen Aſchenkrügen, die man dicht am Fuße der Winde vor wenigen Jahren erſt unter großen Granitblöcken aufgefunden hat.

Das Kloſter Wenthauſen (Winethahusun) war vom Graf Umrian, der die Tochter des Grafen Heſſi (Haſſo Aſig*) Giſela geheirathet, und dadurch die Gaugrafſchaft des Harzgaues erworben hatte, gegründet worden. Rübner ſagt, Giſela habe erſt im Wittwenſtande das Kloſter geſtiftet, und die ältere ihrer beiden Töchter, Bilihild, dieſem Kloſter Winithonus als Aebtiſſin vorgeſetzt. Wenn nicht das erſte, ſo ſoll es doch eins der früheſten Klöſter in dieſer Gegend geweſen ſein. Als Nonnenkloſter war es der heiligen Caſinna geweihet und der Halberſtädter Erzdiöceſe unterworfen worden. Kaiſer Heinrich I. und ſeine Gemahlin Mathilde wünſchten aber in Quedlinburg ein Frauenſtift zu gründen, und beriefen zu einer Berathung hierüber die Vornehmſten des Volkes. Die Fürſten erwiederten, in Winethahuſun wären Jungfrauen in einem Stift verſammelt, welche, wenn ſie nicht vom Kaiſer unterſtützt würden, dort nicht bleiben könnten, ſie riethen deshalb ſolche nach Quedlinburg zu verſetzen. Der Rath wurde angenommen, Quedlinburg als Ort der neuen Stiftung beſtimmt, und das Kloſter zu Wendhauſen ſollte derſelben geſchenkt werden. Bald darauf 935 verſammelte ſich der Reichstag zu Erfurt, wohin Heinrich ging, und auf ſeinen Befehl erſchien auch die Aebtiſſin von Wendhauſen, Diemot (Dimor, Demot.) Sie wurde um ihre Zuſtimmung zu der beabſichtigten Verſetzung des Conventes angegangen, und gab es Anfangs gern zu. Späterhin mußte es ſie aber gereuet haben. Denn als Kaiſer Heinrich geſtorben war, und die Kaiſerin Mathilde die Aebtiſſin in dieſer Angelegenheit wieder zu ſich berief, fand ſie keinen guten Willen bei ihr, bis ihr ein Befehl des Kaiſers Otto I. die Beiſtimmung abdrang. Nun fügte ſie ſich zumal das neue Stift dieſelben Freiheiten des frühern Conventes in Winethahuſen bekam, und zog mit einigen Conventualinnen in das neue Quedlinb. Canoniſſin-Stift.**)

Die Kloſtergebäude in Wendhauſen mögen allmählig wohl wieder eine andere Geſtalt bekommen haben. Jetzt ſteht wenigſtens auf der Kloſterſtelle das Rittergut der Familie von Bülow, und ein Stein im Hofe erinnert nur noch durch die an ihn geknüpfte Sage an das alte Kloſter:

Dieſer Stein, ſo geht die Sage, muß, wenn nicht dem Gutsbeſitzer ein großes Unglück widerfahren ſoll, unbeſchädigt ſtets auf derſelben Stelle liegen bleiben. Es hat nun zwar vor Alters einer der Gutsherrn dennoch den Muth gehabt, den Stein aus dem Hofe ſchaffen zu laſſen. Weil er aber darnach von einem böſen Dämon mit ſteter Angſt gepeinigt iſt, ſo hat er den Stein zurückbringen laſſen. Derſelben Pein ſollen des Nachts auch die unterworfen ſein, welche den Stein ſchlagen, ſchimpfen oder ſonſt ihren Muthwillen an ihm ausüben."

---

*) ſ. Th. I. p. 43 u. Th. II. p. 54.

**) ſ. Th. I. p. 137. — Ueber den Urſprung Quedlinburgs von Ferdin. Ranke. Quedlinburg 1838. p. 8 u. 9. — Stübner Th. I. p. 41.

Neben dem Kloſter ward im 10. Jahrhundert aber auch ein Schloß Wendthal gegen die Wenden erbauet, das 1365 jedoch wieder zerſtört iſt. So wie um das Kloſter herum ſich ein kleines Dorf bereits gebildet hatte, ſo war es auch mit den Burghäuſern um das Schloß her, deren immer mehrere wurden. Als die beiden Dörfer ſpäterhin ſich mit einander verbunden, auch die Einwohner von Bernſtorf noch unter ſich aufgenommen hatten, nannten ſie ſich aber nicht mehr Wendethal und Wendhauſen, ſondern mit Weglaſſung der Silbe Wend bloß Thale, welcher Name den verſchmolzenen Dörfern bis jetzt auch verblieben iſt. Wie fern das alte erloſchene adelige Harzgeſchlecht derer von Thale damit zuſammenhängt, iſt unbekannt. 1303 wird aber ſchon ein Robert von Thale erwähnt. Die jetzigen beiden adeligen Güter, derer von Bülow und von dem Busſche ſind im Beſitze verſchiedener adeligen Familien geweſen, doch findet ſich das Geſchlecht derer von Thale nicht darunter. Thale, Güter und Dorf, wie es noch heute ſteht, gehört unſtreitig in ſeiner Lage zu den lieblichſten Dörfern vor dem Harze, und wie freundlich von außen, ſo ſoll auch drinnen ein freundlich geſelliges Leben herrſchen. Möge dies Leben nimmer erkalten.

W. Schönichen.

Sage vom Teufelsſtein bei Themar.

Unfern von der genannten Stadt, nach dem Thüringerwalde hin, thürmt ſich ein wunderſamer Baſaltfelſen empor, der den Namen des Teufelsſteins führte. Er iſt ſiebenzig Fuß hoch, und an drei Seiten faſt ſenkrecht. Wie er an dieſen Ort gekommen, erzählt die Sage folgendermaßen:

Es begab ſich, daß die Tochter eines Ritters, der auf der Steinsburg (dem kleinen Gleichberg bei Römhild) hauſte, wider ihres Vaters Willen oft heimlich jene Veſte verließ, und ein Liebesverſtändniß anknüpfte mit einem jungen Ritter. Das mißfiel aber dem Alten gar ſehr, denn er hatte ſie von Jugend auf ſorgſam gehütet, mit der Abſicht, ſie dem Kloſterleben zu widmen. Da gab er dem Freier, der obendrein der Sohn ſeines Todfeindes, die verhöhnende Antwort: „Eher will ich meine Tochter dem Teufel geben, als Dir!" Entrüſtet aber warf ihm der junge Mann den Fehdehandſchuh hin, und verließ ihn mit den drohenden Worten: er werde morgen kommen mit ſeinen Reiſigen, und ihm eine andere Sprache lehren. Da ward dem alten Ritter bange, denn ſeine Veſte war halb verfallen und ſchlecht bemannt, ſo daß ſie einem Sturm kaum widerſtehen mochte. Da verſank er in gar trübe Gedanken, und als das Abenddunkel Berg und Thal umhüllte, trat er hinaus in den Wald, und rief den böſen Feind, und beſchwur ihn, noch in derſelben Nacht, vor dem Hahnſchrei einen dreifachen, unüberſteiglichen Mauerring emporzuthürmen, um die verfallene Veſte zu ſchirmen vor dem Sturm ſeines Gegners. Das gelobte der Böſe, verlangte aber als Lohn für die

Bemühungen des Ritters Tochter, und erhielt deſſen Zuſage. Da thürmte ſich noch in derſelben Nacht der dreifache Mauerring empor durch Lucifers dienſtbare Geiſter, die in wildem Treiben Felſen und Steinblöcke herbeiſchleppten und über einander thürmten. Es begab ſich aber, daß des Fräuleins Amme vor dem erſten Hahnſchrei mit einem verdeckten Licht in den Hühnerſtall ging. Durch dieſe Helle getäuſcht, krähte ein Hahn, weil er meinte der Morgen ſei nahe. Das geſchah aber in dem Augenblick, wo der Böſe einen gewaltigen Felſen durch die Luft ſchleppte, den er als Schlußſtein in die Mauer fügen wollte. Noch drei Stunden Weges mochte er entfernt ſein von der Burg, da warf er erſchrocken und zornig ſeine Laſt auf die Erde und zerſtörte den faſt vollendeten Bau. Statt der Jungfrau aber ergriff der Böſe den alten Ritter, und ſchleuderte ihn unter die praſſelnden Steintrümmer. Noch heut zu Tage ſieht man die rieſenmäßigen Steinringe um den Gleichberg, und der Volksglaube wähnt große Schätze verborgen unter dem Felſen, den der Böſe zur Erde geſchleudert. Das iſt der Teufelsſtein bei Themar der weit und breit verrufen in der Umgegend, ſelbſt bis in das Böhmerland, wo unter dem Volke die Rede geht: „Ich wollte du wäreſt wo der Teufel den Stein abgeladen!“

Heinrich Döring.

Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Rammberge,

nebſt noch einer Sage vom Mägdeſprunge als Anhang.

An das Ungewöhnliche grenzt vorzüglich für den ungebildeten Verſtand ſo leicht das Wunderbare, und eben daher mag es gekommen ſein, daß faſt mit jedem in die Augen ſpringenden Felſen, mit jeder Höhle, jedem Abgrunde, jeder ſonderbaren Naturbildung unſeres lieben Harzes die Vorzeit in ihrer kindiſchen Denkweiſe auch eine in das Wunderbare ſchweifende Sage damit verknüpft hat. So iſt es vermuthlich auch mit der Sage von der Teufelsmühle auf dem Rammberge. Erſteigt man dieſen langgedehnten 2120 Fuß hohen Bergrücken, ſo werden dem aufmerkſamen Blick des Beobachters die Menge der zerſtreut umherliegenden Granitblöcke *) ſicher nicht entgehen, wodurch dieſer Berg dem Urvater Brocken nur im verjüngten Maaßſtabe ſo ſehr ähnelt. Welches Naturereigniß ſie umhergeſtreuet hat, wer will's enträthſeln? Unwahrſcheinlich iſt es aber nicht, daß, wie vielleicht auch auf dem Brocken, auch hier ein rieſiger Felſenkegel einſt in die Wolken emporſtarrte. Allein durch eine unbekannte Gewalt ſtürzte er herab, und ſeine Trümmer wurden durch ihr eigenes Gewicht und durch mitwirkende Elemente weit über den Berg verſtreuet. Für dieſe Meinung ſprechen wenigſtens in Etwas die auf ſeiner Spitze hier und da, wie der Rock dieſes Felſenkegels, aus der Oberfläche noch

*) In dem Granit, der hier ſeinen öſtlichen Endpunkt auf dem Harze hat, befinden ſich auch Quarztrümmer mit eingeſprengtem Schörl. Ueberhaupt iſt der Berg für Geognoſten, Mineralogen und Botaniker eine gute Fundgrube.

hervorragenden größern auf einander gethürmten Granitmaſſen, von denen die größte und impoſanteſte, wohl an 30 Fuß hohe, eben die Teufelsmühle genannt wird. Ob nun nach Einiger Meinung dieſe wie von Menſchenhand aufgeſchichteten Granitquadern vor einem Jahrtauſend und darüber den heidniſchen Sachſen zum Opfer-Altar gedient haben, an welchem ſie den Götzen Ramm verehrt hätten, iſt ohne weitere hinweiſende Spuren wohl eben ſo ſchwer mit Beſtimmtheit zu ermitteln, wie überhaupt die Verehrung eines ſolchen Götzen bei ihnen erſt ſicher nachgewieſen werden muß. Weil mit der Einkehr des Chriſtenthums in dieſe Gegenden der Teufel ſo oft aber die Stelle heidniſcher Götzen eingenommen, und ehedem auch am ſpäteſten eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Harze geſpielt hat, (vermuthlich weil das Heidenthum am längſten und hartnäckigſten ſich dort hielt) ſo wäre es übrigens doch wohl denkbar. Dieſe ſubſtituariſche Vermuthung über den Teufel, zugleich den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum mit andeutend, könnte man aber auch darin noch entdecken, daß der Teufel in allen Sagen, worin er eine Rolle mit bekommen hat, mehrentheils als ein betrogener oder überwundener erſcheint, woher ſprichwörtlich auch wohl noch jetzt unſere armen und dummen Teufel herrühren mögen. Was zur Sage, die wir erzählen wollen, Anlaß gegeben hat, ob ein wirkliches Factum, laſſen wir dahin geſtellt ſein. Wir geben ſie, unbekümmert der kleinen Abweichungen, die jede wiederholende Darſtellung derſelben gleichfalls charakteriſiren, wie ſie in ihren Hauptzügen am bekannteſten iſt.

Ein armer Müller, ſo heißt es, der in der Nähe eine Mühle beſaß, die ihm aber trotz alles Fleißes wenig einbrachte, wollte, wie es noch heut' zu Tage vieler Leute blindes Streben iſt, und wäre es mit Aufopferung ihres guten Rufes und guten Gewiſſens, durchaus reich werden. Manches Luftſchloß mogte er deshalb ſchon gebaut haben, und zu dieſen gehörte auch der Wunſch auf des Rammbergs Spitze eine Windmühle zu beſitzen; denn hier, meinte er, könne es ihr nie an Wind mangeln, und goldene Berge müßten deshalb verdient werden; doch wie dieß möglich machen, ohne Geld und ohne Credit, da damals nicht ſo viel als jetzt verlangt und gegeben ward? Ein innerer Kampf war nicht zu vermeiden, zumal der Teufel ſchon längſt einen angehenden tüchtigen Jünger in ihm erkannt und keinen unbedeutenden Einfluß auf ihn ſchon ausgeübt hatte. Der Teufel fand alſo, wie ſo manchmal mit ſeinen Einflüſterungen, auch hier Eingang, und der Müller richtete mit ihm folgenden Contract auf: „der Teufel ſoll bis nach Mitternacht zum erſten Hahnenſchrei auf des Rammbergs Spitze, nach einem Riſſe, eine ſchöne, große Windmühle fertig, gangbar und tadellos erbauet haben, wobei noch zwölf Müllermetzen Gold an den Müller mit einbedungen werden, dafür gehört der Müller nach 30 Jahren dem Teufel mit Leib und Seele als Eigenthum an.

Dem Teufel kam zwar ſolcher Bund
Entſetzlich theuer vor,
Was half's, er zahlt in ſelb'ger Stund'
Das Gold in g'wicht'gem D'or.
Denkt Herr, wie viel mag das wohl ſein,
Denn Müller-Metzen ſind nicht klein.

Der Vertrag ward nun mit Blut unterſchrieben, mit einem hölliſchen Siegel bedrückt, und der Teufel machte ſich flink an den Bau. Werkſtücke wurden ſchneller noch als mit den jetzigen Eiſenbahnen von ſeinen ſchwarzen Geſellen ihm vom Brocken gebracht und aufgethürmt. Unter furchtbaren Schlägen ſanken mit Krachen die tauſendjährigen Eichen, und unter dem raſtloſen Hin- und Hereilen einer geſchäftigen, zahlreichen Höllenbrut ſtieg zur Verwunderung, ja ſelbſt zum Schrecken des Müllers, ſo ſchnell eine Mühle empor, wie ſie niemals beſſer und ſchöner erbauet ſein mogte. Da wurde dem Müller, der die Unmöglichkeit eines ſolchen Baues in dieſer Kürze geglaubt, und den Teufel um das im Voraus gezahlte Geld zu prellen gehofft hatte, doch bange, es mögte um ihn geſchehen ſein, und er ſann in ſeiner Herzensangſt auf eine neue Liſt. Die Mühle, bedung er ſich noch aus, müſſe ihm aber auch vertragsmäßig übergeben werden, und zu dieſem Zwecke holte er flugs zu ſeinem Beiſtande noch einen Innungsmeiſter, was ihm der gutmüthige Teufel auch nachließ.

Dieß war der erſte Grübelkopf
Den je die Welt geſeh'n,
Nichts war ganz recht nach ſeinem Kopf,
Und war es noch ſo ſchön,
Nun kurz er war ein Recenſent,
Wie ihn ſeit dieſem keiner kennt.

Fertig ſtand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, und hohnlachend freuete ſich der Teufel ſeines gelungenen Fanges, dem Müller aber lief es eiskalt über die Haut, und das Geld brannte ihn in den Händen. Da vermißte der Innungsmeiſter ſammt dem Müller noch einen Stein; auch dieſen brachte Herr Urian noch mühſam angeſchleppt; nun war die Mühle in vollem Gange, aber der krittelnde Innungsmeiſter hatte doch Vieles zu tadeln, während der ſchlaue Müller unbemerkt den lockeren Läufer wieder löſte, daß er den Berg hinabrollte. Hurtig wollte der Teufel ihn wieder zurückholen und von Neuem befeſtigen, da krähete der Hahn im nahen Müllergehöffte! Fröhlich ſprang der Müller ob der gelungenen Liſt empor, während der Teufel zähnekirſchend und wild tobend ſein ganzes Werk wieder zertrümmerte. In ſeiner Wuth, ſich betrogen zu ſehen, ſchleuderte er die Werkſtücke über den ganzen Berg und begrub auch den höhnenden Müller darunter. Die aufgeſchichteten

Quadern ſind alſo der letzte Reſt jenes Teufelswerkes, und die zerſtreut umherliegenden zeugen von dieſer im Zorn vollbrachten Zerſtörung. Damit aber der Menſch auch für die ſpäteren Zeiten noch eine Warnung erhielte, ſein Brod ſich nicht auf unredliche Weiſe, wenn es ihm ſcheinbar auch gelänge, ſondern nur auf geradem Wege verdienen zu wollen, ſo pflanzte der Genius der Menſchheit dieſe Sage auch noch auf die ſpätern Geſchlechter fort, und ſo lange dieſe Felſen den Elementen Trotz bieten, ſo lange wird ſie gewiß auch ſich unter den Bewohnern jener Gegend erhalten.

Der ſchönen Ausſicht wegen erbauete im vorigen Jahrhundert ein Fürſt von Anhalt-Bernburg auf dieſe Felſen aus Balken einen Altan, der auch die Teufelsmühle hieß, allein baufälligkeitshalber wurde dieſer 1805 ſchon wieder eingenommen, und man ſieht jetzt nur als letzte Spuren davon noch die Löcher, in welchen die bindenden und ſtützenden eiſernen Klammern eingefügt waren. Der ſpätere, jetzt Victorshöhe getaufte, größere Balkenthurm iſt aber etwas weiter hin auf der höchſten Kuppe des Berges, der Sultanskopf genannt, aufgeführt worden, und die jetzt noch ſogenannte Teufelsmühle oder die aufgethürmten Granitmaſſen, welche die Sage als letzte Trümmer jenes Teufelswerkes bezeichnet, ſind der romantiſche Hintergrund einer ſchönen Perſpective, zugleich aber auch — der Schlupfwinkel von unzähligem Otterngezücht und anderer häßlichen Teufelsbrut dieſer Gattung. Schließlich bemerke ich, wollte jemand gern wiſſen, ob jemals auf dieſem Bergrücken eine Windmühle geſtanden habe, ſo kann ich ihm ſagen, daß bei dem etwa erſt 130 Jahre alten Dorfe Friedrichsbrunnen eine ſolche einmal geſtanden, aber von heftigen Windſtürmen bald wieder zerſtört ſein ſoll, weshalb erneuerte Verſuche hierzu ſpäterhin unterblieben ſind.

Einer andern Sage, die, wenngleich eigentlich den Mägdeſprung, doch den Rammberg auch mit betrifft, gedachten wir ſchon unter jenem Artikel. Weil ſie aber verſchieden erzählt wird, und wir gedachten Ortes nur die eine Erzählungsweiſe wiedergegeben haben, ſo möge es dem gütigen Leſer nicht unwillkommen ſein, wenn wir auch die andere Darſtellungsart hier noch nachfolgen laſſen.

Zwei Hühnentöchter, ſo lautet ſie, die Freundſchaft mit einander geknüpft hatten, ſuchten einander, und traten ſpähend auf die Zinnen der Berge. Da erblickte die eine, die Tochter eines mächtigen Königs, die andere auf des Rammbergs breitem Rücken und zwar in Gefahr, und flink mit jugendlich raſchem Blut ſuchte ſie die Thäler überſpringend zu dieſer Höhe zu gelangen. Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, konnte ſich des Lächelns nicht erwehren, daß die kühne Jungfrau auch das breite und tiefe Selkethal zu überſpringen wähnte. Wie Evas Töchter überhaupt aber nichts weniger als Spöttelei vertragen können, und im leicht gereizten Zorne ſchnell zu

ſtrafen pflegen, ſo mußte der arme Bauer auch ſeinen Spott ſchnell büßen; denn plötzlich nimmt die Rieſin den Spötter ſammt dem Pfluge und ſeinen beiden Pferden in die Schürze, und ſpringt mit einem Sprunge über das Thal und zu der Freundin hin.

Der Bauer, nebſt Zubehör, entwand ſich nun zwar glücklich den Falten ihrer Schürze wieder, und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren, doch mag er ſicher nach keiner zweiten Luftreiſe der Art ſich geſehnt haben; auch war der Anſatz der Rieſin zu dem Sprunge nach dem Rammberge herüber ſo gewaltig, daß ſie in dem Felſen die Fußſpuren zurückließ, wie ſolche noch heutiges Tages auf der Stelle zu ſehen ſind.

W. Schönichen.

Hardegſen,
Burgruine bei Göttingen.

Schuldlos ſcheint die Burg zu ſtehn,
Bergend nur des Feldes Segen;
Doch ach! — wenn wir rückwärts ſehn,
Wird ſich Graus im Herzen regen.
Der Verf.

Die alte Burg Hardegſen, eine Stunde von Göttingen entfernt, hatte von jeher einen geheimnißvollen, ſchauerigen Reiz für mich, durch die düſtere Romantik ihrer Geſchichte, deren Spuren ſich noch hier und da dem ſinnigen Beſchauer dieſer zum Theil noch wohl erhaltenen, alten Burggemäuer aufdrängen.

Die Lage, Anſicht und Ausſicht

dieſer denkwürdigen Burg hat viel Eigenthümliches.

Nicht weit von Göttingen, drei Stunden von Nordheim entfernt, liegt bekanntlich das hanöverſche Städtchen Hardegſen, unweit deſſelben, am Flüßchen Espel, auf einer Anhöhe, die Burg dieſes Namens. Die Gegend iſt bergig, und gewinnt dadurch jenen romantiſchen Zauber, welcher den nächſten Umgebungen alter Ritterburgen ſelten zu fehlen pflegt. Jedoch hat Vieles davon die neue Cultur zerſtört. So iſt jetzt das tief eingeſchnittene, vormals verſumpft geweſene Thal, welches vom Flüßchen Espel durchrieſelt wird, ausgetrocknet und freundlich bebaut. Vormals trennte es die alte Hardeck oder harte

Ecke von der gegenüber auf einem Felſen belegen geweſenen Burg Niedeck (neue Ecke).

Erſt ein ſpäterer Sprachgebrauch verwandelte den Namen der Burg Hardeck in Hardegſen d. h. Hardecksbauſen.

Ein ſo drohend nahe Lage zweier Ritterburgen konnte in jenen fehdeluſtigen Zeiten nicht als freundliche Nachbarſchaft betrachtet werden, und die noch unverkennbaren Spuren ſtarker Befeſtigung beider Burgen, genügend für damalige Kriegesſitte, bewies, wie ſehr der Beſitzer der einen Burg vor dem der andern auf ſeiner Hut geweſen ſein mochte.

Beſonders war die alte Hardeck mit feſten Thürmen, hohen und tüchtigen Mauern und tiefen Waſſergräben umſchloſſen; der Bau war feſt und ſchön, der Burggraben ungewöhnlich tief, und faſt ſenkrecht aus dem harten Felſen gehauen, beſonders auf der, der Stadt abgewendeten Seite hatte er eine Tiefe, die durch den, ſeit Jahrhunderten hineingeworfenen Schutt und durch das auf ſeinem Grunde wachſende Geſträuch kaum merklich vermindert zu ſein ſcheint. Von jener Seite her ſchien ein Ueberfall am meiſten beſorgt zu werden, daher dieſe größere Vorſicht. Eine Zugbrücke führte ehemals über dieſen Schloßgraben. Noch ſieht man in dem feſten Mauerwerke des vorhandenen Thors, neben dem ſ. g. Hagenhauſe,*) die Vorkehrungen, dieſe Brücke mittelſt eines Gewindes aufzuziehen, und damit zugleich das Thor zu ſchließen.

Das Herrenhaus der Burg ſtand auf einem ſenkrecht abgehauenen Felſen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle die jetzt „die alte Küche" genannt wird. Eben ſo hoch von Felſengrunde auf war die ſtarke und feſte Untermauerung des Hauſes. An der Außenſeite dieſes Felſens war eine durch Mauerwerk verdeckte Waſſerleitung in Röhren angebracht, und ſo angelegt daß ſie ein Feind ſo leicht nicht auffinden und abſchneiden konnte. Noch jetzt finden ſich deutliche Spuren davon. — Die überall noch vorhandenen ſtarken und feſten Grundmauern bezeugen, daß der Umfang dieſer Burg in ältern Zeiten ſehr bedeutend geweſen ſein muß. Auch die einzelnen, zum Theil noch gut erhaltenen Gebäude im Innern ihrer Ringmauern geben durch ihre Größe und Feſtigkeit Zeugniß von dem Reichthum ihrer Erbauer und vormaligen Beſitzer.

Dahin gehört beſonders das Moſthaus, oder eigentlich Muthhaus — eine nicht ungewöhnliche, mittelalterliche Bezeichnung der Gebäude, in welchen die Lehensmuthung der Vaſallen zu geſchehen pflegte. Dieſes Gebäude ſcheint in den älteren Zeiten die Waffenhalle der Burg, und ſpäter die Herzogl. Kanzlei, dann das Amtserbgerichtshaus enthalten zu haben.

Dieſe Gebäude ſind von den feſteſten Quaderſteinen erbauet, die genau behauen, befeſtigt und verbunden bis in die höchſte Giebelſpitze 118 Fuß hoch, ein Werk bilden, das der Ewigkeit trotzen zu

*) Von hegen, aufbewahren — alſo Vorrathshaus.

können ſcheint. Die ſoliden Mauern derſelben ſind unten zwölf Fuß, oben acht Fuß dick. Der ganze, mehrere Jahrhunderte alte Bau befindet ſich noch in ſo trefflichem Zuſtande, daß man glauben ſollte, er ſei erſt vor wenigen Jahren neu aufgeführt. — Nur an der Abendſeite deſſelben, laſſen ſich einige Spuren von Verwitterung bemerken; auch wenige Beſchädigungen die durch Wurfgeſchütz 'zur Zeit einer Belagerung entſtanden ſein ſollen.

In einem ſteinernen Fenſtergeſimſe bemerkt man eine ziemlich ausgewitterte, kaum noch leſerliche Mönchsſchrift, deren Inhalt von Kennern derſelben ſo entziffert iſt:

„Na Godis Bord, duſend unde drey hundert Jar in den ver-
„undtwintigſten is düt Hus gebuwet von twen Riddern Herrn
„Conrade unde Herrn Lodewigen von Roſtorp.“

Das Innere der Gebäude wurde noch im Jahre 1810 als Kornboden benutzt; auch befinden ſich einige Zimmer darin. Der größeſte Theil iſt jedoch unausgebauet. — Vor einer Reihe von Jahren wollte man die ſchönen Quadern zum Neubau des Amthauſes benutzen, fand aber daß dieſelben durch den trefflichen, alten Mörtel ſo feſt in einander verkittet waren, daß man keinen Quader, ohne ihn zu zertrümmern, losbrechen konnte. So ſchützte dies ehrwürdige alte Gebäude ſich ſelbſt gegen die Zerſtörung der Menſchen, — ein gewiß ſeltener Fall bei ſolchen alten Denkmälern der mittelalterlichen Baukunſt, wovon ſo viele der Vandalismus der modernen Erſparungskunſt und kalter Cameralverwaltung zerſtörte.

Die Keller dieſes Gebäudes ſind ungemein hochgewölbt. Auf ſtarken Pfeilern ruhend, gleichen ſie eher einer unterirdiſchen Kirchenhalle, als einem Verwahrungsort für Wein und andere Vorräthe. — Aus einem dieſer Keller ſoll — wie eine Sage verlautet — ein unterirdiſcher Gang in den Wald ausmünden, um für die Bewohner im ſchlimmſten Falle einen Fluchtweg offen zu haben — eine vorſichtige Vorkehrung, die bei vielen alten Burgen und Klöſtern vorhanden geweſen war. Dieſen Gang ſelbſt hat man nicht wieder aufgefunden; allein beim Aufgraben des Fundaments, um eine kleine Waſſerleitung in die Küche des Wohnhauſes anzulegen, ſoll eine Thür von Metall mit vielen Inſchriften entdeckt worden ſein, die jedoch der Unverſtand der Finder ſofort wieder zerſchlagen hatte.

Ein andres merkwürdiges Gebäude, das noch ſteht, iſt das Hagenhaus. Auch dieſes Gebäude iſt von ungemein feſter Bauart, und diente vormals zum Provianthauſe, woher es auch ſeinen Namen führte. Eine Feuersbrunſt verzehrte zu Herzog Erichs Zeiten ſein Inneres, ohne ſelbſt durch die dreitägige Dauer des Brandes, das ſtarke Gemäuer nur im mindeſten zu beſchädigen. Später wurde es wieder ausgebaut und dient jetzt zum wirthſchaftlichen Gebrauch für den Amtshaushalt. Daß der untere Theil dieſes Gebäudes die Burgcapelle enthalten habe — wie die Sage überliefert — verräth ſich jetzt wenigſtens durch keine Spur. Es müßte dieſes vor dem

erwähnten Brande der Fall geweſen ſein, was nicht unwahrſcheinlich erſcheint.

Die übrigen früheren Gebäude dieſer Ritterburg ſind theils verfallen, theils als unbrauchbar mit unglaublicher Mühe, wegen ihrer Feſtigkeit, abgebrochen. Dieſes zuletzt gedachte, vandaliſche Loos traf im Jahre 1780 eines der ſchönſten Denkmäler alter Baukunſt, die höchſte Zierde dieſer Burg, den hohen und feſten Thurm, deſſen Mauern über 10 Fuß dick waren, der freilich keine andre Beſtimmung hatte, als die traurigſte — Gefangene zu verwahren. Die Ueberbleibſel des alten Schloſſes ſind ſchon gegen Ende des 17. Jahrhunderts abgebrochen. Es war dagegen ein herrſchaftliches Wohnhaus — jedoch nicht auf die Stelle des früheren — ſondern ungefähr in die Mitte des Umfangs der Burg erbauet. Dieſes Gebäude aber ſtand kein Jahrhundert. Da man es nicht geräumig genug fand, ſo wurde an die Stelle deſſelben das erwähnte größere und maſſive Haus erbauet. — Alle übrigen Wohn- und Haushaltsgebäude ſind ſämmtlich aus neueren Zeiten und von Stein erbaut. Sie bilden einen geräumigen, viereckten Platz, in deſſen Mitte das neue Amts- und Wohnhaus ſteht. Dieſes lehnt ſich mit der hintern Fronte in etwas ſchiefer Richtung an das alte Moſthaus, und ſteht übrigens nach allen Seiten hin frei, einen recht freundlichen Anblick gewährend.

So hat man hier das moderne Leben auf den ſechs Jahrhunderte alten, eiſenfeſten Bau gepflanzt, und jede maleriſch-romantiſche Schönheit alter Ritterburgen iſt damit verſchwunden. — Alle die alten, ehrwürdigen Erinnerungen, die im Munde des Volks immer mehr verſchwinden, ruhen nur noch in den Büchern der Geſchichte.

In dieſer Beziehung aber gehört das heutige Amthaus von Hardegſen zu den merkwürdigſten Denkmälern alter Zeiten.

Geſchichte.

Die Geſchichte weniger alter Burgen läßt ſich durch viele Jahrhunderte hindurch ſo genau verfolgen, als die der Burg Hardegſen.

Es möchte wohl ein Irrthum ſein,*) wenn angenommen wird, daß die Herren Conrad und Ludwig von Roſtorp im Jahre 1324 die erſten Erbauer der Burg Hardegſen geweſen ſeien, da geſchichtliche Ueberlieferungen noch viel höher hinaufführen. — Auch der Wortſinn der oben erwähnten Inſchrift in der Fenſterbrüſtung des Moſthauſes, ſteht dieſer Annahme nicht entgegen, indem die Worte: „Düt Hus" (dieſes Haus) dem Wortſinn nach nur auf dieſes allein ſtehende Moſthaus bezogen werden können. Man müßte ſonſt annehmen, mit dem Erlöſchen des alten Geſchlechts der Herrn von Har-

*) (wie der Prediger Domeier zu Hardegſen, Verfaſſer einer trefflichen, auch hier benutzten Monographie dieſer Burg, im 29ſten und 30ſten Stück des hanoverſchen Magazins von 1810, annehmen zu müſſen glaubte.)

deck im Mannsſtamme, ſei eine völlige Zerſtörung der alten Burg verbunden geweſen. Davon aber findet ſich in der Geſchichte derſelben keine Spur; im Gegentheil war der Uebergang derſelben auf die neuen Beſitzer ein friedlicher, durch Heirath.

Die alten Ritter von Hardeck, waren alſo ohne Zweifel die erſten Erbauer dieſer Burg auf einer Felſenecke, welche wohl ſchon früher den Namen „harte Ecke" getragen haben mag. Später erſt haben gegenüber andre Ritter eine kleinere Burg erbauet, die als neuerer Bau den Namen Niedeck (neue Ecke) führte, welchen denn auch das Geſchlecht der Erbauer derſelben angenommen haben mochte.

Beide ritterliche Familien wohnten einander zu nahe, um nicht in jenen alten ruchloſen Zeiten vielfältig in Hader und Fehde zu gerathen. Und das trieben ſie ſo lange bis endlich es den mächtigen Rittern von Hardeck einſt gelang mit ihren reiſigen Mannen die ſchwächere Burg Niedeck zu erſteigen, dort aber zerſtörten die übermüthigen Sieger den feſten Ritterſitz Niedeck mit Feuer und Schwert, verjagten oder tödteten die früheren Bewohner derſelben und bemächtigten ſich aller Güter dieſes geſtürzten Adelsgeſchlechts.

Von dieſer Zeit an ſtieg der Glanz und die Macht der Ritter von Hardeck. Viele Familien begaben ſich unter ihren Schutz, indem ſie in der Nähe der Burg ſich anbauten. — Allmählig verwandelte ſich der Name Hardeck in Hardegſen. So blühte das Geſchlecht bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als es im Mannſtamm erloſch. Durch Verheirathung der einzigen überlebend gebliebenen Erbtochter mit einem Herrn von Roſtorf, kam die Burg mit den ihr zugehörigen Fluren, Waldungen und Dorfſchaften an die neu aufblühende Familie dieſes Namens. — Dieſe nannte ſich ſo von ihrem altem Stammſitze, der Burg Roſtorp unweit Göttingen; von dort aber waren ſie in Folge der vielen Plackereien, womit ſie ihre Bauern und Hinterſaſſen drückten, ſchon früher vertrieben, ehe ſie durch den Beſitz von Hardegſen ein weiteres Feld für ihre Bedrückungen, Eigenmächtigkeiten und rohe Wildheit gewonnen hatten. Unter dieſen waren Wegelagerung und Raub nicht die geringſten ihrer Verbrechen. Endlich ereilte die ewige Gerechtigkeit auch dieſes reiche und mächtige Geſchlecht. Ihr Verhängniß ſollte ſich erfüllen. Sie hatten den Frevel auf's Höchſte getrieben, indem ein gräulicher Brudermord den Untergang einer adeligen Familie herbeiführte, die bis auf unſre Zeiten hätte blühen können, wenn ſie nicht den Fluch der Schuld auf ſich geladen hätte.

Glaubwürdige alte Geſchichtſchreiber erzählen, daß zwei Brüder Friedrich und Chriſtoph von Roſtorp, Söhne Ludwig VI., mancherlei Hader gegen einander gehegt, und endlich ſei die gegenſeitige Erbitterung derſelben ſo groß geworden, daß der jüngere der Brüder, Ritter Chriſtoph, ſeinen ältern Bruder, der auf der ſ. g. großen Steinkammer der Burg geſchlafen, im Bette überfallen, und den Wehrloſen meuchlings ermordet habe. Eine Volksſage dagegen mildert dieſen Mord dadurch, daß man wiſſen will, es ſei ein ritterlicher

Zweikampf geweſen, der auf dem Platze ſtattgefunden, wo jetzt der Holzhof liegt. — Die That ſoll im Jahre 1379 geſchehen ſein. — Welche Erzählung des Herganges die richtigere ſei, muß man dahin geſtellt ſein laſſen. Indeß wahrſcheinlicher ſcheint mir die Erſtere zu ſein, die mehr dem wilden, frevelhaften Character dieſer Brüder entſpricht, und in jenen geſetzloſen, rohen Zeiten, wo das zarte Ehrgefühl des franzöſiſchen Ritterthums dem deutſchen Ritter wenig eigen war, kam leider Meineid, Wortbrüchigkeit und Meuchelmord nicht ſelten im deutſchen Junkerthum vor. Zudem hatte jener Brudermörder noch eine eigennützige Abſicht, die ihn verdächtigte. Er war der Jüngere, und Meuchelmord war das einzige Mittel ihm zum Erben der Burg zu machen.

Otto der Quade (d. h. der böſe mit Beinamen) Herzog von Braunſchweig, hatte kaum dieſen Brudermord erfahren, als er beſchloß, unter dem Vorwand, das Blut des Erſchlagenen ſchreie um Rache, Vortheile für ſich ſelbſt und ſein Haus, durch Beſtrafung dieſer entſetzlichen Frevelthat zu ziehen. — In der Eigenſchaft als Landes- und Lehnsherr der Roſtorp'ſchen Güter, erklärte er die That — obwohl ſie nicht vom eigentlichen Lehnsträger, dem regierenden alten Herrn Ludwig ſelbſt begangen war, — für eine unheilbare Falonie und forderte die Burg Hardegſen als verfallenes Lehn zurück.

Der alte Ludwig von Roſtorp fühlte ſich empört durch die Ungerechtigkeit dieſes Anſinnens. Wie kann ich büßen für die Schuld meiner Söhne antwortete er, deren Hader und mehr noch dieſer Mord mich ohnehin ſchon zum unglücklichſten Vater gemacht hat. Er ſchwor, ſo lange vom Hauſe Hardeck noch ein Stein auf dem andern liege, würde er lebend nicht die Feſte übergeben. Er proteſtirte endlich feierlichſt, vor Gottes Angeſicht, gegen die Einmiſchung in den Familienſtreit eines adligfreien Geſchlechts, deſſen unglücklichen Ausgang ſein Sohn nur der Kirche zu büßen und mit der Geiſtlichkeit ſich deshalb abzufinden habe. — So frei war damals der deutſche Adel, daß er keinen Richter über ſich erkannte, als Gott und den Kaiſer, und in Familienſachen — bei der bekannten Autonomie des hohen Adels, — weder Gott noch Kaiſer fürchtete; und ſo rechtlos waren damals jene Zeiten, daß ein Mord ohne Kläger nie geſtraft, aber wenn die Verwandten des Gemordeten klagbar wurden, mit Gelde gebüßt werden konnte — und eine Geldbuße, oder ſonſt ein Opfer der Kirche dargebracht, war es auch, womit man Gottes Zorn verſöhnen konnte. —

So begriff denn der Herzog wohl, daß er auf dem Wege des Rechts und der Drohungen ſeinen Zweck, die Roſtorp'ſchen Güter einzuziehen, nimmer erreichen werde; da gab es alſo eine, ſeinem kriegeriſchen Geiſte willkommene Gelegenheit zu einer tüchtigen Fehde, und mit einem, für damalige Zeiten nicht unbeträchtlichen Heere von Vaſallen und reiſigen Knechten, rückte er im Frühjahr 1380 vor dieſe feſtummauerte Burg. Indeß Mauern und Gräben, ſo wie das ſchwere mit Eiſen beſchlagene Thor, vereitelten ſeine Bemühungen. Die Mannſchaft auf der Höhe der Mauerzinnen ſpottete der

zwerghaften Ritter und Reiſigen, wie ſie von oben herab in der Thal-tiefe erſchienen, und wenn ſich Abtheilungen derſelben zum Sturm-lauf naheten, ſo wurden ihre Reihen durch wohlgezielte Pfeilſchüſſe gelichtet, oder durch die mächtigen, weittragenden Steinſchleudern und Wurfmaſchinen, die auf der Höhe des unangreifbaren Thurmes auf-geſtellt waren, wurden Mann und Roß zerſchmettert. Dagegen prallten die von den Belagerern geſchleuderten Felſenſtücke von feſten Gemäuer, nur geringe Beſchädigungen zurücklaſſend, ab.

Im Innern der Burg herrſchte indeß lange nicht der fröhliche Muth, den die Belagerten auf der Mauerzinne zeigten. Die Bela-gerung war zu ſchnell und zu unerwartet gekommen, um die Burg auf lange Zeit vorher verproviantiren zu können, — eine Sache, die man ohnehin damals noch nicht ſo gut verſtand, als in unſern Tagen. Zu dem führten die rohen Junker von Roſtorp ein ſtrenges Haus-regiment, das auf den Dienſtleuten um ſo unerträglicher laſtete, je mehr ſie durch ihre Lage und Einſperrung in die übelſte Laune ver-ſetzt wurden; ſo mochte denn der vom Gram gebeugte, alte Herr früher ſchon vorausgeſehen haben, daß wenn auch die unverwüſtlichen Mauern der Burg den ohnmächtigen Steinſchleudern der Belagerer noch lange widerſtehen konnten, dennoch es keinen Schutz gebe gegen dieſe Hungersnoth und drohende Meuterei im Innern. — Da ent-ſchloß ſich endlich der ſo ſchwer gebeugte Greis mit ſeiner hoch-bejahrten Gattin zu entfliehen; und der nur ihm und dem alten Burgwart bekannte unterirdiſche Gang bot ihnen den Fluchtweg dar. — Noch einmal durchwandelte der alte Mann alle Gänge und Ge-mächer ſeiner ſchönen Burg, betete in der Hauscapelle knieend auf dem Grabſtein ſeines gemordeten Sohnes und ſchien mit Schmerz von jedem lieben, trauten Fleckchen Abſchied zu nehmen. Abends vorher, als die Sonne ſank und den fernen Horizont vergoldete, ſah man noch einmal den alten, weißharigen Burgherrn aus einem der im Abendgolde glänzenden Fenſter nach dem andern ſchauen, und um Mitternacht, trat er an der Hand ſeiner hohen, ernſten Gemah-lin, in Bettlergewänder gehüllt, in die große, unheimliche Steinkammer, wo der verhärtete Brudermörder — jetzt der Anerbe der Burg, im feſten, bleiernen Schlafe lag, während ſein jüngſter und Lieblingsſohn Idan — ein ſchöner, hochaufgeſchoſſener Knabe von 16 Jahren — auf der Mauer umging, die Wachen zu viſitiren und die Unzufrie-denen, die ihn liebten, zu beſchwichtigen, damit nicht der Feind durch nächtlichen Ueberfall die Burg überrumpele. — Es ſchmerzte den alten Mann, dieſen zarten Liebling nicht noch einmal ſegnen zu kön-nen vor ſeinem Scheiden, denn ihm ahnete, daß er ihn hienieden nicht wiederſehen werde. Dagegen ließ er durch ſtarkes Rütteln und Ru-fen den ſchlafenden Kain wecken, mit dem er ſeit dem ſchrecklichen Brudermorde noch kein Wort wieder gewechſelt hatte, und in der weichen Stimmung, die ſich jetzt in der ſo ſchweren Scheideſtunde von der Burg ſeiner Väter ſeiner Seele bemächtigt hatte, verzieh er dem verlorenen Sohne, und gab ihm ſeinen väterlichen Segen.— Der verſtockte Böſewicht aber blieb hart bei dieſer rührenden Scene,

welche das Windlicht, das der Knecht im düſtern Gemach an der gewölbten Eingangsthür ſtehend hielt, nur mit einigen Streiflichtern beleuchtete, und die viel härtere Mutter — eine hohe, magere Matronengeſtalt — trat an das Bett des Verſtockten, murmelte ihm ihre Verwünſchungen zu, und ſchied mit einem gräßlichen Mutterfluche zwiſchen den Zähnen.

So, mit tief bekümmertem Herzen, ſtieg die alte Burgherrſchaft, durch die Unthat ihres Sohnes vertrieben, hinab in den tiefſten Keller der Burg. Hier hob der alte Knecht, der ſie gleichfalls im Bettlergewande begleitete, mit einer Brechſtange die Steinplatte auf vom Boden, welche die verroſtete eiſerne Thür deckte, deren mächtige Riegel und Schlöſſer nur mit Mühe geöffnet werden konnten. Nun ſtiegen ſie auf einer ſchmalen Steintreppe noch an funfzig Stufen hinab in die Tiefe, und ſchritten dann weiter auf dem feuchten Modergrunde, im engen gewölbten Gange, bis endlich nach einer Stunde ihnen friſche Nachtluft zuwehte. — Im dichteſten Dornengebüſch des Waldes war die Ausmündung dieſes unterirdiſchen Ganges von Steingeröll locker verſchloſſen, und erſt nachdem der Knecht dieſe fortgeräumt hatte, konnten ſie in's Freie hinaustreten. Zuvörderſt wurde Alles wieder in vorige Ordnung gebracht, dann die Flucht fortgeſetzt, durch Dornen und Diſteln vielfach gehemmt, welche die zerriſſenen Kleider der Flüchtigen noch mehr zerfetzten, und dazu Hände und Antlitz blutig riſſen. So von leiblichen und Seelenſchmerz gepeinigt, erreichten die edlen Flüchtlinge endlich Göttingen, wo ſie ein adliges Haus beſaßen. Dort aber mußten ſie ſich verborgen beim Hausmann aufhalten, um den braunſchweigiſchen Spähern nicht in die Hände zu fallen; allein Schmerz und Anſtrengung hatte die beiden Alten auf das Siechbett geworfen, und ſie lebten noch eben lange genug um am erſten Oſtertage die Nachricht zu empfangen, daß in der Nacht zuvor die Burg durch Meuterei und Verrath im Innern dem Feinde geöffnet ſei, — da erloſch in Schande und Entſetzen, beſonders aus Angſt und Beſorgniß über ihren jüngſten Lieblingsſohn, das ſchwache Lebensfünkchen der beiden Alten, und ſchmerzvoll ſtand eine Stunde ſpäter der junge Idan — der auf demſelben Fluchtwege ſich gerettet hatte, vor den Leichen ſeiner geliebten Eltern, mit denen er nun auch das Letzte im Leben verloren hatte. — Der ältere Bruder wollte die Leichen nicht ſehen, und ließ ſie im Stillen in der Pauliner Kirche beiſetzen.

Der Hausmann, bei dem ſie gelegen, erzählte, der alte Herr habe vor ſeinem Ende ſeinen Notar und Geſchäftsmann rufen laſſen, mit dieſem Vertrauten aller ſeiner Geld- und Familienangelegenheiten lange und öfter verkehrt, und ſich dabei jedesmal mit ihm eingeſchloſſen. — Da meinte der habſüchtige Brudermörder, es habe der Alte wohl heimlich gerettete Schätze bei ihm deponirt, oder ein Teſtament errichtet, und ſo überfiel er eines Abends den alten Rechtsgelehrten in ſeinem Cloſet, ihm, durch Drohungen zwingend, zu verrathen, was der alte Herr mit ihm verkehrt habe, und ſo kam es denn an den Tag, daß derſelbe, noch ehe die Burg überrumpelt war,

dieſelbe an den Herzog Otto verkauft hatte, mit der hinzugefügten Bedingung, daß Leib und Leben ſeines Lieblingsſohns Jdan geſchont werden ſollte.

Mit jenen beiden Söhnen des alten Herrn von Roſtorp waren auch die beiden Söhne deſſelben Ehrhardt und Günther, nebſt noch einigen weiblichen Gliedern dieſer geſtürzten Adelsfamilie entflohen. Herzog Otto ließ zwar ihre Perſonen ungefährdet, zog aber außer Hardegſen auch alle die übrigen Roſtorp'ſchen Güter: Harſte, Gladebeck und halb Moringen als verwirkte Lehne ein. — Jdan wuchs unter drückender Armuth heran. Das Unglück hatte ſeinem Charakter jene ſchöne Milde und Genügſamkeit gegeben, die das beſcheidene, aber dauernde Glück des Lebens ausmacht. Er fand ein armes Fräulein, ſchön und tugendſam, das dem mittelloſen Junker Herz und Hand weihte, und baute ſich ſpäterhin zu Aſcha, unweit Hardegſen, ein beſcheidenes Häuschen, veränderte ſeinen Namen und baute Garten und Feld mit eigenen Händen. Nach ſeinem Wohnort hatte er ſich von Aſcha genannt. Sein Geſchlecht blühte noch 200 Jahr, ehe es gleichfalls erloſch. Durch Fleiß und Genügſamkeit war das Geſchlecht der Herrn von Aſcha wieder zu einigem Wohlſtande gediehen.

Chriſtoph der Brudermörder war ſpurlos verſchwunden. Indeß erhielten ſeine Söhne Ehrhard und Günther nach einigen Jahren aus beſonderer Milde des Herzogs von den eingezogenen Roſtorp'ſchen Beſitzungen das Gut Gladebeck in Lehn zurück, deſſen Namen ſie denn auch ſtatt ihres alten erlöſchenden Familiennamens führten. Der Aeltere, Ehrhard, ließ ſich zu Gladebeck nieder, der Jüngere, Günther, wurde nach dem Erlöſchen der Rumaiſchen Familie mit dem freien Burgmannshofe in dem Orte Hardegſen, den jene Familie als Afterlehn beſeſſen, belehnt; dieſer Hof gehört jetzt einer Familie Namens Page. —

Nie hat wohl die Kritik ſtörender eingegriffen in ein romantiſches Gebilde der Vorzeit, als jene Erklärung die ein gewiſſer Wolf in ſeiner Schrift: „das Geſchlecht der edlen Herrn von Roſtorf" (Göttingen 1812. 4.) zu Tage förderte, indem er aus einer Urkunde vom Jahre 1379 — demſelben, in welchem Hardegſen erobert war, — nachgewieſen zu haben glaubte, daß Ludwig von Roſtorf die Veſte Hardegſen und Mohringen dem Herzoge Otto von Braunſchweig verkauft habe. Und damit leugnete er friſch weg den ganzen Brudermord und die Belagerung und Eroberung der Veſte, wovon die ſtarken Mauern jetzt noch Spuren tragen, Thatſachen, welche die Sage und achtbare alte Geſchichtſchreiber erzählen. Sollte ſich nicht füglicher annehmen laſſen, daß der alte Ludwig von Roſtorf, als er aus der Burg entflohen, und Alles verloren geſehen habe, dieſelbe dem Herzoge zu Kaufe angeboten habe, um wenigſtens das Leben der Belagerten zu retten, von dem geringen Ertrage der Kaufgelder leben zu können, und daß dieſer gern die Gelegenheit ergriffen, für ſeine Gewaltthat auch den Rechtstitel zu gewinnen, um vor der Welt

gerechtfertigt zu erſcheinen, wenn er ſich durch Gewaltthat in den wirklichen Beſitz der Burg geſetzt haben würde.

Und ſo war denn das edle Geſchlecht der Herren von Roſtorp dem Namen nach erloſchen, und die Burg Hardegſen trat in ihre glänzendſte Periode, als Reſidenz fürſtlicher Bewohner.

Die Burg ſelbſt mit ihrer ſchönen und feſten Bauart, hatte für den herzoglichen Eroberer ſo viel Reiz, daß er bald ſein fürſtliches Hoflager dorthin verlegte, und damit erlangte ſie ihre höchſte Glorie, manche Verſchönerung und neuen Zuwachs an Gebäuden; aber ſie wurde auch der Schauplatz roher Zügelloſigkeit und neuer frevelhafter Thaten.

Noch vierzehn Jahr lang lebte dieſer unruhige Herzog dort; indeß war ſein Aufenthalt auf dieſer liebgewonnenen Burg durch zahlloſe Fehden und auswärtige Kriege unterbrochen, in die er ſtets verwickelt war. Endlich hatte er ſich ſogar den päpſtlichen Bann zugezogen, und ſo ſtarb der excommunicirte Fürſt — einer der wildeſten ſeiner Zeit — in zurückgezogener Stille auf ſeiner lieben Burg Hardegſen, am 13. December 1394. — Da er vom Bannſtrahl, der ihn getroffen hatte, noch nicht losgeſprochen war, ſo verweigerten ihm die Pfaffen ehrliches Begräbniß in geweihter Erde. Lange vergebens verwendete ſich dafür ſeine fromme Schweſter, die Aebtiſſin vom Kloſter Wibbrechtshauſen bei Gandersheim war, beim Papſt. Endlich erhielt ſie die Erlaubniß dem Leib ihres fürſtlichen Bruders in ihrem Kloſter eine letzte Ruheſtätte zu gewähren, gegen Ablegung des Gelübdes, ein Jahr lang barfuß als Büßerin in die Kirche gehen zu wollen, doch war dieſe Erlaubniß noch durch eine ſchimpfliche Bedingung erſchwert, daß nämlich der Herzog nur unter der Dachtraufe der Kirche begraben werden dürfe. Allein die Aebtiſſin wußte die Härte dieſes Gebots zu mildern, und gewiſſermaßen zu umgehen, indem ſie über ſeine Grabſtätte eine Kapelle erbaute, die ihren Eingang von der Kirche her hatte. Dort zeigt man noch heute deſſen Grabſtein, auf welchem Herzog Otto der Quade in Lebensgröße, auf einem Catulo ſtehend, — als Andeutung daß er zum Stamm der Welfen gehöre — und mit der goldenen Sichel um den Hals, die er zur Erinnerung an ſeine Eroberung der Burg Sichelſtein bei Mörden, ſchon im Leben trug, abgebildet iſt.

Seine Wittwe Margarethe, eine Tochter des Herzogs von Bergen, eine fromme mildthätige Fürſtin, durchlebte noch achtundvierzig Jahre lang nach ſeinem Tode ihren erbaulichen Wittwenſtand auf der Burg Hardegſen. Sie verſtarb dort im hohen Greiſenalter, und wurde in der Kirche vor dem Hochaltar beſtattet. Durch Gebete und gute Werke hatte ſie geſucht die Sünden ihres im Bann verſtorbenen Gemahls zu ſühnen und zu büßen.

Nach ihrem Tode, im Jahre 1442 hielt ſich ihr Sohn, der Nachfolger in der Regierung ſeines Vaters, Herzog Otto der Einäugige, dort nicht ſelten auf. Doch von Geldnoth bedrängt, verſetzee er, mit Bewilligung der Landſtände, das ganze Land Göttingen mit der Burg Hardegſen für 10,000 rheiniſche Goldgülden — damals eine unge-

heure Summe — an ſeinen Lehnsvetter, Herzog Wilhelm den Aeltern zu Braunſchweig, der zu Kalenberg reſidirte. Herzog Otto hatte keine Leibeserben, und dachte daher auch nicht auf die Wiedereinlöſung der Burg, weshalb er auch niemals Hardegſen beſuchte. Zudem war Herzog Wilhelm ſein Nachfolger und Erbe. Dieſer hielt ſich auch des Beſitzes ſo ſicher, daß er noch bei ſeinem Leben das Fürſtenthum Göttingen an ſeinen Sohn, Wilhelm den Jüngern abtrat, und dieſer wählte die ſchöne Burg Hardegſen zu ſeiner Reſidenz; das Letztere jedoch erſt nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1463. — Im Jahre 1491 überließ dieſer, Herzog Wilhelm der Jüngere benannt, im hohen Lebensalter, die ihm beſchwerlich werdenden Sorgen der Regierung an ſeine beiden Söhne, unter denen er die braunſchweigiſchen Erblande theilte. Nur Göttingen mit der dazu gehörigen Landſchaft behielt er ſich vor, nebſt einer Summe von 10,000 rheiniſchen Gulden, die ihm jene zahlen ſollten. — Auch dieſer letzten Regierungsſorge entledigte er ſich bald, indem er das Land Göttingen, deſſen Beſitz ihm nicht weniger ſtörend geworden war, für die Ruhe ſeines Alters, ſeinem Sohne Erich abtrat. Nur Hardegſen, Minden und Uslar, nebſt einer Summe von 2500 Gulden bedung er ſich zur Leibzucht. So für die Ruhe und Behaglichkeit ſeines hohen Alters ſorgend, lebte er noch mehrere Jahre auf ſeiner Burg Hardegſen, und verblich dort am 4. Julius des Jahrs 1503.

Während ſeiner langen Regierung hatte es ſich zugetragen, daß ſein Bruder Friedrich, — dem das Kalenbergſche zugefallen war — ihm die, im Jahre 1466 in einer Fehde der Braunſchweigiſchen Herzöge mit den Hanſeſtädten, gefangenen göttingiſchen Bürger auf die Burg Hardegſen zur ſichern Verwahrung ſandte. Der fürſtliche Burgherr nahm das ſeltſame Depoſitum getreulich an, und ließ die armen Gefangenen theils in dem oben beſchriebenen Thurm, theils in den hohen Kellern des Moſthauſes verwahren. Ja noch mehr, durch eine ſeltſame Fügung des Geſchicks, die man für eine vergeltende Nemeſis halten ſollte, traf den, der ihm dieſe Gefangenen zugeſendet hatte, daſſelbe Loos.

Es hatte ſich nämlich Herzog Friedrich zum Kalenberge verleiten laſſen, der Stadt Hildesheim Beiſtand zu leiſten in ihrer Fehde mit ihrem Biſchof, Barthold von Landsberg, zu deſſen Verbündeten der Herzog Wilhelm und deſſen Sohn Heinrich gehörte. So waren beide Brüder in eine feindliche Stellung gegen einander gerathen, und Herzog Wilhelm zog eines Tages, ſeinen Bundespflichten getreuer als ſeiner Bruderliebe, vor das Schloß Kalenberg. Arglos wurden dem Bruder des Burgherrn die Thore geöffnet, und nun entblödete er ſich nicht als Gegendienſt für dieſes Vertrauen, ſeinen Bruder, der ihn verſöhnt glaubte, und ihm mit offenen Armen entgegen kam, in deſſen eigenen Schloſſe gefangen zu nehmen und ihn in eben jenes Burgverließ einkerkern zu laſſen. Dieſe Gräuelthat geſchah im Jahre 1485. — Den armen Gefangenen aber ergriff eine an Wahnſinn gränzende Melancholie über dieſe empörende Treuloſigkeit ſeines Bruders. Dazu gedrückt von der Härte ſeiner Ge-

fangenſchaft, überlebte er nur noch kurze Zeit den verhängnißvollen Tag ſeiner Einkerkerung.

Das war nun ſchon der zweite Brudermord innerhalb der Ringmauern dieſer ſchönen Burg — wer mag wiſſen, welche im Geheim verübte Verbrechen ihre Geſchichte noch ferner beflecken würden, könnten die Steine reden. —

Erſt im Jahre 1503 verſtarb dieſer grauſame Herzog Wilhelm der Jüngere, ſein unglückliches Opfer noch acht Jahr lang überlebend. —

Aus dem Leben ſeines Sohnes und Nachfolgers in der Regierung, des ſchon erwähnten Herzogs Heinrich des Aelteren, iſt noch manche Unthat zu berichten, welche in die Geſchichte jenes Herzogs Wilhelm hineinragt.

So war es noch bei deſſen Lebzeiten, als ſein Sohn Herzog Heinrich, dem er die Hälfte ſeines Landes bereits abgetreten hatte, mit ſeinem Vater in Streit und Fehde gerieth, die Burg Hardegſen unerwartet überfiel, den eigenen Vater aus dieſem Aſyl ſeines Alters vertrieb und ſich ſelbſt darin feſtſetzte. Indeß im Jahre 1491 mußte er dieſe Burg dem alten Herrn wieder einräumen und ſich nach ſeiner Reſidenz Wolfenbüttel zurückziehen. —

Aber Herzog Heinrich war ein unruhiger Kopf, der ohne Raub und Fehde nicht leben konnte. Als er im Beſitz der feſten Burg Hardegſen war, glaubte er ſich dort aus dem ſicheren Hinterhalte Alles erlauben zu dürfen. Er befehdete ſeinen Vetter Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, weil dieſer den Bürgern von Hildesheim und andern Städten gegen ihren Biſchof beigeſtanden hatte, und wie gewöhnlich in jenen Zeiten: die armen, unſchuldigen Unterthanen mußten büßen für die Thaten ihrer hohen Herren; ſo vergriff ſich denn auch der Herzog Heinrich am Leben und Gute der Unterthanen ſeines Gegners, indem er mit reiſiger Macht in die reiche und fruchtbare Eimbeckſche Börde einfiel, dort großen Raub an Vieh und Früchten zuſammentrieb, und die Beraubten zwang ihre Habe und Gut ſelbſt auf die Burg Hardegſen in ſeinen Gewahrſam zu ſchleppen.

Dieſes Räuberleben gefiel ihm, da es ihn bereicherte ohne andere Mühe als einige abentheuerliche Züge, die ſeines Herzens Luſt und Wonne waren. So unter Andern fiel er, gleichfalls von Hardegſen aus, den Göttingern in das Amt und Gericht Friedland, welches dieſe damals pfandweiſe in Beſitz hatten, raubte vieles Vieh und ließ es ebenfalls nach ſeiner feſten Raubburg bringen. Damit noch nicht zufrieden, zog er ſchon nach wenigen Tagen einer ſchwelgeriſchen Ruhe, mit ſeinen wilden Rotten abermals von Hardegſen aus, aber dieſes Mal um zu ſengen und zu brennen, und die allgemeine Noth durch Raub und Mord zu erhöhen. So gingen unter ſeiner Brandfackel Wehnde, Noringen, Geismar, der Hof zu Immenſee, Roſtorf, Grene, Holtenſee und noch manche andere Dörfer, Flecken, Höfe und Schlöſſer in Flammen auf, und nachdem ſo dieſer fürſtliche Wüthrich den Himmel und die Erde durch ſeine Schandthaten geröthet hatte,

zog er ſich in die feſte Burg Hardegſen zurück, mitſchleppend, was des Mitnehmens werth war; doch kaum war der Raub dort geborgen, ſo fiel der Unerſättliche in das Amt Aſſeburg ein, verbrannte den Herren und Bürgern von Braunſchweig ihre Dörfer und trieb ihnen alles Vieh fort.

Wenig half es den von Hardegſen aus zu erweiſenden Gründen, daß Herzog Heinrich ſich mit ſeinem Vater wieder ausgeſöhnt, und ihm die zur Raubburg herabgeſunkene, ſchöne Feſte zurückgegeben hatte; im Gegentheil verdoppelte ſich damit die Macht jener fürſtlichen Räuber. Mit ſeinem Vater gemeinſchaftlich an vierzig ſchwer gewappnete Reiſige führend, zog er am 26. Februar 1486 abermals von Hardegſen aus, um Diemarden, ein Vorwerk der Stadt Göttingen zu plündern, den Meier daſelbſt gefangen zu nehmen und nach Hardegſen zu führen. Die von Göttingen gebrauchten dagegen Repreſſalien, die ebenfalls nicht die fürſtlichen Räuber, ſondern ihre armen Unterthanen und Hinterſaſſen trafen. Sie entſandten eine dicht gedrängte Maſſe von Reiſigen und Knechten, zu Fuß und zu Roß, welche die tapfern Hauptleute Hans von Dransfeld und Hans Reſen führten, in das Obergericht Hardegſen. Dort fielen ſie am 4. März deſſelben Jahres ein, plünderten und verbrannten die Dörfer Hattenſen, Ellierode, Schlarpe und Lichtenhorn. Zu gleicher Zeit benutzten die Bürger von Nordheim dieſen Einfall in das Gebiet jener räuberiſchen Fürſten, um auch ihrerſeits eine Scharte auszuwetzen; Ettinghauſen und Leiſtenrode wurde von ihnen ausgeplündert und gingen in Flammen auf, unter ihrer Brandfackel.

Herzog Wilhelm aber war nicht der Mann der einen ſolchen Ueberfall ungerächt ließ. Am 29. Junius zog er gegen die Nordheimer aus von Hardegſen, und verheerte ihnen alle Feldfrüchte, ſogar den Hopfen, Mohn und Kraut ließ er, nutzlos für ihn ſelbſt, in ihren Gärten abſchneiden; ſodann wendete er ſich gegen Göttingen, um auch dieſe übermüthigen Bürger zu züchtigen, und das geſchah indem er ihnen am 27. September ihre Schaafheerden davon treiben ließ, und verſchiedene Gefangene abnahm, die er auf Hardegſen feſtſetzen ließ.

Der ältere Bruder jenes ruheloſen und fehdeluſtigen Heinrich hielt ſich nach dem Tode ſeines Vaters gern auf der Burg Hardegſen auf, wo er auch erzogen war. Um dieſe Zeit entſtand dort eine Feuersbrunſt, welche mehrere Gebäude des Schloſſes, und beſonders die kleinen Wohnhäuſer der Dienſtleute und Hinterſaſſen der Burg in Aſche legte. Ganz das Gegentheil der rohen Naturen ſeines Vaters und ſeines jüngern Bruders, kam er von Münden hieher, verweilte einige Zeit auf ſeiner Burg, und half den Abgebrannten durch Rath und That, indem er reichliche Gaben an ſie austheilte.

Auch die letzten fürſtlichen Bewohner von Hardegſen walteten verſöhnend dort in jener Burg, die während der Jahrhunderte des rauhen Mittelalters faſt unausgeſetzt der Sitz von Verbrechen und Gräuelthaten geweſen war.

Der Sohn und Nachfolger jenes milden Herzogs Erich, — Herzog Erich der Jüngere genannt — war zwar nicht in Hardegſen, ſondern in Minden erzogen; jedoch kam er mehrere Male auf die Burg ſeiner Väter, und reſidirte dort einige Zeit. Deſto länger blieb ſeine Gemahlin, die Herzogin Sidonia, eine Tochter Heinrichs des Frommen, Herzogs von Sachſen, dort wohnen. Fromm und gottesfürchtig wie ihr edler Vater, ertrug ſie dort in einſamer Stille den Mangel an ehelicher Liebe ihres Gemahls und während dieſer auf Römerzügen im fernen Lande Italia ſich befand, oder ſonſt am Hoflager des Kaiſers oder auf Reichstägen und andern Reiſen umherzog, genoß die Herzogin des troſtreichen Zuſpruchs einer vertrauten Freundin, der frommen Wittwe Fuchſie, die ihr jedoch im Jahre 1560 durch den Tod entriſſen wurde. Nun war ihr der längere Aufenthalt auf Hardegſen zu öde und troſtlos geworden, und die gottesfürchtige Fürſtin verlegte ihre Reſidenz nach Erichsburg. — Seitdem hat keine fürſtliche Perſon dort wieder reſidirt.

Welch' ein Bild des heilloſen Treibens in jenen geprieſenen Jahrhunderten des ritterlichen Mittelalters gewährt dem Beobachter dieſe getreue Specialgeſchichte ſchon, von dieſer einzigen Burg! — Welche Rohheit und zügelloſes Walten der Leidenſchaft, welcher Mangel an Recht und Gerechtigkeit — Treuloſigkeit, Meineid, Brudermord und Verbrechen gegen die Pietät waren an der Tagesordnung, ohne daß deshalb ein ſo hochgeſtellter Schänder der ritterlichen Ehre und deutſchen Treue vom Kaiſer zur Rechenſchaft gezogen, oder von ſeinen Standesgenoſſen übler angeſehen worden wäre. Der Unterthan war damals der Früchte ſeines Fleißes, kein Menſch ſeines Lebens und Leibes ſicher. — Nur bei den Frauen jener Zeit, die von der Rohheit der Männer ſo viel zu leiden hatten, herrſchte noch Zucht, ehrbare Frömmigkeit und Sitte. — Welcher Unzufriedene mit der Gegenwart könnte ſich jene rechtloſen Zeiten zurückwünſchen? —

Seitdem wurde Hardegſen als fürſtliches Amt benutzt.

H. E. R. Belani.

Sage vom Raben zu Merſeburg. *)

Es war im Jahre 1424, als der Biſchof zu Merſeburg, Thilo von Throta, (Trotta, Trott) eine große Jagd anſtellte, wozu er auch ſeinen Freund, den Biſchof Gehrhardt von Meißen, mit einlud. Schon forderte Hörnerklang die Waidluſtigen zum blutigen Vergnügen auf, da begehrte Thilo von ſeinem Jagdroſſe herab von ſeinem alten, im Dienſte ergraueten Johann noch einen Becher glühenden Weines. Als dieſer ihm den Becher reichte, rannte der hitzige Ulrich, der Jäger, in ſeiner Jagdbegier aus Unvorſichtigkeit den Johann an, und der Wein floß über des Biſchofs Hand und ſeine Kleider. Vom Schmerz des Brandes ſeiner Hand, und von ſeiner Diener Ungeſchicklichkeit zur Wuth gereizt, ſprang der leicht erzürnte Thilo von ſeinem Roſſe, und ſchlug ſie Beide mit ſeinem Jagd=Speere, daß alle Umſtehenden und beſonders der Biſchof Gehrhardt blutige Thränen hätten weinen mögen. Wie billig, machte Gehrhardt dem bald wieder beſänftigten Thilo über ſeine ſchnell aufbrauſende Hitze die verdienten Vorwürfe, und weil Thilo ſein Unrecht auch einſah, ſo gab er dem Gehrhardt das Verſprechen, dieſe Hitze in Zukunft zu bekämpfen, ja ſie wechſelten deshalb gar ihre goldenen Reife am Finger, damit, wenn Thilo des Ringes vom Freunde anſichtig würde, er ſeiner Hitze und ſeines Gelübdes gedächte. Nun hielt Thilo zur Kurzweil ſich einen Raben, der in des Biſchofs Schloſſe frei umher=

*) Da dieſe Sage in der Beſchreibung von Merſeburg zu berühren vergeſſen worden, ſo möge ihr hier noch ein Räumchen vergönnt ſein. —

Die Redaction.

laufend, mehr Gunſt genoß als manches Chriſtenkind ſich von ihm zu erfreuen hatte. Der Jäger, auch nach des Biſchofs Wohlwollen haſchend, hatte dem Raben, der Marcus gerufen ward, einige Worte gelehrt, und war, beiläufig geſagt, gerade nicht des alten Johann Freund, ſondern ſuchte dieſen vielmehr aus ſeines Herrn Gunſt zu verdrängen. Plötzlich vermißte der Biſchof eines Morgens beim Ankleiden ſeinen Ring und eine goldene Kette, welche beide er Abends zuvor in das gewöhnliche Käſtchen über ſeinem Bette gelegt hatte, doch ohne dieſes vielleicht zu verſchließen. Schnell ließ er ſein ganzes Hausgeſinde ſich verſammeln und ſtrenge Nachforſchung anſtellen, doch keiner wollte Ring und Kette nur irgendwo geſehen haben. Da rief mit einem Male eine Stimme: „Hans Dieb! Hans Dieb!“ Es war der Rabe, und da man von ihm dies friſch gelehrte Wort noch nicht gehört hatte, ſo hielt man dieſen Ausruf für eine Gottesfügung zur Entdeckung des Diebes, und für ein Gottesurtheil. Flugs ergriff man den alten Johann, und warf ihn als verſtockten Lügner und Heuchler auf die Folter, und ſiehe! was nicht der Schmerz wirkt, er geſtand nicht blos Etwas als gethan, was er doch nicht gethan hatte, ſondern unter den gräßlichſten Qualen gab er ſelbſt ſeinen Geiſt auf. —

Da kehrte unverſehends der Biſchof Gehrhardt bei dem Thilo ein, und ſagte ihm: „Freund, mein Ring von Dir iſt zerbrochen, was hat dies zu bedeuten?“ Schwer betroffen von dieſem Worte, gedachte ahnungsvoll Thilo ſogleich des alten Johann, und wie ſiedendes Blei rann ihm das Blut durch die Adern. War Johann dennoch vielleicht unſchuldig geweſen, hatte er unſchuldig auf ſeinen Machtbefehl die treue Seele aushauchen müſſen? Dieſer quälende Gedanke ließ ihm von Stund' an Tag und Nacht keine Ruhe, und dabei gedachte er auch immer wieder ſeines ſchnell auflodernden Zornes, als deſſen Opfer Johann gefallen war, und ſeines gegebenen Verſprechens.

In ſolchen Trübſinn verlebte der Biſchof mehrere Jahre. Da fiel es ein Mal ihm ein, zu ſeiner Zerſtreuung ein großes Bankett zu geben, wozu er viele Freunde einlud. Den Abend erhob ſich ein heftiges Gewitter mit dem wüthendſten Sturme, der Bäume und Häuſer niederwarf. Da wurde es auch den Spielern und Pfeifern Angſt, und der Jubel verſtummte. Statt deſſen drang die Kunde unter die beſtürzte Menge, der alte Thurm im Schloßhof mit ſeinem Rabenneſt ſei eingeſtürzt, und der Troß der Diener eilte die Stiegen hinab, um zu ſehen, ob es der Hülfe irgendwo bedürfte. Da erglänzte plötzlich zu aller Erſtaunen der Ring und die Kette in dem Rabenneſte, und unwillkürlich entfuhr Allen der Ruf: „Der arme Johann!“ Als das der Biſchof hörte, ward er ſehr traurig, denn wenn gleich heftig, ſo war er von Herzen doch gutmüthig. —

Die Gäſte zerſtreueten ſich. Der Biſchof ward nie wieder fröhlich, und damit auch andere Brauſeköpfe nach ihm eine Warnung hieraus erhalten möchten, ſo beſtimmte er, es ſolle für ewige Zeiten ein Rabe

hier erhalten und gefüttert werden, und wer ihn füttere, ſolle jährlich dafür zwölf Scheffel Korn und zwölf Reichsthaler erhalten. Dazu ſetzte er ein Vermächtniß aus, das bis jetzt im Gebrauche iſt, und wer von den Leſern ſich ſelbſt davon überzeugen wollte, der mag nach Merſeburg reiſen, da wird er noch jetzt am Schloſſe einen muntern Raben im Käfige finden, und einen Mann, ſeinen Wärter, der pünktlich ihn futtern muß.

Anmerkung. Etwas abweichend wird auch erzählt, der Ring ſei in einem Rabenneſte auf einem Baume unfern des Schloſſes gefunden. Desgleichen ſollen jetzt nur ſechs Scheffel Korn ꝛc. aus dem Vermächtniß geliefert werden, ſtatt der übrigen ſechs Scheffel aber ein verhältnißmäßiges Quantum Fleiſch u. ſ. w.

W. Schönichen.

87.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die Harzburg.

Harzburg.

Von allen Burgen, die ſtolz und kühn ſich auf dem Rücken des Harzes erhoben, iſt keine ſo berühmt geworden, als die Harzburg. Die dunkle Sage weiß gar Manches von ihr zu berichten, was neuere Forſchungen ernſt zurückgewieſen haben; aber auch die Geſchichte erzählt uns des Merkwürdigen viel, das einſt in ihren Mauern ſich zugetragen hat, und wovon hier leider nur kurze Andeutungen gegeben werden können.

Auf der Nordſeite des Brockens, da wo die Ocker durch ein ſchattiges Thal ihre kühlen Fluthen trägt, erhebt der Sachſenberg ſein ſtolzes, auf Grünſtein emporgethürmtes Haupt. An ihn lehnt ſich, aus Thonſchiefer gebildet, frei in das flache Land hineintretend, der Berg, auf dem einſt die ſtolze Kaiſerburg ſich erhob. Nicht die Natur allein, auch Menſchenhand hat ſeinen Rücken geebnet, der faſt in ſeiner ganzen Mitte durch einen immer noch tiefen Graben in zwei Hälften getheilt iſt. Steil erheben ſich die Wände des Berges nach Süden und Weſten zu; im Nordweſten, etwa hundert Fuß unter ſeinem Gipfel, iſt von dem Hauptberge eine kleinere Spitze abgetrennt, die einſt zur Vorhuth der eigentlichen Harzburg diente, und welche jetzt der kleine Burgberg genannt wird. Nach Mittag zu wird die Harzburg und der ſchon erwähnte Sachſenberg durch das ſogenannte kalte Thal begrenzt, im Nordoſten liegt eine Bergſchlucht, die von dem Burgberge, dem Sachſenberge und dem gegenüberliegenden Eichenberge gebildet wird.

Köſtlich iſt die Ausſicht von dem Gipfel des Burgberges. Auf ein weites, wogendes Meer, von kühn emporſtrebenden Baumgipfeln

gebildet, trifft der Blick, der nach Süden und Südweſten ſich wendet; das Herzoglich Braunſchweigiſche Kreisamt Harzburg ſchmiegt ſich mit ſeinen freundlichen Dörfern an den Fuß des Berges an, und bildet eine liebliche Landſchaft, durch welche die Radau ſich anmuthig ſchlängelt, der man es nicht anſieht, daß ſie zuweilen, durch die wilden Gebirgswaſſer empört, wie ein zürnender Rieſe ihre Ufer überſchreitet, und tobend, zum Schrecken des Landmanns, durch die Felder brauſ't. Fern am Horizonte erheben ſich die Städte Braunſchweig und Wolfenbüttel, die jetzt mit der Harzburg durch das eiſerne Band einer Eiſenbahn eng verbunden ſind. Unzählig ſind die Ortſchaften, welche der trunkne Blick erſchaut. Ueberall wechſeln die üppigſten Kornfelder mit duftigen Wieſen, welche dunkle Baumgruppen umſchlingen; dahindurch winden ſich einzelne Gebirgszüge, welche mit Wäldern bekränzt, der Ausſicht eine erquickliche Friſche geben, ſo daß das ſtaunende Auge ſich nicht losreißen kann, und ſtundenlang auf der ſchönen Landſchaft weilt, aus der immer und immer wieder freundliche Punkte emportauchen.

Der Rücken des Berges ſelbſt iſt noch überdeckt mit den Trümmern der Burg, die einſt auf ihm geſtanden. Deutlich erkennt man ihre Grundmauern und die Ueberreſte eines gewaltigen Thurms. Steinhaufen liegen rings umher von Moos und Geſträuch überdeckt, darüber breiten Platanen ihre Zweige aus, als wollten ſie mit weichen Armen die Stätte überdecken wo einſt ſo lauter Jubel ſchallte und jetzt der Wanderer mit ſtiller Wehmuth weilt, ſinnend, wie jedes Gebilde der Menſchenhand, und wäre es auch noch ſo ſtolz und kühn, in Trümmern ſinkt unter dem gewaltigen Fußtritt der Zeit.

Die Geſchichte der Harzburg iſt bis zu der Zeit, wo Kaiſer Heinrich IV. ſie zuerſt erbaute (1065—1069) dunkel, ja, wenn wir neueren Forſchungen glauben ſollen, nur ein Gewebe von Fabeln. Große Verdienſte hat ſich Delius, in ſeinen „Unterſuchungen über die Geſchichte der Harzburg und den vermeinten Götzen Krodo" in dieſer Beziehung erworben, wenn ihn auch ſein Eifer, das Dunkel, welches auf den alten Mauern lagert, zu erhellen, oft wohl zu weit geführt haben mag.

Schon Julius Cäſar, ſo erzählt die Sage, ſoll auf dem Berge, wo ſpäter die Harzburg ſtand, ein Caſtell erbaut haben. Auch wird von einem Tempel des Krodo gefabelt, der dort geſtanden haben ſoll. Noch wird zu Goslar der vermeinte Altar des Krodo aus dieſem Tempel aufbewahrt. Karl der Große, der die Götzenaltäre in unſerm Vaterlande ſtürzte, ſo fährt die Sage fort, brach auch den Krodotempel und baute an deſſen Stelle eine Kapelle.

Delius beweiſt, in dem genannten Werke, ſchlagend, daß dieß eben ſo wenig wahr ſei, als daß ſpäter Conrad I. ein Chorherrnſtift auf der Harzburg gegründet habe. Eben ſo wenig kann mit Gewißheit behauptet werden, daß Heinrich der Vogelſteller die Burg zum Schutze gegen die Ungarn erbaut habe, und daß ihm dort die Nachricht von ſeiner Wahl zum deutſchen Kaiſer überbracht worden ſei. Giebt es gleich neben der Harzburg einen ſogenannten Finkenheerd,

den man nach Heinrich I. benennt, ſo muß dagegen bemerkt werden, daß wohl zwanzig andere Oerter ebenfalls einen Finkenheerd aufweiſen, den ſie mit dem genannten Kaiſer in Verbindung ſetzen. Wie wenig aber die Harzburg den umherſchweifenden Ungarn ein Hinderniß ſein können, leuchtet bei dem erſten Blick auf ihre Lage ein.

Erſt von Heinrich IV. weiß man, wie geſagt, mit Gewißheit, daß er die Harzburg erbaute. Ihm, wie ſeinen Vorgängern, gefiel das Leben am Harze, wo der Wald mit ſeinen Jagdrevieren ſo reiche Freuden bot. Die Burg ſollte der Aufenthaltsort eines zahlreichen Hoflagers ſein, deshalb wurde ſie weiter und glänzender gebaut, als dieß ſonſt wohl, auch bei Kaiſerbauten, der Fall zu ſein pflegte. Bald empfand die Umgegend die drückende Nähe des genußſüchtigen Kaiſers. Immer ſchwerer wurde die Laſt der Abgaben, immer größer der Uebermuth des Kaiſers und ſeiner Begleiter. „Selbſt das Waſſer, welches man doch den unvernünftigen Thieren umſonſt gönne, müßten ſie um Geld trinken und ihren Holzbedarf kaufen,“ ſo klagten die Sachſen und zogen, an ihrer Spitze der tapfre Otto von Nordheim, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen, im Jahre 1073 vor Goslar, wo damals der Kaiſer Hof hielt. Dieſer flüchtete mit den Reichskleinodien nach der Harzburg. Auch hier war es ihm, da ſeine Mannſchaft zu gering war, nicht möglich ſich zu halten.

Nachdem er einige Tage lang die Sachſen mit Unterhandlungen hingehalten hatte, entfloh er mit wenigen Dienern durch die dunkle Nacht der Wälder und Schluchten des Harzes nach Eſchwege im Heſſenlande. Hierhin verfolgten ihn die Sachſen nicht, denen vielmehr am Herzen lag die feſten Burgen am Harze zu brechen und ihre Beſatzungen nieder zu machen. In der Harzburg waren 300 Mann zurückgeblieben, die ſich lange Zeit tapfer vertheidigten, und durch kühne Ausfälle ſich immer wieder Lebensmittel zu verſchaffen wußten. Als aber der Kaiſer die Großen ſeines Reichs vergeblich um Hülfe angefleht hatte, mußte er endlich mit blutendem Herzen einen Vertrag eingehn, in dem unter andern auch feſtgeſetzt ward, daß alle feſten Schlöſſer des Kaiſers in Thüringen und auf dem Harze niedergeriſſen werden ſollten. Die Harzburg zu retten war des Kaiſers liebſter Wunſch. Liſt ſollte ihm dazu behülflich ſein. Nur die Ringmauern und übrigen Feſtungswerke der Burg ließ er niederreißen, meinend, die ſchutzloſe Kirche und die Wohnung der Chorherren werde nun von den Sachſen verſchont bleiben. Aber die Wuth der Sachſen kannte keine Grenzen. Drei Tage nach des Kaiſers Abreiſe zogen ſie heran, zertrümmerten die noch ſtehenden Reſte der Mauern, verbrannten die ſchöne, von Holz erbaute Kirche, warfen frevelnd die Reliquien der Heiligen und die Gebeine von des Kaiſers Söhnlein und ſeinem Bruder umher, und zogen jubelnd mit den geraubten Kleinodien von dannen. Die umhergeſtreuten Gebeine ſammelte der Abt eines nahen Kloſters, und begrub ſie in ſeiner Kirche.

Nicht nur Heinrich war durch dieſe Frevelthat äußerſt erbittert, auch der Unwille der Reichsfürſten regte ſich. Schnell war ein Heer geſammelt. Die Sachſen wurden in der Schlacht bei Hohenburg (Nägelſtedt) bei Langenſalze geſchlagen. Sie unterwarfen ſich unbedingt am 25. October 1075 zu Spier im Schwarzburg-Sondershäuſiſchen. Emſig wurden nun die zerſtörten Burgen wieder aufgebaut, vor allen die Harzburg. Heinrich, der am 6. März 1076, wohl zum letzten Male, von ſeinem geliebten Goslar abreiſte, beauftragte den Herzog Otto von Baiern die Burgen zu Hartesborg und auf dem Steinberge, weſtlich von Goslar zu erbauen. Noch waren ſie nicht vollendet, als die Sachſen ſich abermals gegen den in den Feſſeln des päpſtlichen Bannes liegenden Kaiſer empörten. Otto neigte ſich bundbrüchig auf ihre Seite, und zog um Pfingſten des Jahres 1076 die Beſatzungen aus den genannten Burgen, die dann wahrſcheinlich beide wieder zerſtört wurden.

Ueber hundert Jahre verfloſſen nun, die in Bezug auf die Geſchichte der Harzburg in Dunkel gehüllt ſind. Erſt Kaiſer Friedrich I. ließ ſie 1180 wieder prachtvoll aufbauen, und beſchenkte ſie mit mehrern Beſitzungen. Wahrſcheinlich ſollte ſie wie die gleichfalls damals erbaute Feſte Biſchofsheim, (jetzt Langenſtein), zum Schutz gegen den widerſpänſtigen Herzog Heinrich dem Löwen von Braunſchweig dienen. Bald nach dem die Harzburg wieder erbaut war, wurden die Grafen von Wöllingerode-Woldenberg mit ihr beliehen, doch behielten ſie dieſelbe nur bis zum Jahre 1269, wo ſie am 1. Mai von Hermann und Ludolph von Woldenberg an den Grafen Conrad II. von Wernigerode verpfändet wurde. Bald verwandelte ſich das Pfandrecht in Eigenthum. Hundert Jahre waren die Grafen von Wernigerode im Beſitz der Harzburg, bis ſie im Jahre 1369 durch den Verrath eines Reiterknechtes an Herzog Otto den Quaden (Böſen) von Braunſchweig überliefert wurde. Wie ſehr die Wernigeröder Grafen ſich auch bemühten, wieder in den Beſitz der Harzburg zu kommen, ſo vermochten ſie doch nichts gegen den böſen Herzog auszurichten. Sie ſahen ſich genöthigt die eine Hälfte der Harzburg in den Händen Otto's zu laſſen, die andere Hälfte aber von ihm als Lehn anzunehmen. Doch wurde ein ſogenannter Burgfrieden abgeſchloſſen, der den Burgberg bis zu dem an ſeinem Fuße liegenden Dorfe Neuſtadt umfaßte. Die Burg ſollte von Braunſchweig und Wernigerode gemeinſchaftlich beſetzt werden, und jeder Theil dazu im Frieden 16 Mann ſtellen.

Im Jahre 1407 wurden die Herren von Schwiechelt zum größten Nachtheile der Umgegend Herren der Harzburg. Das alte Kaiſerſchloß wurde in ein Raubneſt verwandelt. Die Gebrüder Heinrich, Conrad und Cord von Schwiechelt beraubten das naheliegende Land aus ihrem feſten Hinterhalte, ſo daß der Lehnsherr der Burg, Herzog Otto der Einäugige von Göttingen mit dem Rathe zu Goslar am 22. Mai 1411 ein Bündniß gegen die genannten Brüder von Schwiechelt zu Schutz und Trutz ſchloß. Bald war der Grund zur

Fehde da. Es zog nämlich Cord von Schwiechelt am 22. Julius des genannten Jahres gen Hakeborn und raubte die dortigen Kühe. Conrad von Hadmersleben, Herr zu Egeln und Otto von Warberg jagten ihm nach. Letzterer wurde zu Derenburg zwiſchen Halberſtadt und Wernigerode erſchlagen. Da traten der Erzbiſchof von Magdeburg, der Graf Albrecht zu Wernigerode, damals Biſchof von Halberſtadt und Herzog Bernd von Braunſchweig mit den Städten Magdeburg, Goslar und Halberſtadt zuſammen, und lagerten ſich vor der Harzburg, wo ſie bis zum 14. September verweilten. In dieſer Zeit erbauten ſie auf dem Peterſilenberge eine Burg, welche die Steuerburg genannt wurde. Die von Schwiechelt geriethen in Angſt, verſprachen da, wo Otto von Warberg erſchlagen war, eine Capelle zu bauen, und ſich aller Räubereien zu enthalten. Auf ſolch' Verſprechen und weil ſie, wie ein alter Schriftſteller ſagt, bei dem frühzeitig fallenden Schnee im rauhen Harzwalde nicht ausdauern konnten, zogen die Verbündeten ab. Die von Schwiechelt hielten aber keine Ruhe, ſondern raubten die Kühe der Einwohner von Goslar, und trieben auch ſonſt Straßenräuberei nach wie vor. Abermals zogen die Verbündeten heran, bauten neben der Steuerburg noch ein Blockhaus, die Altona, und beſchoſſen die Harzburg mit Bombarden. Nun mußten ſich die von Schwiechelt ergeben. Sie zogen mit ihrem Geräth ab, und entkamen in dem Harz, die Burg aber kam, nachdem die andern Verbündeten entſchädigt waren, an die Braunſchweigiſch-Wolfenbüttelſche Linie.

Im Jahre 1438 wurde die Burg von einem berüchtigten Wegelagerer, Herwich von Utze, aus Amsleben am Elm, am 22. Mai erſtiegen, der gleich nach der verwegenen That das Vieh aus der Umgegend raubte, um ſich mit Lebensmitteln zu verſehn. Die Bauern jedoch rotteten ſich zuſammen, nahmen ihm ſeinen Raub wieder ab, und der inzwiſchen herbeigeeilte Herzog Heinrich von Wolfenbüttel entriß ihm die Burg. Im Jahre 1441 ſehen wir die Herren von Schwiechelt wieder im Beſitze der Burg, die ſie als Pfand erhalten hatten. Später gerieth die Stadt Hildesheim mit ihrem Biſchofe in Krieg. Goslar erklärte ſich für Hildesheim, Herzog Wilhelm von Wolfenbüttel aber für den Biſchof. In dieſem Kriege fiel die Burg 1486 in die Hände Goslars. Durch Vertrag ging ſie nun an die Grafen von Stollberg-Wernigerode über, welche ſie kurze Zeit beſaßen, aber 1542, durch das ſchmalkaldiſche Bundesheer gezwungen, wieder heraus geben mußten. Nach der Schlacht bei Mühlberg fiel ſie in die Hände Heinrichs von Braunſchweig und bei dem Hauſe Braunſchweig iſt ſie dann auch fortan geblieben.

Endlich in den Jahren 1650—54 wurde die Burg zum letzten Male zerſtört. Die Beweggründe, weshalb es geſchah, liegen nicht klar zu Tage. Vielleicht waren die Unterhaltungskoſten der nun ganz unnütz gewordenen Burg zu bedeutend.

Als die eigentliche Burg ſchon einige Zeit zerſtört war, ſtand noch immer die Burg=Capelle. Fromme Scheu trug Bedenken ſie zu zerſtören. Im Jahre 1667 finden wir auf dem alten Burgplatze die Wohnung eines Forſtaufſehers, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Waldarbeiter mit ſeiner Familie bewohnte. Mancherlei Unfug wurde von dieſen letzten Bewohnern der Harzburg getrieben, ſo daß man ſich genöthigt ſah auch ſie polizeilich zu entfernen. Seit dem wohnt das Graun in den Trümmern der alten, einſt ſo herrlichen Burg, und nur der einſame Fuß des Wanderers ſchreitet über die Stelle, wo einſt Kaiſer thronten in der größten Herrlichkeit, welche die Erde beut.

R. Hobohm.

Sage von der Ilmnixe.

Wo, ſanft gewunden, ſich die Ilm
Nach Ober-Weimar zieht,
Saß einſt der arme Schäfer Wilm
Mit traurigem Gemüth.
Er weidete, ſeit vielen Jahren.
Des nahen Kloſters Lämmerſchaaren.

„Dort drüben,“ ſprach er, „wohnt das Glück!
Doch hier auf dieſer Flur —
O gönnte gütig das Geſchick
Mir hundert Gülden nur!
Mehr wäre wahrlich nicht vonnöthen;
Ich kauft' ein Haus, und freite Grete'n.

Urplötzlich brauſ't, empört und wild,
Die Fluth der Ilm empor.
Es taucht, vom Schleier halb verhüllt,
Ein Frau'ngebild hervor,
Und leiſ' rief's, wie, bewegt vom Winde
Die Aeolsharfe tönt: Erlinde!

Das Mägdlein ſprach, indem 's geſchwind
Den Schleier um ſich zog,
Der, leicht bewegt vom Abendwind,
Um ihren Nacken flog:
„Sag', willſt du mir Vertrauen ſchenken,
So will ich deiner hold gedenken!“

Und bang' und mit Entſetzen ſchlug
Ein Kreuz der fromme Hirt:
„Seid ihr die Hexe, die durch Trug
Der Menſchen Geiſt verwirrt?
Bleibt mir — ich kenn' die Teufelskünſte —
Vom Hals mit eurem Geldgewinnſte!“

„Wie? ſo verkenneſt du die Macht,
Die jedes Weſen ehrt?
Ha! nicht des Lohns, dir zugedacht,
Der Strafe biſt du werth.
Und zwiefach, ſtatt dich zu beglücken,
Soll dich dein hartes Schickſal drücken!“

Hui! drehte ſich dem armen Tropf —
Welch' wunderlicher Spaß!
Der Hals herum, daß ihm der Kopf
Faſt auf dem Nacken ſaß;
Und gellend tönte dem Verächter
Der Nixenmacht ein Hohngelächter.

Von ſeinem traurigen Geſchick
Gebeugt und faſt verwirrt,
Erſchien mit tief geſenktem Blick
Im Kloſterhof der Hirt;
Doch fand er in den heil'gen Mauern,
Statt Rath und Hülfe, nur Bedauern.

In ſeiner Noth bediente man
Der Teufelspeitſche ſich,
Vor der voll Scheu wohl dann und wann
Der Menſchen Erbfeind wich.
Doch dies Geräth, ein Schreck den Böſen,
Schien Nixenzauber nicht zu löſen.

Indeß lief Gretchen ſchnell den Pfad
Am Rand der Ilm dahin,
Sank flehend auf ihr Knie, und bat
Die Wellenkönigin,
Aus Mitleid ihren Vielgetreuen
Von ſeiner Strafe zu befreien.

Da ſcholl, indem auf blauer Fluth
Die Zürnende erſchien,
Das ſanfte Troſtwort: „Faſſe Muth!
Dem Armen iſt verziehn!
Geh', liebes Kind! dir wird es glücken
Das ſchiefe Haupt zurecht zu rücken.“

Das Mädchen war, faſt wie im Traum,
Zur Heimath ſchnell gerannt,
Und ſie berührte wirklich kaum
Den Kopf mit leiſer Hand,
Da ſetzt' er ſich, mit Blitzesſchnelle,
O Wunder! an die alte Stelle.

Gar bald vernahm man Gretchens Cur
Im Lande weit und breit,
Und es erhielt ſich ihre Spur
Bis in die ſpätſte Zeit;
Sie ward, als eine werthe Kunde
Geprieſen oft von holdem Munde.

Seitdem hält's manche Frau erlaubt,
Daß ſie, wenn's ihr beliebt,
Auch ohne Noth des Mannes Haupt
Etwas zurechte ſchiebt.
Drum gilt von wilder Ehefehde
Der Ausdruck noch als Sprüchwortrede.

Heinrich Döring.

Eisleben.

Eisleben iſt die Kupferſtadt,
Wo Luther iſt geboren,
Und wo ſich auch ſein Lebenspfad
In Todesnacht verloren.
Noch iſt der Bergbau hier im Flor,
Noch braut man Bier ſo wie zuvor,
Als hier Hanns Luther weilte,
Des Sohnes Freuden theilte.

Hengſtenberg.

Eisleben! — Weſſen Herz klopft nicht lauter, wenn er den Namen dieſer Stadt nennen hört? — Hier brach das Morgenroth einer neuen Zeit an, hier ſtieg aus niedrer Hütte ein funkelnder Stern empor, der mit lauterm Strahl den Nebel, welcher den ſchönen Chriſtenglauben umdüſterte, ſiegreich durchbrach, hier flammte die Fackel empor, welche mit zauberhaftem Lichte den Erdball umleuchtete, und deſſen Schein die Völker, welche im tiefen Dunkel und im Schatten des Todes ſaßen, freudig anſtaunten, hier wurde der größte Sohn des ſchönen Thüringerlandes, der gewaltige Mann Martin Luther geboren. Aus ihr ging der hilfsbedürftigen Welt eine prächtige Sonne auf, vor welcher das dunkle Gewölk des Aberglaubens zerſtäubte, wie die Geſpenſter vor dem erſten Hahnenſchrei; in ihr neigte ſie ſich auch wieder und verſank ſanft verlöſchend, aber das Licht, welches ſie entzündet, blieb und wird bleiben, und der Name „Luther" wird nicht vergeſſen werden, ſo lange die Erde ſteht.

82.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresd.

Eisleben.

Zur Zeit, als die chriſtliche Lehre noch nicht bis in dieſe Gegend vorgedrungen war, verehrten die Bewohner derſelben die Göttin Iſis. (cf. El. Schedii Synt. de Dis Germ.) Ihr zu Ehren wurde eine neu erbaute Stadt „Iſisleben" genannt, woraus in ſpäterer Zeit „Isleben" und „Eisleben" wurde. Ob dieſe Ableitung richtig iſt, oder ob die Annahme, die Stadt führe vom Eiſen ihren Namen, beſſer ſei, laſſen wir hier ununterſucht, und führen nur noch an, daß Francke in ſeiner Mannsfeld'ſchen Hiſtorie (p. 127) erzählt: „es befände ſich auf dem Rathhauſe zu Eisleben ein Bild, welches allgemein für das der Iſis gehalten werde, und das bekannte Kraut, Verbena, Eiſen- oder Iſenkraut, welches der Iſis geweihet geweſen, habe nach ihr ſeine Benennung empfangen; auch ſpreche die Schreibart Isleben, welche man in alten Documenten finde, für die Meinung, daß die Stadt vordem wirklich Iſisleben geheißen."

Die Chroniſten erzählen mancherlei Sagenhaftes von der Stadt. Zeitfuchs (in ſeiner Stollberg'ſchen Chronik p. 360) berichtet: daß zu Eisleben zu verſchiedenen Malen in theurer Zeit Mehl aus der Erde gequollen ſei, — und Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld, ſeines Altes über achtzig Jahr, ſagt: daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wüthende Heer vorübergezogen ſei; alle Jahre auf den Faſtnacht „Dornstag," — und alle Leute ſeien zugelaufen und hätten darauf gewartet, nicht anders, als ſollte ein großer mächtiger Kaiſer oder König vorüberziehen. Vor dem Haufen ſei ein alter Mann hergangen mit einem weißen Stab, habe ſich ſelbſt den treuen Eckart geheißen. Dieſer Mann habe die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute gar heimgehen; ſie würden ſonſt Schaden nehmen. Nach dieſem Manne hätten etliche geritten, etliche gegangen und es ſeien Leute geſehen worden, die neulich erſt geſtorben, auch die eines Theils noch lebten. Einer habe geritten auf einem Pferde mit zwei Füßen. Der Andere ſei auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad ſei von ſelbſt umgelaufen. Der Dritte habe einen Schenkel über die Achſel genommen und habe gleich ſehr gelaufen. Ein Anderer habe keinen Kopf gehabt u. dgl. mehr. (S. Agricola's Sprichw. S. 167.)

Hauptmomente aus der Geſchichte der Stadt, welche Anfangs zur Grafſchaft Mannsfeld gehörte und endlich der Sitz einer beſondern Linie des Mannsfeldiſchen Grafenhauſes war, (ſ. den Artikel Mannsfeld) ſind folgende:

Im Jahre 1082 kamen mehrere deutſche Fürſten zuſammen und erwählten, Kaiſer Heinrich IV. zum Trotz, den Herzog Hermann von Lothringen, Grafen zu Saarbrück, zum römiſchen Könige. Sie brachten ihn nach Goslar, wo er vom Erzbiſchofe zu Mainz, in Gegenwart Burchards von Halberſtadt, des Erzbiſchofs von Magdeburg, des Biſchofs von Merſeburg, des Herzogs Otto von Nordheim, des Pfalzgrafen Friedrich von Sommerſchenburg und Anderer auf das Weihnachtsfeſt, gegen das Verſprechen, nichts wider den Willen des Papſtes, Gregor's VII., zu unternehmen, zum Könige erwählt wurde. Zu ſeiner Reſidenz wurde Eisleben gewählt, und da daſelbſt in jener

Zeit viel Knoblauch gebaut wurde, ſo gab man ihm den Spottnamen „Knoblauchskönig." Die Stadt litt in Folge ſeines hieſigen Aufenthalts viel Ungemach. Sie wurde von dem Erzbiſchofe von Bremen und dem Biſchofe von Hildesheim, die es Beide mit dem rechtmäßigen Kaiſer hielten, erobert, ausgeplündert und verbrannt. Das Schloß in der Stadt konnten ſie aber nicht gewinnen, denn Hermann, nachdem er einige Zeit belagert worden war, that einen muthigen Ausfall und vertrieb ſeine Feinde. (cf. Merian's Topographie von Sachſen).

Im J. 1083 ſchlug ein Graf Ernſt von Mannsfeld, als Anführer der Sachſen, vor Eisleben in der Frieſengaſſe, die Frieſen, welche auf Seiten Kaiſer Heinrichs IV. waren, und ſollen ihrer gegen tauſend Mann auf dem Platze geblieben ſein.

1362 wurde die Stadt von Friedrich, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen belagert.

1457 ließ Graf Günther mit ſeinen Anverwandten in dem hieſigen Münzhauſe ſehr viele Münzen, als Thaler, Groſchen und Pfennige, unter ihrem Gepräge ſchlagen, und es wurde von Kaiſer Friedrich III. ein Mandat publicirt, daß ſolche Münzen ohne allen Widerſpruch, bei allen Ständen des Reiches gelten und angenommen werden ſollten. Die Grafen hatten zwar ſchon vor dieſer Zeit Münzen ſchlagen laſſen, allein durch dies Mandat ſind ſie erſt wirklich mit dem Rechte zu münzen verſehen worden.

Im 1483. Jahr

Als unſer Heiland geboren war,
Da in der Chriſtenheit man zählt,
Kam Doctor Martin auf die Welt; —
Herr Martin Luther hochgelahrt,
Desgleichen nie erfunden ward.
Zu Eisleben, wo Bergleut' ſchön
In tiefe Schacht hinuntergehn,
Und fördern edles Erz zu Tag
Mit ihrem fleiß'gen Hammerſchlag,
Hat Gott es weislich ſo geſchickt,
Daß er das Licht der Welt erblickt.
Zu Aeltern hat ihm Gott beſcheert
Frau Margarethen, ehrenwerth,
Zum Vater aber Herrn Johann,
Ein ehrlich alt und fromm Bergmann,
Der ihn gar ſtreng, nach Brauch der Alten,
Zu Kirch' und Schulen angehalten.*)

---

*) Eine Erzählung von Luther's Leben, welches jedem Kinde, das zur Schule geht, ſattſam bekannt iſt, wird hier Niemand erwarten, daher nur das von ihm, was ſich auf Eisleben bezieht, da ſo der ganze Artikel mit nöthiger Kürze abgehandelt werden ſoll.

Im Jahr 1492 wurde hier Johann Agricola, eigentlich Schnei- der, und von ſeinem Geburtsorte auch oft nur Eisleben genannt, geboren. Er hat ſich als Mitarbeiter am Reformationswerke berühmt gemacht, war Urheber vieler theologiſcher Streitigkeiten, Mitverfaſſer des ſogenannten Augsburger Interim's, fruchtbarer theologiſcher Schrift- ſteller, geiſtlicher Liederdichter und Sammler deutſcher Sprichwörter. Letztere verdienen beſonders Erwähnung, da ſie für die Geſchichte deutſcher Sprache und Sitte wichtig ſind. Das Buch heißt: „Drei- hundert gemeine Sprichwörter, der wir Deutſchen uns gebrauchen, und doch nicht wiſſen, woher ſie kommen, durch D. Johann Agri- colam von Ißleben. An den durchlauchtigen, hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Johann Friedrich, Herzogen zu Sachſen ꝛc. ge- ſchrieben, erklärt und eygentlich außgelegt. Hagenaw durch Joh. Secerium ym 1529. Jare. — Der ander teyl gemeyner deutſcher Sprichwörter mit ihrer Außlegung hat funfſthalbhundert newer Wortter. Joh. Agricola, Eißleben. Hagenaw durch Joh. Secerium 1529." Agricola hat außer vielen theologiſchen Schriften, welche theils dog- matiſchen, theils exegetiſchen, theils practiſchen, theils polemiſchen In- halts ſind, noch herausgegeben: eine abgekürzte Ausgabe des Brandt- ſchen Narrenſchiffes, und mehrere Kirchenlieder, als: „Herr ſei gelobt aus Herzensgrund," — „Fröhlich wollen wir Hallelujah ſingen" u. ſ. w. — Ueber Agricola's Leben und Schriften giebt die beſte Auskunft eine Schrift von Berend Kordes: Mag. Joh. Agricola's, aus Eisleben, Schriften, möglichſt vollſtändig verzeichnet u. ſ. w. Altona 1817.

1521 ſchloſſen die Grafen von Mannsfeld mit der Stadt einen Vergleich, nach welchem die Grafen den Bürgern ein Pferd, welches Eisleben jedes Jahr liefern mußte, ſo wie mehrere andere Dienſte, gegen alljährlich zu zahlende zweihundert Gulden, auf funfzehn Jahre erließen.

Im 16. Jahrhundert wurden auch mehrere denkwürdige, auf Religion bezügliche Colloquien und Zuſammenkünfte gehalten, z. B. 1554 eine Synode von hundert Predigern, auf welcher über die Nothwendigkeit der Werke zur Seligkeit, ingleichen den 13. Februar deſſelben Jahres über andere Lehrpunkte verhandelt wurde. Dieſe Verhandlungen ſind im Druck erſchienen.

1546 kam Luther, auf Begehren der Grafen von Mannsfeld, nach Eisleben, um Streitigkeiten, welche zwiſchen den Grafen von Mannsfeld über die Kupferbergwerke obwalteten, zu ſchlichten. Am 23. Januar reiſte Luther von Wittenberg ab. Auf der Mannsfelder Grenze kamen ihm die Grafen mit 113 Pferden entgegen. Vor Eisleben wurde ihm im Wagen ſehr ſchwach, doch kam er glücklich in die Herberge. Den ganzen Verlauf erzählt der Wahrheit treu ein einfaches Gedicht im Volkston:

Nun aber trugen von ohngefähr
Die Grafen von Mannsfeld großes Begehr
— Weil Zwiſte ſich zwiſchen ihnen begaben —

Herr Luthern in Eisleben zu haben;
Vielleicht wohl möcht es dieſen gelingen,
Die Sachen gütlich in Ordnung zu bringen.
Denn wo er Gutes zu wirken fand,
Da war Luther ſtets bei der Hand.
Drum reiſt er, als er's erfahren hat,
Sogleich in ſeine Vaterſtadt.
Schon unterwegs begab es ſich,
Daß eine Krankheit ihn beſchlich.
Doch achtet er dieſes nicht eben.
Mit Doctor Jonas, der ihm gegeben
Von Halle aus das Geleit,
Gelangt' er an zu rechter Zeit.
Hier aber erholt er ſich dergeſtalt,
Daß er froh und munter bald
Begann den Streit der Grafen zu ſchlichten.
Doch eh' er etwas konnte verrichten;
(Wiewohl er in ſeiner Vaterſtadt
Zuletzt noch viermal gepredigt hat);
So fühlt er ſich wieder krank und ſchwach,
Dergeſtalt, daß er einmal ſprach:
„Werd' ich die Grafen vereinigt haben,
Will ich heimgehn, und mich laſſen begraben,
Will ich mich legen in meinen Sarg hinein,
Und den Würmern eine Speiſe ſein." —
Und matter fühlt er ſich ſtündlich mehr;
Oft bat er ſeine Freunde ſehr:
Sie möchten halten immerfort
An der reinen Lehr', am wahren Wort.
„Bald, Freunde, werd' ich von Euch gehen
Dorthin, wo wir uns wiederſehen;
Hier bin ich in die Welt gekommen,
Hier werd' ich von der Welt genommen." —
An's offne Fenſter trat er hin,
Zum Himmel richt't er Blick und Sinn;
Hier betete der fromme Mann:
„Herr Gott, Herr Gott, ich ruf' Dich an,
Im Namen Deines lieben Sohnes,
Der ſitzt zur Rechten Deines Thrones,
Den ich gepredigt hab' im Leben.
Du wollſt Gehör meiner Bitte geben:
Erhalte doch mein Vaterland
Bei Deines Wortes rechtem Verſtand!"
Da ward ihm bang', da ward er ſchwach;
Er zittert: in ſein Schlafgemach
Und mußte ſich zur Ruhe legen.
Die Grafen ſelber waren zugegen,
Und viele Freunde waren da

Als dies an unſerm Luther geſchah.
Er reichte noch zu guter Letzt
Die Hand den Freunden allen jetzt:
„Ihr Lieben, gute Nacht! Ich befehle
In Deine Hände, Herr, meine Seele!
O Freunde, betet, betet zu Gott,
Daß ſein Wort nicht werde zu Spott:
Denn der Papſt und ſein Concilium
Sind hart wider das Evangelium.“ —
Drauf ſchlief er ruhig, doch nicht lang;
Beim Erwachen ward ihm wieder ſo bang.
Da rufte man zwei Aerzte herbei;
Doch half ihm keine Arzenei;
Mit warmen Tüchern bedeckt man ihn;
Doch nimmer wollten die Schmerzen fliehn.
Es that ihm auf der Bruſt ſo weh;
Er richtete ſich in die Höh':
„Ich fahre dahin, ich ſterbe gern;
Wir haben Einen Gott und Herrn,
Der hilft uns, wie er uns verſpricht,
Der läßt uns auch im Grabe nicht.“
Jetzt ſinkt er ſanft auf's Bett zurück,
Geſchloſſen iſt ſein müder Blick.
Magiſter Cälius tritt heran
Und fraget auch den frommen Mann:
„Sterbt Ihr auf die Wahrheit Eurer Lehre,
Ehrwürdiger Vater, zu Chriſti Ehre?“
Mit lauter Stimme ſpricht Luther da:
— Es iſt ſein letztes Wort — „Ja! — Ja!“
Und ſtille Nacht war's ringsumher;
Die Freunde Luthers weinten ſehr:
Denn matter ging ſein Athem bald,
Die Wangen wurden bleich und kalt.
Und Einer bog ſich auf ſein Bett,
Zu ſehn, ob er noch Leben hätt':
Da aber war im ſel'gen Frieden
Herr Doctor Luther ſchon verſchieden.

Den 18. Februar, Morgens zwiſchen zwei und drei Uhr, ſtarb er. Schon um vier Uhr ſchrieb Juſtus Jonas an den Churfürſten von Sachſen, und bat ſich wegen des Leichenbegängniſſes Befehle aus. Man goß noch am 18. Februar einen zinnernen Sarg, in welchen man die Leiche legte, und brachte ſie den 19. in die Hauptkirche der Stadt, in die St. Andreaskirche, in welcher er in den letzten drei Wochen verſchiedene Male gepredigt, das heilige Abendmahl ausgetheilt und zwei Prieſter ordinirt hatte. Juſtus Jonas und einige Andere hielten hier Predigten über der Leiche, welche unausgeſetzt

von zehn Bürgern bewacht wurde.*) Den 20. führte man dieſelbe gen Wittenberg ab. Viele Grafen, Herren und Bürger begleiteten ſie, und überall ward in den Dörfern, an denen der Zug vorüberkam, mit den Glocken geläutet, und das ganze evangeliſche Europa trauerte über den Tod des herrlichen Mannes, der als Schriftſteller, Prediger, Lehrer, Sänger, Forſcher, Bürger, Gatte, Vater, Deutſcher, Chriſt und Menſch ausgezeichnet war, und der es, wie Wenige, verſtand, überall am rechten Orte, und auf die rechte Weiſe ſowohl zu ſprechen, als zu handeln. Das Todesjahr hat Justus Siberus in folgendes Diſtichon gebracht:

QVae genVIt rapVIt te sanCte IsLeba LVthere,
CoeLo anIMVs frVItVr, LeVCorls ossa tenet.

Das Haus, in welchem er ſtarb, gehörte dem Doctor Drachſtedt. Sonſt, wenn er nach Eisleben kam, pflegte er gewöhnlich in der Canzlei am Markte zu wohnen, wo man noch lange Zeit ſeinen Tiſch, Stuhl, Bett und andere Sachen aufbewahrte. Da aber das Volk dieſen Gegenſtänden wunderthätige Kräfte beilegte, und viel Aberglauben damit trieb; ſo beging man die Thorheit, dieſelben, um Mißbrauch zu verhüten, zu verbrennen. Gewiß ſtanden doch noch andere Wege offen, dieſe intereſſanten Gegenſtände vor übermäßiger Verehrung der Menſchen zu bewahren.

1547 ſtarb hier in hohem Alter Stephan Agricola, eigentlich Kaſtenbauer geheißen, welcher die Reformation eifrig befördert hatte. Er ſtammte aus Baiern, ſtudirte in Wien und Bologna, war eine Zeit lang Beichtvater bei der Gemahlin Ferdinands I., und trat dann in Dienſte bei dem Erzbiſchofe von Salzburg, Matthäus Lang. Als er aber hier fleißig Luther's Schriften las und, durch dieſelben aufgeklärt, ſogar anfing, die Mißbräuche der römiſchen Kirche öffentlich zu bekämpfen; ſo mußte er ſeine Freimüthigkeit mit harter Gefängnißſtrafe büßen; entzog ſich jedoch derſelben nach drei Jahren durch die Flucht, und ward nach mancherlei Schickſalen Prediger zu Eisleben. Seine Schriften ſind theils Ueberſetzungen einiger lateiniſchen Commentare Luther's über die Propheten, theils dogmatiſchen und lithurgiſchen Inhalts. — Sein Sohn, ebenfalls Stephan, war auch Prediger im Mannsfeldiſchen und in Merſeburg, trat aber 1560 wieder zur katholiſchen Kirche über.

1576 und 1577 herrſchte die Peſt hier; am Schrecklichſten 1577, wo im Auguſt 84, im September 85 und im Oktober 77 Perſonen allein im Marktviertel begraben wurden. Es ſtarb damals auch „Martin Bruchling, ein Verächter des hochwürdigen Sakraments, bis in's fünfte Jahr, und den 27. ej. ſtillſchweigend begraben, ohne Sang und Klang und auf den Gottesacker gelegt, an den Ort, da man pflegt die, ſo mit dem Schwert ſind hingerichtet worden, hinzulegen.

*) Der todte Luther wurde, ehe er aus Drachſtedt's Hauſe getragen wurde, noch zweimal von Lucas Fortennagel aus Halle gemalt.

1579 ſtarb der erſte lutheriſche Graf aus dem Eislebenſchen Hauſe, Graf Johann Georg I., welcher als ſächſiſcher Statthalter größtentheils in Dresden wohnte, wo er auch ſtarb. Seine Grabſchrift rühmt ihm nach, daß er geweſen ſei

Ein rechter, ächter, frommer Mann,
Der vielen Leuten 'Guts gethan.
Der ſchlecht, gerecht, fromm und gütig,
Von Herzen freundlich, ſanft und ſittig,
Ganz reich an Tugend und an Ehr',
Feſt hielt bei Lutheriſcher Lehr'.

1585, den 23. Okt. „Dienſtags auf den Abend, als man das Wächter-Glöcklein geleutet, iſt ſtillſchweigend auf den Gottesacker getragen und begraben, Heinrich Lamprecht, der Wagenmeiſter, ein verſoffener Mann, welcher nie, ohne vielfältig Vermahnen und Anhalten ſeiner Seelſorger, zum Tiſch des Herrn ſich gefunden, und mit Barbara, Georg Rehels, des Fleiſchers Tochter, ſich geſchleppt, und ob ihm ſchon vom Miniſterio und einem ehrbaren Rath auferlegt worden, derſelben Perſon müßig zu gehen, ſo hat er ſie dennoch bei ſich behalten, bis ein ehrbarer Rath ſie bei einander gefunden, und mit Gefängniß beſtraft hat. Ueber ſolchem Aergerniß hat ihn unſer Herrgott mit Leibesſchwächen angegriffen, da er unverſehens und plötzlich geſtorben. Und weil er Niemand aus den Seelſorgern hat zu ſich fordern laſſen, gegen den er ſich ſeiner Buße und Bekehrung erklärt, haben ihn, als einen öffentlichen Verächter des Miniſterii und ärgerlichen Menſchen, die chriſtlichen Ceremonieen der Begräbniß nicht können mitgetheilt werden, Andern ſeines Gleichen zum Abſcheu.“ —

1601, den 12. Auguſt, entſtand eine furchtbare Feuersbrunſt, welche in wenigen Stunden das Schloß und 253 Häuſer der Altſtadt in die Aſche legte. Das Schloß iſt nicht wieder aufgebaut worden, und ſind davon noch einige Mauern und ein Thurm vorhanden. Der ehemalige Garten dient jetzt zum Exercierplatze. Nachdem es in den Jahren 1645, 1653 und 1671 wieder bedeutend gebrannt hatte, brach am 9. Auguſt 1689 nochmals Feuer aus, und richtete furchtbare Verheerungen an. Seit dieſer Zeit iſt Eisleben nie wieder zu ſeinem frühern Glanze gelangt. Auf den Plätzen in der Stadt, wo jetzt Gärten ſind, deren es in Eisleben viele, und von großem Umfange giebt, ſtanden ehedem die ſchönſten Häuſer und Paläſte, wovon noch die großen und ſchönen Keller zeugen, die jetzt unter Scheunen und Gärten in großer Länge und Breite hinlaufen, z. B. in der Herrengaſſe, einer Gaſſe, die mit dem Schloſſe zuſammenhing, und große und koſtbare Gebäude hatte. Die Viehweide muß vordem auch größer und länger geweſen ſein, als jetzt, weil die Zahl der auf ihr Gebornen und Geſtorbenen, nach dem älteſten Kirchenbuche der Andreaskirche, ungleich größer war, als ſie jetzt iſt.

Sie hat gewiß viel weiter auf die Wieſen und Gärten hinausgereicht. — Beiläufig geſagt, wohnten auf der Viehweide viele Winzer, und alten Nachrichten zufolge beſtand der ganze Hutberg aus Weinbergen. —

1710 ſtarb der letzte Graf von Mannsfeld, Eislebenſcher Linie, Johann Georg III. Auf ſeinen Tod wurden viele Münzen geprägt, und an den Adel, die Geiſtlichkeit, die Beamten u. A. ausgetheilt, Unter dieſen Münzen waren beſonders halbe Thalerſtücken mit folgenden Worten „ſehr nachdenklich. Man las auf ihnen:

Agnatis Regimen, Conjugi Desiderium, Orbi Memoriam, Terrae Exuvias, Coelo Spiritum, Sibi Gloriam reliquit.

(Seinen nächſten Anverwandten hat er die Regierung, ſeiner Gemahlin die Sehnſucht nach ihm, der Welt ſein Andenken, der Erde ſeinen Körper, dem Himmel ſeine Seele, ſich ſelbſt aber Ruhm hinterlaſſen).

Er liegt in der Kirche zu Mannsfeld begraben.

Die Stadt hat ihre Nahrung von gewöhnlichen ſtädtiſchen Gewerben, Fabriken, den durchführenden und viel Verkehr ſchaffenden Straßen, vom Bergbau, den Bierbrauereien und dem Militair. Das gute und geſunde Bier, welches in früheren Zeiten in Eisleben gebraut und ſtark, beſonders nach Halle, ausgeführt wurde, brachte der Stadt eine gute Einnahme. Es hieß „Krappel an die Wand." Sein Ruhm und ſein Abſatz ſtehen aber mit früheren Zeiten in keinem Vergleiche mehr, da man jetzt allenthalben, und zum Theil beſſere Biere braut, als hier. Zu ſolchem Glanze, wie zu der Zeit, als noch die Regierungscollegien, Conſiſtorien u. ſ. w. in Eisleben waren, wird es ſich ſchwerlich wieder erheben. Beſonders luxuriös und lebendig ging es her, als der Herr von Burgsdorf Präſident der Collegien zu Eisleben war. Er herrſchte unumſchränkt und nur der Name fehlte ihm zum Fürſten von Mannsfeld. Alles huldigte ihm, Alles beugte ſich vor ihm, ſo daß ſelbſt der Churfürſt davon hörte und darüber eiferſüchtig wurde. Man ſtellte nämlich am Geburtstage des Herrn von Burgsdorf ein Feſt an, das überaus prächtig war. Alle Bergleute der Grafſchaft mußten zuſammen kommen und einen Aufzug machen. Man zauberte, da es Winter war, einen Garten im Freien her, Gedichte, Lobſprüche u. dgl. erſchienen ohne Zahl, und Alles wurde aufgeboten, was Pracht und Glanz vermochten. Der Churfürſt hörte davon, die Eisleber erhielten eine ziemlich lange Naſe, und er verbat ſich für die Zukunft dergleichen, „indem es ſchwer halten möchte, ihn ſelbſt mit größerem Pompe zu empfangen, wenn Er einmal nach Eisleben kommen ſollte." — Zur Ehre des Herrn von Burgsdorf ſei hier übrigens noch geſagt, daß er ſich der Armen und Verlaſſenen thätig annahm und auch eine Armen-

ſchule errichtete, welche manches arme Kind vor Verwilderung und vor dem Laſter bewahrt hat. Seiner Fürſprache bei Friedrich Auguſt verdankt das Gymnaſium die ſchöne Daktyliothek, welche mehr als 3000 Abdrücke von Phil. Dan. Lippert enthält, die in der Alterthumskunde und bei Erklärung der Alten gute Dienſte leiſten.

Die Bergwerke, welche bereits über ſechshundert Jahre fortgeführt werden, ſind noch jetzt eifrig im Gange, und man ſieht in der ganzen Gegend gewaltige Halden oder Haufen von taubem Geſtein, welche ſtumme Zeugen der reichen Ausbeute ſind, welche hier gemacht wurde. Im J. 1199 ſollen die beiden Bergleute Necke und Napian zuerſt bei Hettſtädt Erze gefunden und darauf eingeſchlagen haben. Von der reichen Ausbeute, welche ſpäter gemacht wurde, erzählen alte Schriftſteller viel Wunderbares. Im 15. Jahrh. ſoll ein Hüttenherr eine ganze Höhle voll harter Thaler geſammelt, und ein anderer ſich hundert Pferde gehalten haben. — Die Lagerſtätte, worauf der Kupferbau geführt wird, iſt Kupferſchieferflöz, der in der ältern Flözkalkbildung ſich zwiſchen der Elbe und dem Harz hin bis nach Thüringen ſtreckt, ja, faſt den Harz ganz umlagert, weshalb ſonſt auch rings um den Harz auf Kupfer gebauet ward. Das Kupferſchieferflöz iſt ſelten über zwei Fuß dick, und in dieſer geringen Mächtigkeit finden ſich nur Schichten von 3 — 5 Zoll Dicke, die wirklich Kupfer enthalten, und das auch nur in dem Grade, daß aus einem Centner erzhaltigen Schiefers nur vier Pfund Kupfer kommen. Die geringe Mächtigkeit des Kupferſchieferflözes und die Näſſe in den unterirdiſchen Gängen macht den Mannsfelder Kupferbau ſehr beſchwerlich. Zur Abführung des Waſſers ſind bedeutende Stollen eingetrieben, der tiefſte iſt der Schlüſſelſtollen, bei Friedeburg an der Saale angeſetzt, der nach 200 — 250 Jahren eine Länge von fünf Stunden erreichen möchte, wenn der Bau nach gleichem Plane, wie jetzt, fortgeſetzt wird. Trotz der vielen Stollen hat man zur Ableitung des Waſſers noch Waſſerkünſte und Dampfmaſchinen anbringen müſſen.

In dem Schiefer befinden ſich viele Thier- und Pflanzenabdrücke, und alte Scribenten ſagen davon alſo: „Es iſt zu merken, daß ſolche Schiefer gemeiniglich eingeſprungene Goldflecken haben, die allerlei Bildniſſe von Thieren geben, als unter den Fiſchen Hechte, Forellen u. ſ. w., unter den Vögeln Hühner und Waſſervögel, auch wohl Salamander u. dgl. Die Fiſche ſind beſonders artig ausgedrückt, und die Größe derſelben iſt nicht weniger als die Farbe abwechſelnd; einige ſcheinen, als ob ſie mit lauter Kupfer überzogen wären, andere, als wenn ſie mit Bergwachs oder ganz bunten Farben bemalet, noch andere, als wenn ſie auch ſogar mit gelbem Glanze, als lauterm Golde, auch Silber- und Kupferblättchen überdeckt wären. Einige Fiſche ſind ausgeſtreckt, andere aber ganz krumm liegend zu ſehen. Alle dieſe Abbildungen können ohne Gemüthsergötzlichkeit, und ohne daß man die göttliche Weisheit hierbei verehren ſollte, nicht angeſehen werden. — Es haben ſich auch Schiefer gefunden, auf welchem Adam und Eva geſtanden, wie ſie vom verbotenen Baume gegeſſen, wie auch der Ritter St. Georg, der den Lindwurm zu Pferde erlegt.

Anno 1637 hat man einen Schiefer ausgegraben mit dem Bildniſſe der heiligen Jungfrau Maria, ſo daß Jeſuskind auf den Armen getragen. Unter allen Wunderbarkeiten iſt aber das Sonderbarſte ein kleiner, lebendiger Froſch, den man mitten in einem Stein gefunden hat!" — cf. Francke's Hiſt. der Gſſchft. Mannsf. p. 104. — Der zu ſeiner Zeit gelehrte Phyſiker und Theolog M. Büttner, fügt in ſeiner Schrift: „Von den Zeugen und Zeichen der Sündflut" noch hinzu: daß alle dieſe Mannsfeldſchen Schiefer vor der Sündfluth nichts anders geweſen, als ein ſchwarzer Schlamm aus denen Seeen, in welchen die Gewalt der Fluthen die Fiſche, Krebſe und andere Dinge mit Gewalt eingedrückt, ſolche zugleich verſteinert, und nach und nach zum Erzſtein gemacht hätte, nachdem ſich die mineraliſchen Bergſäfte durch dieſelben hingezogen, und ſie bauwürdig gemacht. — cf. v. Rohr's Merkw. des U.-H. p. 697. —

Die gewonnenen Schiefer werden auf neun Rohhütten zu gute gemacht oder in Schwarzkupfer verwandelt. Auf der Saigerhütte zu Hetſtädt ſondert man durch Zuſatz von Blei das Silber vom Kupfer ab. Das Blei dazu wird von Goslar bezogen. Die Brennſtoffe auf den Hütten werden in abgeſchwefelten Steinkohlen größtentheils von Schleſien geliefert. Holzkohlen bezieht man aus den Harzgegenden dazu. Das Mannsfelder Kupfer ſteht dem Ruſſiſchen nach, iſt aber eben ſo gut, als das Schwediſche. In neueren Zeiten iſt auf den Mannsfelder Hütten auch Kupfervitriol erzeugt worden.

Die Bearbeitung der Mannsfelder Bergwerke ſtand erſt einem jeden Unterthanen zu, dann kamen ſie an die Grafen von Mannsfeld, welche ſie ſpäterhin, weil es ihnen an Geld zum Betrieb fehlte, den Nürnberger Bürgern übergaben, die im J. 1610 der St. Andreaskirche in Eisleben zwei ſilberne Leuchter, 600 Thaler an Werth ſchenkten, und zu manchen Zeiten 1000 Bergleute ſollen beſchäftigt haben. Dies war vor dem dreißigjährigen Kriege. In demſelben geriethen die Werke ſehr in Verfall, woraus ſie ſich erſt unter preußiſcher Leitung wieder erholt haben, ſowohl durch aufgefundene reiche Anbrüche, als auch durch guten Abſatz. Vor einigen funfzig Jahren gewann man jährlich nicht mehr als 6—8000 Ct., im 15. und 16. Jahrh. aber 18—20,000 und jetzt wieder gegen 15,000 Ct. Aus dem eigentlichen Mannsfelder Kupfer ſcheidet man Silber, aus dem Sangerhäuſer nicht; das jährlich gewonnene Silber beträgt gegen 10—14,000 Mark. —

Die Stadt, welche gegen 8000 Einwohner zählt, und Kreisſtadt des Seekreiſes iſt, liegt an einer Anhöhe in einer fruchtbaren, aber ziemlich reizloſen Gegend. Viele Häuſer tragen noch das Gepräge alter grotesker Bauart, und die Straßen ſind zum Theil krumm und enge. Sie beſteht aus der Alt- und Neuſtadt. Die Neuſtadt ward im Anfange des 16. Jahrh., „als das Bergwerk reichlich zunahm und von allen Orten Bergleute zulieſen, als eine Bergſtadt angelegt,

bekam einen Bergmann zu ihrem Wappen,*) und ward wegen ihrer reichen Ausbeute des Bergwerks, nebſt dem Kloſter und der dazu gehörigen Kirche, denen heiligen Bergpatronen des damaligen Papſtthums, als: St. Annen, St. Joachim, St. Joſeph u. ſ. w., mit biſchöflichem Conſens gewidmet, und von D. Johann Staupitz eingeweihet." Graf Albrecht VII. von Mannsfeld, aus der Hinterort'ſchen Linie, ließ ſich den Anbau dieſer Neuſtadt ſehr angelegen ſein.

Das merkwürdigſte Gebäude der Stadt iſt das Haus, in welchem Luther geboren wurde. Es ſteht in der langen Gaſſe, welche eher „Luthersgaſſe" heißen ſollte, und iſt unter dem Namen „Luther's Haus" jedem Kinde bekannt. Die Verehrung, welche man gegen dieſes Haus hat, war von jeher ſo groß, daß bei den häufigen Feuersbrünſten, welche Eisleben heimſuchten, in welchen zu verſchiedenen Malen faſt die ganze Stadt abbrannte, die Bürger die am Luthershauſe ſtehenden Häuſer und Gebäude niederriſſen, um nur dieſes heilig gehaltene Haus aus den Flammen zu retten. Obgleich alſo das Verſchontbleiben von den Flammen ſeinen Grund in den edlen Anſtrengungen der Bürger, das theure Gebäude zu retten, hatte, ſo wurde es doch bald von allen Schriftſtellern als unverbrennlich gehalten. Dieſelben waren aber nicht wenig betroffen, als es 1689 dennoch von den Flammen ergriffen, und in den obern Theilen zerſtört wurde. Herr von Rohr ſagt darüber (p. 539 l. l.): „Das Haus war früher unverbrennlich. Nachdem aber der große Gott nach ſeiner Allwiſſenheit gar wohl erkannt, daß man in Zukunfft ein unnöthiges Wunderwerk hieraus machen würde, und er ſeine Wunder vielmehr an Lutheri Lehre, als an ſeinem Hauſe erweiſen wollen, ſo ließ er auch zu, daß dieſes Haus den 9. Auguſt 1689 nebſt andern mit in die Aſche gelegt ward!" —

In der furchtbaren Feuersbrunſt des eben genannten Jahres, in welcher der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, konnte das Luthershaus nur in ſo weit gerettet werden, daß blos der obere Theil deſſelben abbrannte, der untere Theil dagegen, in welchem Luther geboren worden iſt, erhalten wurde. Der Magiſtrat zu Eisleben ſandte nun Männer durch ganz Deutſchland, und ließ Beiträge zum Wiederaufbau ſammeln. Dieſelben floſſen auch ſo reichlich, daß das Haus wieder gebaut, und eine Freiſchule für arme, beſonders verwaiſte Kinder darin aufgeführt werden konnte. Die Einweihung geſchah am 31. Oktober 1693. In der Einweihungsrede wird dieſes Haus eine Luther'ſche Ehrenſäule genannt.

Aber die Schule faßte bei Weitem nicht alle armen Kinder der Stadt. Sie hatte keinen Fond, und das Schulgeld wurde aus der Armenbüchſe bezahlt, von dem Almoſen, welches Fremde, die Luther's

*) Dieſe Figur, über einen Brunnen der Neuſtadt, ſoll, nach der Behauptung des Volks, einen der beiden oben erwähnten Bergleute vorſtellen, welche die hieſigen Bergwerke entdeckten.

Haus beſuchten, in dieſelbe legten; doch ſtiftete die Schule unausgeſetzt viel Gutes, und es wurden 124 Jahre hindurch viele Tauſende armer, verwaiſter Kinder in derſelben unterrichtet. In den letzten ſchweren Kriegsjahren erhielt ſich die Schule nur durch den Edelmuth der Bürger und die Bemühungen des Senators Andreas Friedrich Zeiſing.

In dem denkwürdigen Jahre 1817 nahm König Friedrich Wilhelm III., durch eine Cabinetsordre vom 27. Febr. 1817, Luther's Haus für immer in ſeinen Schutz, dergeſtalt, daß daſſelbe, und zwar mit gänzlicher Beibehaltung ſeiner Form und innern Einrichtung, auf Koſten der Regierung, in baulichem Stande erhalten werden ſolle. Der milde König bedachte außerdem die Armenfreiſchule mit einem jährlichen feſten Einkommen, und ließ hinter Luther's Hauſe noch ein beſonderes neues Schulhaus bauen, und dieſe erweiterte Schule, mit welcher in neueren Zeiten ein Schullehrerſeminar verbunden iſt, ward am 31. Okt. 1819 feierlich eingeweiht.

Luther's Haus wurde von jeher von durchreiſenden Fremden aus allen Ständen und Völkern und von Männern jeglichen Glaubensbekenntniſſes fleißig beſucht. Am 20. Mai 1815 beſichtigte es Friedrich IV., König von Dänemark, auf der Rückreiſe von Wien, ſo wie er auch alle übrigen auf Luther bezüglichen Denkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein nahm, ſchrieb ſich in das Fremdenbuch, welches jedem Beſucher vorgelegt wird, und machte den armen Kindern ein reichliches Geſchenk.

In den letzten Kriegen war es oft nicht ohne Rührung zu bemerken, daß die Soldaten, welche oft von Eilmärſchen ermüdet waren, dennoch nicht verſäumten, ſogleich in das Haus des großen Mannes zu eilen, und ſo ihre Bewunderung für denſelben unzweifelhaft an den Tag zu legen.

Das Haus beſteht aus zwei Stockwerken. Auswendig über der Thür iſt Luther's übelgetroffenes Bildniß in Stein mit der Ueberſchrift:

Gottes Wort iſt Luthers Lehr.
Drum vergeht ſie nimmermehr.

Im untern Geſchoß iſt linker Hand, wenn man zum Hauſe hineintritt, die erſte Schulſtube, in welcher die Elementarclaſſe iſt, auf königliche Koſten jetzt erweitert. Ueber der Thür der Schulſtube ſtehen die Worte:

„Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat, bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar!"

Rechter Hand in der Hausflur ſind in dem Fenſter, das auf die Straße geht, zwei Glasgemälde, Luther und Melanchthon vorſtellend, merkwürdig bloß ihres hohen Alters wegen, denn ſie ſind, nebſt einem kleinen Gemälde auf Holz, „der unverbrannte Luther"

genannt, welches jetzt im ſogenannten ſchönen Saale, oben, eine Treppe hoch, bei den übrigen Gemälden hängt, in dem großen Brande von 1689 mit gerettet worden.

In dem obern Stockwerke hängen, in dem erwähnten Saale, Luther's und Melanchthon's Bildniſſe in Lebensgröße auf Leinwand. Auf jenem ſieht man unten zu Luther's Füßen eine ſchwarze Kugel, und über derſelben das churfürſtlich ſächſiſche Wappen. Auf Melanchthon's Bildniſſe ſtehen die Buchſtaben C. E. R., was einen hieſigen Maler Chriſtoph Ernſt Rothe bezeichnen ſoll. In des ehemaligen hieſigen Stadtvogts Vogler „Irmensula Lutheri oder Ehrengedächtniß des großen Luther," findet ſich vor der ausführlichen Beſchreibung „wie dasjenige Haus, darinnen derſelbe zu Eisleben geboren worden, 1693 zu einem Almoſenhauſe, auch Schreib- und Rechenſchule eingeweiht worden, Eisleben, druckts Johann Dietzel, zum andernmal 1694" ein Luther's Haus darſtellendes Folioblatt in ſchwarzer Kunſt geſchabt, mit denſelben Buchſtaben C. E. R. Derſelbe hat auch wahrſcheinlich die Bildniſſe der vier erſten Churfürſten, welche im Saale hängen, gemalt. Von Cranach ſind dieſe Bildniſſe nicht, denn derſelbe hat nie auf Leinwand gemalt. Von den Churfürſten von Sachſen hängen folgende Bildniſſe in Lebensgröße in dieſem Saale: Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige und Johann Friedrich der Großmüthige, die Churfürſten Moritz und Auguſt, die vier Johann Georgen und ſogar Friedrich Auguſt I., König von Polen. Sie ſind ſämmtlich auf Leinwand gemalt, und zum Theil mit den Buchſtaben C. E. R. bezeichnet.

Hier hängt auch der unverbrannte Luther, ein zwei Fuß hohes und einen Fuß breites, auf Holz gemaltes Bildniß. Rechts iſt der Heiland und links Luther's ſinn- und bedeutungsvolles Petſchaft, — ein rothes Herz mit einem ſchwarzen Kreuze in einer weißen Roſe, — über deſſen Bedeutung ſich Luther ſelbſt, in dem bekannten Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg, unterm 8. Julius 1530, ausgeſprochen hat.

Der Chriſten Herz auf Roſen geht,
Ob's mitten unterm Kreuze ſteht.

Der unverbrannte Luther hat die Unterſchrift:

„Anno 1483 iſt D. Martinus Luther in dieſem Hauſe geboren und zu St. Peter getauft."

Unten ſtehen die Worte:

Hostis eram Papae, sociorum pestus et hujus,
Vox mea cum scriptis nil nisi Christus erat.

Ein alter Eisleber Geiſtlicher, Paſtor Schöpffer, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, hat dieſe Verſe alſo überſetzt:

Ich war des Papſtes Feind, die Peſt von ſeiner Rott',
Mein Wort mit ſammt der Schrift war Chriſtus, wahrer Gott.

Ebenfalls im ſchönen Saale hängt in Lebensgröße, auf Leinwand, Friedrich von Kospoth, Herr zu Goſſa, ehemaliger churfürſtlicher Aufſeher hierſelbſt, zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, der ſich um Luther's Haus und Schule große Verdienſte erworben hat.

Außer vorgenannten Bildern und Gemälden, Luther's Schriften in 11 Bänden in Schweinsleder gebunden, und einem ovalen Tiſche mit blauem Tuche überzogen, worauf Luther's Schwan, ſein Schreibpult, ſteht, war vor 1816 und 17 in Luther's Hauſe nichts Merkwürdiges, was ſich auf ihn und die Reformation bezogen hätte, zu ſehen. In dieſer Zeit ward aber das Haus aus der Nähe und Ferne ſo reichlich ausgeſtattet, daß es jetzt wirklich der Mühe lohnt, die in ihm befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer in Augenſchein zu nehmen.

Zuerſt wurden im Jahr 1816 im Saale des obern Stocks die ſchönen Gemälde aufgeſtellt, welche bisher in den hieſigen ganz offenen Gottesackerhallen ſtanden, und daſelbſt dem Muthwillen der Jugend und Wind und Wetter ausgeſetzt waren. Es ſind zwar eigentlich Epitaphien, aber Luther befindet ſich beinahe auf allen, theils mit ſeiner Familie, theils mit ſeinen treuen Anhängern. Dieſe Gemälde verdienen die Beachtung jedes Kenners in einem hohen Grade, und ſind auch von jeher von Durchreiſenden bewundert worden.

Das erſte iſt ein über 10 Fuß breites und 7 Fuß hohes Gemälde auf Holz, der „Nebucadnezar" genannt. Auf dieſem großen, reichen und ſchönen Gemälde kniet ganz unten Stoßnack, ein alter, reicher und angeſehener Mann zu Eisleben, über deſſen Gruft er aufgeſtellt war. Auf den erſten Blick erſcheint Nebucadnezar auf dem Throne ſitzend, von Räthen, Wachen und Gefolge umgeben. Linker Hand iſt der Götze aufgeſtellt, den das Volk anbeten ſoll. Das Volk liegt vor demſelben auf den Knieen und betet an. Links, am Ende des Gemäldes, iſt der feurige Ofen, in welchem drei Männer ſind und ein Engel, der ſie vor der Glut ſchützt. Vor dem Könige ſtehen drei Männer, von denen ihn der Mittelſte mit Freimüthigkeit anblickt. Zwei dabei ſtehende Geiſtliche haben ſehr treffende, ausdrucksolle Geſichter. Aus einer aufgeſchlagenen Rolle, leſen ſie dem Könige, nicht ohne Schadenfreude, etwas vor. Merkwürdig und für den gebornen Eisleber von beſonderem Intereſſe, iſt das alte Eisleben ganz oben, wie es mit ſeinen Kirchen, Thürmen, öffentlichen und andern Gebäuden vor dem großen Brande, 1689, ausſah, mit ſeinen Schachten und Göpeln, welche damals der Stadt ganz nahe

geweſen ſind. Betrachtet man das Gemälde genauer, ſo ſcheint ein tieferer Sinn darin zu liegen, als man auf den erſten Blick glauben ſollte. Wenn man die vielen Figuren mit den ausdrucksvollen Geſichtern genau betrachtet, ſo entdeckt man, daß ſie ſämmtlich wirkliche Perſonen aus dem Zeitalter der Reformation vorſtellen ſollen, in welchem Coſtum ſie auch gemalt ſind. Vielleicht ſoll das Bild Luther auf dem Reichstage zu Worms darſtellen. Er ſelbſt iſt dann die mittelſte Figur der drei Männer, der Daniel ſeiner Zeit. Nebucadnezar iſt dann Carl V. Vielleicht iſt das Bild in Bezug auf Luther's Worte, welche er, ehe er nach Worms ging, ausſprach, gemalt: „Der lebt und herrſcht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten!"

Das Bild, an dem gewiß mehrere Jahre gearbeitet worden iſt, und das jetzt, nach 300 Jahren, noch wohlerhalten iſt, deſſen Farben von bewundernswerther Dauer, Friſche und Schönheit ſind, wird von vielen Künſtlern und Kunſtkennern dem Albrecht Dürer zugeſchrieben.

Das zweite Gemälde iſt das Epitaph des Superintendenten Menzel, das im J. 1569 über ſeiner Gruft aufgeſtellt iſt, 3 Fuß 8 Zoll breit und 4 Fuß 8 Zoll hoch. Im Prieſterſchmuck ordinirt Luther vor dem kleinen Altare der Andreaskirche, in Gegenwart vieler hieſiger Prediger und Beamten, zwei Prediger, die auf beiden Seiten des Altars knieen. Der zur rechten Hand iſt Andreas Krauſe, der letzte, den Luther ordinirt hat. Der Superintendent Menzel, mit Gattin und Tochter, liegt nicht weit davon auf den Knieen. Alle auf dieſem Bilde befindlichen Perſonen ſind nach dem Leben gezeichnet. —

Das Bild ſoll von Lucas und Hanns Cranach gemalt ſein, was wir aber aus mehreren Gründen widerſtreiten müſſen.

Das dritte Gemälde, 10 Fuß 11 Zoll breit und über 5 Fuß hoch, war über der Heidelberg'ſchen Gruft aufgehangen. Man ſieht auf dieſem Bilde die ganze Stadt Eisleben mit dem ſchönen Schloſſe, welches 1601 abbrannte. Schon deshalb hat dieſes Gemälde für die Jetztbewohner Eislebens großen Werth. In der Mitte iſt die Auferweckung des Lazarus abgebildet. Es hat mit dem in der Blaſiuskirche zu Nordhauſen (ſ. dieſen Art.) befindlichen ſchönen Gemälde von Lucas Cranach, auf dem die Erweckung des Jünglings zu Nain dargeſtellt iſt, überraſchende Aehnlichkeit.

Das vierte Gemälde, 11 Fuß 9 Zoll breit und 7 Fuß 9 Zoll hoch, iſt das Bucher'ſche Epitaph, eines Mannes, der ehedem eine ganze Straße zu Eisleben ſein nannte, welche noch jetzt die Buchergaſſe heißt. Das Bild wird Holbein zugeſchrieben.*)

---

*) Herr Superintendent Berger zu Eisleben, in ſeinem recht guten Buche: „Kurze Beſchreibung der Merkwürdigkeiten, welche ſich in Eisleben und in Luther's Hauſe auf die Reformation beziehen, Merſeburg 1827." — glaubt, daß das auf dieſem Gemälde befindliche Monogramm HP dieſer

Das fünfte Bild iſt wunderſchön gearbeitet, und die darauf befindlichen Köpfe aus der niederländiſchen Schule erregen die Bewunderung jedes Kenners.

Das ſechſte Bild, 7 Fuß 10 Zoll breit und 4 Fuß 6 Zoll hoch, iſt das Epitaph des Hüttenfactors Feuerlein. Die Hauptgruppe iſt die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Unter den Leichenbegleitern befindet ſich rechter Hand Luther, Bugenhagen, Cruciger, Sarcerius, einige Mannsfelder Canzler und viele Herren aus dem Rathe und der Bürgerſchaft, die gewiß alle nach dem Leben gezeichnet ſind. Links führen Luther's Mutter und Katharina von Bora einen andern Zug von männlichen Perſonen, lauter Geſichter, welche auf den anderen Gemälden auch vorkommen und alſo Portraits ſind. Das Gemälde iſt deshalb für Eisleben noch beſonders bemerkenswerth, weil es eine Abbildung der Altſtadt und des alten Schloſſes mit ſeinen Umgebungen enthält.

Die übrigen ſechs Bilder, ſo ſchön ſie auch ſind, müſſen wir kurz abfertigen. Das ſiebente enthält die letzten Begebniſſe Jeſu. Der Ausdruck der Geſichter iſt ſprechend. Das achte ſtellt die Geißelung Chriſti vor, das neunte enthält Chriſtum am Kreuz, das zehnte ſtellt Chriſtum am Kreuze dar, wie ihn zwei Engel mit trauriger Miene betrachten: das elfte enthält das himmliſche Jeruſalem und die Auferſtehung der Todten; das zwölfte, welches ſchon auseinandergefallen war und vom Herrn Superintendent Berger zuſammengeſetzt worden iſt, ſtellt die Leidensgeſchichte Jeſu vor Augen. Die Figuren auf dieſem letzten Bilde ſind nicht groß, aber ſcharf und ausdrucksvoll gezeichnet.

Dieſe ſchätzbaren Denkmäler der Kunſt und des Alterthums wurden auf Befehl der Regierung aus der alten verfallenen Gottesackerkirche in Luther's Haus gebracht. Man hat vermuthet, die Verfertiger dieſer Bilder ſeien Eisleber geweſen, oder es habe ſie ein einziger Eisleber Maler gemacht; da aber verſchiedene Monogramme und Manieren zu bemerken ſind, ſo iſt wohl eher anzunehmen, daß ſie von fremden Künſtlern, welche damals häufiger umherzogen, als jetzt, in Eisleben gemalt wurden, denn an Ort und Stelle müſſen ſie gefertigt ſein, da Eisleben und viele Gebäude der Stadt darauf vorkommen. Das Kirchenbuch der Marktkirche giebt an, daß ſich in den Jahren, in welchen dieſe Gemälde verfertigt wurden, mehrere Niederländer zu Eisleben aufhielten, welche ihr Vaterland wahrſcheinlich wegen Religionsbedrückungen verlaſſen hatten. Dieſe mögen ſie gemalt haben. Die Glanz und Pracht liebenden Grafen von Mannsfeld zogen gewiß auch manchen Künſtler von Bedeutung in ihr Land. Sowohl die ſteinernen Epitaphien, als auch die in Erz getriebenen Arbeiten in den hieſigen Kirchen laſſen auf ausgezeichnete Künſtler ſchließen. —

Annahme widerſpreche, da Holbein gewöhnlich HB zeichne; allein die alten Künſtler waren nicht ſo gewiſſenhaft. HP heißt: Holbein pinxit. —

Nahe an den Fenſtern des Saales ſteht der ſchon erwähnte Schwan Luther's. Auf ihm lag ſonſt ein Brief an den Fürſten zu Anhalt, Wolfgang, den Luther ſelbſt geſchrieben hatte. Durch das öftere Beſehen und Anfaſſen iſt er zuletzt zerfallen, und die Stücken ſind abhanden gekommen. Noch vorhanden ſind:

a) Ein deutſcher Brief an den Rath in Herzberg vom J. 1530 mit noch gut erkennbarem Siegel. Er enthält eine Fürbitte für eine Frau, die mit zu kurzer Elle gemeſſen, und deshalb hart beſtraft werden ſollte.
b) Zwei lateiniſche Briefe, aber bloß in der Abſchrift, einer an Spalatin, der andere an Amsdorf.
c) Ein lateiniſcher Brief an Myconius vom 23. Sept. 1534, von Luther's Hand.
d) Ein Brief an Juſtus Jonas, ohne Jahrzahl, wahrſcheinlich eine gleichzeitige Abſchrift. Er handelt über M. Crauſe aus Walkenried. (Iſt im Art. Nordhauſen abgedruckt.)
e) Ein Autographum von Melanchthon vom 30. Jun. 1552. Es iſt ein Empfehlungsſchreiben Melanchthon's für einen gewiſſen Thomas Herspach aus Gotha und hat ſich ſehr gut erhalten.
f) Ein Brief Luther's an den Churfürſten von Brandenburg, Joachim II., in Abſchrift.
g) Ein kleines Actenſtück von 25 Blättern mit der Aufſchrift: Literae virosum illustrium. Sie ſind von Melanchthon, Cruciger, Aegidius, Hunnius, Olearius, Erasmus Sarcerius und dem mannsfeldſchem Rathe D. Paul Han.
h) Ein Actenſtück von 41 Blättern mit der Aufſchrift: Herrn Doctor Martini Lutheri b. m. Verehelichung und deſſelben Beilager betreffend.
i) Vier Originalablaßbriefe aus Rom, auf Pergament, aus den Jahren 1497 — 1516.

Zu betrachten iſt ferner eine Nachbildung von Luther's Verlobungsringe, wovon ſich das Original in Leipzig befindet. —

Wenn man einige alte Bibelüberſetzungen betrachtet, welche noch vor der lutheriſchen erſchienen, muß man dem Erasmus Alber beiſtimmen, wenn er ſagt: „D. Martinus iſt ein rechter deutſcher Cicero. Er hat uns nicht nur die wahre Religion gezeigt, ſondern auch die deutſche Sprache reformiret, und iſt kein Schreiber auf Erden, der es ihm gleich thun kann!" — Die älteſte vorhandene Bibelüberſetzung iſt vom J. 1477 und zu Cöln gedruckt, eine andere iſt in Nürnberg 1483 in zwei Foliobänden erſchienen. Sie iſt mit vergoldeten, rothen, blauen Anfangsbuchſtaben und mit vielen illuminirten Holzſchnitten geziert, welche, eben ſo wie der Druck, noch ſehr friſch und lebhaft ſind. — Außerdem ſind noch viele andere merkwürdige und zum Theil ſeltene Schriften vorhanden, wir können aber davon nur erwähnen:

Lucas Cranach's Stammbuch, enthaltend die von ihm ſelbſt in Miniatur gemalte Abbildung des den Seegen ertheilenden Heilandes und die Bildniſſe der vorzüglichſten Fürſten und Gelehrten aus der Reformationsgeſchichte, nebſt kurzen biographiſchen Nachrichten von denſelben, den Handſchriften der vier Theologen und dem Vorladungs- und Sicherheitsbriefe Carl's V., wodurch Luther auf den Reichstag nach Worms entboten ward.

Eine Genealogie Luther's.

Von den vielen, zum Theil höchſt merkwürdigen Gemälden, Kupferſtichen, Büſten und andern Dingen, machen wir aufmerkſam auf das Bildniß König Friedrich Wilhelm's III., von dem Könige ſelbſt hierhergeſchenkt, auf die coloſſalen Büſten Luther's von Weiſe und Schadow u. ſ. w.

Von den vielen Denkmünzen auf Luther nennen wir nur einige von den Reformationsfeſten 1617, 1717 und 1817. Auf der von 1617 ſteht Luther im Prieſtergewande und nimmt einen Scheffel von einem brennenden Lichte hinweg, welches auf einem Tiſche ſteht, auf dem eine aufgeſchlagene Bibel liegt. Die auf 1717 enthält Luther's wohlgetroffenes Bildniß mit der Umſchrift: MartInVs LVtherVs TheoLogIae DoCtor. Auf das dritte Jubelfeſt ſind mehrere Münzen da. Die eine iſt vom Herrn Grafen Joſeph zu Stollberg, welcher ſie in Verbindung mit dem Grafen Wilhelm von Stollberg-Roßla ſchlagen ließ, eingeſandt und ſehr ſchön gearbeitet. Auf der einen Seite iſt ein Würfel mit der Inſchrift: Dem Andenken Luthers. Auf demſelben die aufgeſchlagene Bibel mit den Worten: II. Petri, Cap. I. V. 19. Hinter ihr liegt eine Fackel, die ſich an den Sonnenſtrahlen anzündet. Unter dem Würfel lieſt man: Am Reformations-Feste D. 31. October 1817. Die Umſchrift heißt: Dem Geist hat Freiheit Er verschafft, Licht finstrer Zeit; Erstorbner Kraft. Auf der Rückſeite iſt das Wappen des Stollberg'ſchen Grafenhauſes, unter welchem die Worte ſtehen: Stollberg am Harz, mit der Umſchrift: Wilhelm und Joseph, Grafen zu Stollberg, Kön. Rochef. Wern. u. Hohenst. — Eine andere auf dieſelbe Feier ließ der kaiſerliche Senat in Finnland ſchlagen, und wurde dem Lutherhauſe vom Bergmeiſter Nils Nordenſkiöld verehrt. Noch eine 1817 zu Paris geſchlagene iſt ein Zeugniß der franzöſiſchen Toleranz.

Jedem Beſucher des Lutherhauſes empfehlen wir das ſchon oben erwähnte Buch von Berger, welches für 10 Sgr. im Lutherhauſe zu haben iſt, und zum Beſten dieſer Anſtalt verkauft wird.

Andere merkwürdige Gebäude der Stadt ſind:

Die Andreas- oder Marktkirche, die merkwürdigſte der Stadt, in der mehrere Perſonen aus dem gräflich mannsfeldſchen Hauſe beerdigt liegen. Von derſelben Maſſe, aus welcher Luther's Standbild in Wittenberg gegoſſen worden iſt, ſind hier vor dem großen Altare zwei Büſten, Luther und Melanchthon vorſtellend, auf Piedeſtalen aufgeſtellt, welche König Friedrich Wilhelm III. der mannsfeldſchen literariſchen Geſellſchaft, und dieſe der Andreaskirche geſchenkt

hat, in welcher noch Luthers Kanzel ſteht. An der obern vordern Seite des Piedeſtals Luther's lieſt man die vergoldeten Worte:

Koenig Friedrich Wilhelm III. der Mannsfeldischen literarischen Gesellschaft und diese der Andreaskirche hier 1817.

Die vier Seiten des Fußgeſtelles, worauf Luther's Büſte ſteht, haben folgende vergoldete Inſchriften:

Die vorderſte nach der Gemeine gerichtete Seite:

Gottes Wort ist nicht gebunden. 2 Tim. 2, 9.

rechter Hand: Worms, den 5. April 1521.

linker Hand: Hier geboren d. 10. Novbr. 1483.

hinten: Hier gestorben den 18. Febr. 1546.

An Melanchthon's Fußgeſtelle ſind folgende, ebenfalls vergoldete Inſchriften zu leſen:

vorn: Alles in der Liebe. Ephes. 4, 16.

rechts: Augsburg, d. 25. Jun. 1530.

links: Geboren zu Bretten d. 16. Febr. 1497.

hinten: Gestorben zu Wittenberg d. 19. April 1560.

Außerdem hängen Luther und Melanchthon in Lebensgröße, auf Leinwand gemalt, über den Predigerſtühlen in der Nähe des großen Altars. Mitten in der Kirche ſteht, an einem Pfeiler, Luther's Kanzel, auf welcher er oft gepredigt hat. Sie iſt mit einem köſtlichen, obſchon vor Alter etwas verblichenen, rothſammtenen Umhange bekleidet, auf welchem Kunſtverſtändige die erhabene Stickerei aus Gold- und Silberſtoff bewundern werden. Eine Gräfinn von Mannsfeld hat ihn geſchenkt und von ihren Händen iſt auch die Stickerei. Die Kanzel iſt von Eichenholz und der Weg hinauf ſo ſteil, daß ſie von ſchwachen, zum Schwindel geneigten Perſonen nicht beſtiegen werden kann. Um ſie möglichſt zu ſchonen, wird jährlich nur dreimal, an den ſogenannten Gedenktagen Luther's, auf ihr gepredigt, nämlich am 10. Nov., am 18. Febr. und am Montage nach Septuageſima. Die letzte Predigt wird Nachmittags zwei Uhr zum Andenken und zur Empfehlung des kleinen lutheriſchen Katechismus gehalten und heißt davon: „die Katechismuspredigt.“

Schöne Bildhauerarbeiten in der Kirche ſind:

a) Graf Bruno II. über ſeiner Gruft, auf dem Paradebette, in Lebensgröße, in völliger Rüſtung, auf ſteinernen Platten, an welchem Genien, Sinnbilder des Todes und das gräfliche Wappen in Alabaſter angebracht ſind.

b) Gräfin Agnes, in der Nähe des Predigerſtübchens, knieend, mit einem Gewande aus Stein, deſſen Falten überaus kunſtvoll um den Körper herum, und bis auf die Füße herunterfließen. Ihr gegenüber

c) ihr Gemahl, Graf Buſſo von Mannsfeld mit abgenommenem Helme.

d) Graf Albrecht von Mannsfeld und deſſen Gemahlin Magdalene knieend.

Nicht zu überſehen iſt eine große meſſingene Tafel, ein Meiſterſtück der Kunſt, zum Andenken an Chriſtoph von Ebeleben, der vom Churfürſten von Sachſen, Moritz, in Geſchäften hierhergeſandt, 1547 an der Peſt ſtarb.

Vor dem großen Altare liegt der bekannte Joh. Spangenberg † 13. Jun. 1550, begraben.

Im Predigerſtübchen hängt ein ſchönes Gemälde, das Bruſtbild von Johann Arnd, dem Verfaſſer des Buches vom wahren Chriſtenthume, welcher an dieſer Kirche von 1608 — 14 Prediger war.

Die Petri-Paulikirche, in welcher, oder wenigſtens in einer an den Thurm der Petrikirche ſtoßenden Capelle, Luther am 11. Nov. 1483 von einem Meßprieſter getauft wurde. Der Taufſtein fand ſich beim Umgraben des Gartens eines Rectors am hieſigen Gymnaſio, und man ließ ſtatt des beſchädigten Randes einen neuen mit der vorigen Aufſchrift machen. Es ſtehen oben am Rande die Worte eingehauen: Rudera Baptistarii, in quo tinctus est beatus Martinus Lutherus. Anno 1483. d. 10. Novbr. (NB. Sollte wohl heißen: d. 11. Novbr.) In der Kirche zeigt man noch ein Stück von Luther's Mantel und ſein ledernes Käppchen. Beides hat er als Schüler zu Eiſenach getragen.

Es ſollte nun noch die Rede ſein von den übrigen Kirchen und merkwürdigen Gebäuden der Stadt, von den Männern, welche zu Eisleben geboren ſind, oder daſelbſt wirkten, und in Deutſchland einen Namen haben, von Siegmeyer, König, Trinius, Burkhardt, Jani, Schneider, Höpfner, Giſeke, Warmholz, Genthe u. A., aber der Raum erlaubt es nicht, und wir nehmen daher von dem freundlichen Leſer herzlichen Abſchied!

C. Duval.

Das Kloſter Volkenrode.

Wo ſind die hohen Hallen, zu Gottes Dienſt geweiht,
Die prächtig hier erſtanden durch hehre Frömmigkeit?
Wo die ehrwürd'gen Väter, die einſtmals hier gewallt,
Und ihre frommen Lieder, die hier ſo oft erſchallt?

Der Tempel iſt geſunken als Opfer blinder Wuth,
Entmenſchter gier'ger Horden, des Pöbels wilder Brut.
Des Hauſes fromme Diener verließen voller Schmerz
Den einſtgeliebten Wohnſitz mit halbgebrochnem Herz.

Und ob auch bald ereilte der Frevler freche Schaar
Nemeſis ſchwere Rache, die ſchnell und blutig war,
So hob doch nichts mehr wieder der Abtey alten Glanz,
Er ſank vielmehr allmählig, und endlich ſchwand er ganz.

Das Kloſter Volkenrode, zwei Stunden von der ehemaligen Reichsſtadt Mühlhauſen, gehörte zur Zeit ſeiner Blüthe zu den reichſten und angeſehenſten Klöſtern Thüringens, und hat in der Zeit ſeines Beſtehens ſo manches Merkwürdige erlebt, daß eine

Beſchreibung deſſelben in dieſem Werke wohl ebenfalls ein Plätzchen finden dürfte.

Daſſelbe hat, wie wir dies faſt bei allen Klöſtern treffen, eine für ſeinen Zweck ſehr gut gewählte und mancherlei Bequemlichkeiten darbietende Lage am Rande einer ausgedehnten dichten Waldung, halbverſteckt zwiſchen reichen Obſtpflanzungen, die zwar nicht mehr die majeſtätiſchen Rieſenſtämme aus den guten alten Kloſterzeiten zeigen, dafür aber eine größere Ertragsfähigkeit bieten, und dadurch hinreichenden Erſatz für die mangelnde Großartigkeit des Baumſchlags gewähren.

Das Kloſter wird in älteren Urkunden Volkerot, Volkoldorot, Volkolderodta, Volckelroda und erſt um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts Volkeroda genannt. — Im zehnten Jahrhunderte befand ſich bereits eine königliche Burg an der Stelle deſſelben, die der Sage nach von Heinrich dem Vogelſteller in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts gegen die Ungarn erbaut worden ſein ſoll. — Zur Zeit des thüringiſchen Zehntenkriegs enthielt ſie eine beträchtliche königliche Beſatzung, die ſehr übel in der Umgegend hauſte, und dadurch den Unwillen der thüringiſchen Edlen in ſo hohem Grade gegen ſich rege machte, daß dieſe, nachdem ſich die dieſer Angelegenheit halber zu Corberg gepflogenen Unterhandlungen fruchtlos zerſchlagen hatten, die Burg Volkenrode im Frühlinge des Jahres 1074 belagerten. —

Als dieſes geſchah, befand ſich eben des Kaiſers Gemahlin auf der Burg Volkenrode, um daſelbſt ihre Niederkunft zu halten, verließ aber, als ſich die Verhältniſſe plötzlich ſo ungünſtig geſtalteten, durch Vermittelung des Abtes von Hersfeld, die Burg und begab ſich erſt auf ihren Landſitz Bertharoda in der Nähe, und dann nach Hersfeld, wo ſie kurz darauf einen Sohn, Conrad, gebar, „darzu," wie die Chronik ſagt, „in Mangel Anderer der Abt und die Mönche Gevatter geſtanden."

Während deſſen wurde die Burg Volkenrode, deren Belagerer durch verſchiedene Abtheilungen, und namentlich nach Eroberung der gleichzeitig belagerten Aſſeburg durch die damit beſchäftigt geweſenen Truppen verſtärkt worden waren, hart bedrängt und endlich nach ſiebenmonatlicher Belagerung erſtürmt und zerſtört.

Nach der Zerſtörung derſelben und nach hergeſtelltem Frieden kamen die dazu gehörigen Beſitzungen an Graf Ludwig **II.** den Springer, ohne daß die Art und Weiſe des Erwerbes ermittelt werden konnte. —

Sein Sohn Ludwig **III.** — ſeit 1130 Landgraf Ludwig **I.** von Thüringen — vertauſchte dieſelben im Jahre 1128 gegen die Güter Muerſtidi (Möhrſtedt) und Billeheben (Billeben) an die Gräfin Helinburgis von Gleichen.

Dieſe ſtiftete nach der noch vorhandenen Urkunde im Jahre 1130 in der Nähe der alten Burg ein neues Kloſter, und dotirte daſſelbe mit anſehnlichen Gütern, namentlich außer den Zubehörungen der Burg mit 24 Hufen Land, dem wüſten Dorfe Pöthen, Zehenden und Zinſen in Wenigen-Ehrich und Merrisleyben, ſo wie mit dem

Patronatrechte über die Kirchen zu Thomasbrück und Bleicherode. — Zur Beſetzung des Kloſters berief die Stifterin Ciſtertienſer-Mönche aus dem Kloſter Altencampen im Rheinlande, welche im Rufe ausgezeichneter Frömmigkeit ſtanden, und daher zur Beſetzung neuer Klöſter vorzugsweiſe gewählt wurden.

Da die Mönche fortfuhren, dieſen guten Ruf auch in ihrem neuen Aſyle ſich zu bewahren, da ſie ſtreng nach ihren Ordensregeln lebten, und wie die Sage berichtet, zur Cultivirung des Bodens ſelbſt Hand anlegten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich das neue Kloſter bald hob und wohlhabend wurde.

Reichliche Schenkungen ſetzten die Mönche in den Stand, den Bau deſſelben raſch zu fördern, ſo daß ſchon zehn Jahre nach der Stiftung, am dritten Pfingſttage 1140, das Kloſter eingeweiht werden konnte, was von dem Erzbiſchofe Heinrich von Mainz, in Gegenwart vieler Fürſten, Grafen und Herren und unzähligen Volkes geſchah.

Von nun an wuchs das Kloſter zuſehends an Reichthum und Anſehen, und zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe beſaß es ſiebzehn Dörfer: Körner, Oſtkörner, Homberg (Hohenbergen), Wenigen-Mehler (Obermehler), Menterode, Bertharode (zerſtört), Lahmenkeule (Kleinkeula), Sollſtedt, Billeben, Maulo (zerſtört), Poppenroda, Schwerſtedt, Stadten a. H., Radolferod (zerſtört), Appenheiligen (zerſtört), Bellſtedt (einen Theil) und Menhofen (zerſtört), und in 41 anderen gehörten ihm einzelne Güter, Mühlen, Teiche, Wieſen, Weinberge und Zinſen. — Gerechtſame und Freiheiten aller Art wurden ihm nach und nach von Kaiſern, Königen und Fürſten verliehen, und wie ſorgfältig die Mönche über deren Erhaltung wachten, davon zeugen die zahlreichen Beſtätigungs-Urkunden, die ſie ſich von den Mächtigen ihrer Zeit zu verſchaffen wußten.

Aber wie überall, ſo wirkte auch hier Reichthum und Ueberfluß nachtheilig auf die klöſterliche Zucht und Ordnung ein, und wenn es gegründet iſt, wie ſich hier und da Andeutungen davon finden, daß die Mönche um das Jahr 1439 nur mit Mühe einer ſtrengen Reviſion entgingen, ſo dürfte dies den vielfachen Sagen von ihrem ausſchweifenden Leben, wie ſie unter den Bewohnern der Umgegend verbreitet ſind, allerdings einige Wahrſcheinlichkeit verleihen.

Die Zahl der Mönche belief ſich in der Regel und mit Ausnahme des Abts, Priors, Unterpriors und Kellners auf zwölfe, 1518 waren deren ſechzehn, welche ſich in einer Urkunde: fratres professi Monasterii Beatae Mariae Virginis Volckelderodensis nennen.

Schon bei der Stiftung des Kloſters wurde nach der darüber ausgeſtellten Urkunde die Beſtimmung getroffen, daß die Schutzgerechtigkeit über daſſelbe den Landgrafen von Thüringen und deren Nachkommen verbleiben ſolle, und es haben dieſelben dieſes Recht auch bis zur Aufhebung des Kloſters behauptet.

Von den Aebten, welche nach einander dem Kloſter vorſtanden, ſind nur noch folgende bekannt:

1) Engelbertus, wird bei der Einweihung des Kloſters 1140 als erſter Abt erwähnt.

2) Franco, kaufte 1188 von den Edlen Kuno und Rudolph von Körner Ländereien und Waldungen beim Kloſter.

3) Alboldus alias Gangolfus. — Er war Dichter, und wurde von Landgraf Hermann I. ſehr oft zu den Sänger-Wettkämpfen auf Wartburg zugezogen. — Er erwarb 1192 von den Herren von Düßdorp und Nordmannſtein die Güter Oſtkörner, Menterode und Barterode.

4) Raymundus 1194. Er ſoll im Jahre 1195 als Markgraf Albrecht zu Meißen nach einem unglücklichen Gefechte auf ſeinem Rückzuge in der Nähe von Volkerode von dem ihn verfolgenden Herzog Wilhelm zu Braunſchweig hart bedrängt worden, den erſteren im Kloſter aufgenommen, den letzteren aber in Folge ſeines Gebets ſo verblendet haben, daß dieſer, obgleich er die Kloſterglocken habe läuten hören, daß Kloſter dennoch nicht habe finden können und wieder habe abziehen müſſen. —

5) Bernardus erkaufte 1225 von einem Edlen von Hirſchingerode die Mühle zu Schwerſtedt.

6) Albertus kömmt 1255 vor. Der Ausbruch des erbitterten Kampfes zwiſchen Markgraf Albrecht dem Erlauchten und der Herzogin Sophie von Brabant, veranlaßte den Abt, das Kloſter mit Mauern und ſonſtigen Vertheidigungsmitteln zu verſehen, weil in früheren Kriegen das Kloſter durch Einfälle ſehr mitgenommen worden war.

7) Dithmarus, wird als Abt in einer Urkunde von 1268 aufgeführt, durch welche Albert von Ebeleben dem Kloſter das Dorf Billeben abtrat.

8) Friederikus erſcheint in Kloſterbriefen von 1292, 1293 und 1295. Er gerieth mit einem Edlen Ehrenfried von Körner in Streitigkeiten, wurde von dieſem befehdet, beſchwichtigte ihn aber mit 4 Mark Silber aus dem Kloſterſchatze.

9) Gieſelherus hatte mit dem Ritter Johann von Bodenſtein gleichfalls Händel, die aber 1324 auf einem Sühnetage zu Mühlhauſen beigelegt wurden.

10) Henricus I. wird in Kloſterbriefen von 1350 und 1361 aufgeführt.

11) Hermannus de Spangenberg 1365 — 1380. Er erwarb dem Kloſter mehrere bedeutende Güter.

12) Henricus II. de Thuna erſcheint in Urkunden von 1392 und 1395.

13) Nicolaus I. kommt vor 1416 — 1424.

14) Wintherus von 1424 — 1459. Zu ſeiner Zeit war die Sitte und Ordnung im Kloſter tief geſunken, daß 1431 demſelben eine ſtrenge Reform bevorſtand, welche der Abt nur durch Vermitte-

lung der Landgräfin Anna, Gemahlin Friedrichs IV., bei welcher er „gut angeſchrieben“ ſtand, vermeiden und abwenden konnte. Eine ältere Chronik enthält von ihm Folgendes:

„Er kam einſtmahlen (es war Anno 1433) wohlbezechet „von Landgraf Friedrichen zu Thomasbrücken nach Volkenrode „ſpäten Abend's heim, ſchlieff auff dem heymlichen Gemache ein „und weilen das Licht einiges Papier, ſo allda gelegen, ergriffen, „iſt in wenig Stunden die obere Hälfte der Abtey vom Feuer „verzehret worden, alſo, daß man den verſoffenen Pfaffen knapp „herausbringen können.“

15) Joannes I. in einer Kloſter-Urkunde von 1468 erwähnt.

16) Heinricus III. von 1473 — 1488. Er bediente ſich zuerſt des Titels „Von Gottes Gnaden“ und trug die Inful. Zu Anfang des Jahres 1473 wurde das Kloſter mit einem Edeln von der Linde in blutige Streitigkeiten verwickelt, die ſich endlich 1474 dahin erledigten, daß das Kloſter ſeinem Gegner Schadenerſatz leiſtete.

17) Nicolaus II. Seberus erlangte das Priorat 1498 und wurde 1510 von dem Convent zu Waldſachſen zum Abte erwählt.

18) Joannes II. Fulbertus von 1510 ab hatte heftige Streitigkeiten mit ſeinen Unterthanen, und ſtarb 1524.

19) Georgius Ludolfus von ſeinen widerſpenſtigen Vaſallen in Körner ſchlechthin „der Schwarzkopf“ oder „der ſchwarze Görge“ genannt. — Er behauptete ſeine Würde bis zur Säculariſation. Kurz nach ſeinem Amtsantritte brach der Bauernkrieg aus, welcher das Kloſter Volkenrode härter als irgend ein anderes traf, und daſſelbe ſeinem Untergange nahe brachte.

Die Veranlaſſung zu dieſer Kataſtrophe war hier zwar die nämliche wie anderwärts, allein es lagen hier beſondere örtliche Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Kloſter Volkenrode und deſſen Unterthanen, beſonders in Körner vor, die oft ſo heftig wurden, daß die Schutzherren des Kloſters gewaltſam einſchreiten mußten.

Dieſes war namentlich 1519 der Fall, wo der Abt einer Frevelthat halber einige „loſe Vögel“ in Körner in Arreſt nehmen ließ, was die unruhigen Bewohner dieſes Ortes veranlaßte, das Kloſtergefängniß zu überfallen, und die Gefangenen zu befreien. — Der Abt führte wegen dieſer Gewaltthat Klage bei Herzog Georg von Sachſen, und dieſer ſandte nicht allein einen Trupp „Einſpännige“ dem Abte zu Hülfe, ſondern beſtrafte auch die Gemeinde Körner mit 300 Goldgülden, während die Hauptanſtifter unangefochten entkamen.

Im Frühjahre 1525 ſtellten ſich dieſe wieder ein, und wiegelten die ohnehin nur ſcheinbar beruhigte Gemeinde ſo auf, daß dieſelbe am Sonntage Jubilate, als der Ortspfarrer ihr ihre Pflichten als Unterthanen in das Gedächtniß zurückführen wollte, dabei aber ſich vielleicht allzu ſtarker Ausdrücke bediente, denſelben von der Kanzel und ſelbſt aus dem Flecken jagte, ſo daß er Schutz im Kloſter ſuchen mußte.

Der Abt Georg, auf ſolche Ereigniſſe ſeit der durch die Anhänger Münzer's bewirkten Abſetzung des Raths in dem benachbarten Mühlhauſen ſchon längſt gefaßt, und entſchloſſen zur Behauptung des Kloſters das Aeußerſte zu wagen, traf durch den Kloſtervoigt Hannß Vaſolo alle Anſtalten zur Vertheidigung, bewaffnete die Laien und Kloſterknechte, und ließ die Dienſtleute des Kloſters in den noch nicht empörten Ortſchaften zur Hülfe entbieten. — Aber ein böſes Geſchick ſchien über daſſelbe verhängt zu ſein, und ſein Walten lenkte alle Anſtalten, die unter andern Umſtänden das Kloſter vielleicht gerettet haben würden, jetzt zu ſeinem Verderben. — Zwar leiſtete der größere Theil der entbotenen Dienſtmannen dem Aufrufe Folge, und ſchien auch mit gutem Willen für die Sache des Kloſters erfüllt zu ſein, allein die verknöcherte Engherzigkeit und Kargheit der Kloſterbeamten öffnete den wilden fanatiſchen Horden draußen Thür und Thor, und führte, ungeachtet der guten Vertheidigungs-Anſtalten und der damals allerdings nicht zu verachtenden Befeſtigung des Kloſters durch Thore, Mauern und Gräben, deſſen Untergang herbei.

Kaum waren nämlich die aufgebotenen Dienſtleute im Kloſter eingetroffen, als auch ein wilder Haufen zuſammengelaufenen Geſindels aus den nächſten Orten gegen das Kloſter heranzog und ſofort verſuchte, ſich ebenfalls Eingang zu erzwingen. — Einige Schüſſe belehrten die Andringenden indeſſen von der Unmöglichkeit ſich des Eingangs durch einen Handſtreich zu bemächtigen, und ſie zogen ſich daher etwas zurück, zündeten in einiger Entfernung Lagerfeuer an, und überließen ſich hier all' dem Muthwillen und Unfug, der mit ſolchen geſetzloſen Zuſammenkünften roher Menſchen unzertrennlich verbunden iſt.

Während ſie hier in Wein und Bier ſchwelgten, das ſie aus geplünderten Edelſitzen und Klöſtern geraubt hatten, und Brod, Fleiſch und andere Lebensmittel, zu denen ſie wahrſcheinlich auf die nämliche wohlfeile Weiſe gekommen waren, in Ueberfluß beſaßen, was die eingeſchloſſenen Vertheidiger recht gut wahrnehmen konnten, wurden die letztern von dem kargen Küchenmeiſter mit — Dünnbier und Frohnkäſe geſättigt. — Eine ſolche Bewirthung konnte aber die Ergebenheit der Dienſtmannen für die Sache des Kloſters nicht erhöhen, und es beſtätigte ſich auch hier die alte Erfahrung, daß, wenn Unzufriedenheit unter der Beſatzung eines Platzes entſteht, ſich am erſten Einverſtändniſſe mit dem Feinde bilden.

Noch in derſelben Nacht wurden den Aufrührern die Zugänge des Kloſters von innen geöffnet, und wenn auch Vahold mit wenigen Getreuen das Aeußerſte wagte, das Innere des Kloſters zu behaupten, ſo erzwangen doch die Bauern, nachdem ſie das innere Vorwerk in Brand geſteckt hatten, den Eingang in das eigentliche Kloſter. — Jetzt folgte eine Scene, die jeglicher Schilderung ſpottet. Thüren und Fenſter wurden unter gräßlichem Fluchen und Toben eingeſchlagen, die Hausgeräthe zertrümmert, die Bibliothek unter lautem Jubel den Flammen überantwortet und endlich die Keller erbrochen, um das gelungene Werk mit einem Saufgelage zu krönen.

Beim grauſigen Scheine der thurmhoch emporſchlagenden Flammen wurden die Stückfäſſer aus den tiefen Gewölben heraufgewälzt, und unmittelbar vor deren Oeffnungen, mitten unter Rauch und Flammen begann eine Scene der empörendſten Art. Aus den heiligen Gefäßen wurde Bier, Wein und Meth durch einander geſoffen, die aus ihren Verſtecken hervorgeſuchten Mönche wurden auf alle erdenkliche Weiſe gemißhandelt, und ſogar der alte geizige Kellermeiſter gezwungen, einen Pokal kochenden Weines auszutrinken. (Baum. Manuscr.)

Gegen Morgen endlich verſammelte ſich der ganze rohe Haufen in dem geräumigen Refectorium, um über die unglücklichen Mönche Gericht zu halten. — Gebunden wurden ſie in den wohlbekannten Raum geführt und hier, wo ſie ſo oft den behaglichſten Genüſſen des Lebens ſich hingaben, mußten vier von ihnen ihr Todesurtheil von demſelben trunkenen, viehiſchen Geſindel vernehmen, auf welches ſie früher mit tiefer Verachtung herabzublicken gewohnt waren.

Dem Ausſpruche folgte die Execution auf dem Fuße, und noch ehe die Morgenröthe des neuen Tages ihr mildes Licht auf die Schrecken dieſer grauenvollen Nacht warf, wurden die Verurtheilten bei Fackelſchein in den Kloſtergarten hinausgeführt, und dort ohne Beichte oder Vorbereitung zum Tode unter rohen Späßen an einen noch jetzt vorhandenen Nußbaum aufgeknüpft.

Dieſer Gräuelthat folgte die Zerſtörung der ſchönen Kirche mit zweien Thürmen und herrlichem Geläute, der Abtey und des eigentlichen Kloſters, und erſt dann, als nichts mehr zu zertrümmern oder zu verzehren übrig war, bequemte ſich der Haufen zum Abzuge, um einige Wochen ſpäter bei Frankenhauſen für alles dieſes ſeinen wohlverdienten Lohn zu empfangen.

Nach wieder hergeſtellter Ruhe fanden ſich die Mönche wieder ein, und begannen den Wiederaufbau des Kloſters. — Allein dieſes konnte bei der großen Erſchöpfung ihrer Mittel nur langſam geſchehen, und ehe ſie noch im Stande waren die Abtey zu vollenden ſtarb Herzog Georg von Sachſen, der zeitherige Schutzherr des Kloſters. — Seine Länder fielen an ſeinen Bruder Heinrich: kaum war die Sache regulirt, ſo begann er auch die Säculariſation des Kloſters einzuleiten, und dieſe erfolgte bereits im Sommer des Jahres 1540, nachdem das Kloſter 410 Jahre hindurch beſtanden hatte.

Der Abt nebſt einigen Mönchen blieb in Volkenrode zurück, während die übrigen ſich nach Reiffenſtein begaben. — Später verließ auch der Abt das Kloſter, und bezog den Volkenröder Kloſterhof in Mühlhauſen, wo er 1545 ſtarb.

Das Kloſter wurde nun in ein Amt verwandelt, und iſt bis jetzt ſtets im Beſitze des Herzogl. Sächſ. Hauſes geblieben, obgleich im 30jährigen Kriege mehrere Verſuche gemacht wurden, daſſelbe wieder in den Beſitz des Ciſtertienſer-Ordens zu bringen.

Nach einem mir vorliegenden Schreiben des „Fr. Jacobus, Abbt zu Käyßerszeym Röm.-Käyß. Mayt. Rhott" an Herzog Johann Ernſt zu Sachſen-Eiſenach d. d. Walkenried den 7. Februar 1630

motificirt der Erſtere dieſem Fürſten, daß er von ſeinem Orden beauftragt ſei, für denſelben das Kloſter Volkenrode zu „recuperiren" weshalb er der gütlichen Ueberweiſung ſich gewärtige, entgegengeſetzten Falls aber ſich genöthigt ſehen würde, ſich deſſelben mit Gewalt zu bemächtigen.

Herzog Ernſt Seiner Seits reſcribirte an Seinen „Amtsſchöſſer und Lieben Getrewen Michel Eckardten in Volckerode" das Kloſter in guten verwehrlichen Stand ſetzen zu laſſen, auch eine hinreichende Anzahl zuverläſſiger Leute zu deſſen Beſetzung anzuwerben, was auch nach den Acten wirklich geſchah.

Ob nun der Abt von Kaiſersheim für gut befunden hat, unter ſolchen Umſtänden gegen Volkenrode etwas zu unternehmen, darüber findet ſich keine Nachricht, wohl aber mehrere Andeutungen darüber, daß während jenes Krieges verſchiedene Angriffe umherſtreifender Partheien auf das „Ambthaus Volckenrode" wacker abgeſchlagen worden ſind.

Von den alten Kloſter-Gebäuden ſind jetzt nur noch 1) ein Theil der alten Kloſterkirche welche theilweiſe zu Holz-Remiſen benutzt wird, während der öſtliche Flügel zu kirchlichen Zwecken dient; 2) ein Gebäude „das Schlafhaus" früher Mönchszellen, jetzt Viehſtälle enthaltend; 3) das untere Geſchoß der alten Abtey jetzt Wohnung eines Juſtiz-Beamten, und endlich 4) ein Thurm übrig, welcher noch von der alten königlichen Burg herrühren ſoll, ein jetzt als Keller benutztes Burgverließ enthält, und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung am meiſten treu geblieben iſt, indem er noch jetzt wie in den Kloſterzeiten als Gefängniß dient.

Die im thüringiſchen Erbfolgekriege errichteten, und wie bemerkt im Jahre 1630 erneuerten Befeſtigungen ſind nach und nach verſchwunden, die Mauern theils ganz abgetragen und durch Palliſaden und Heckenzäune erſetzt, theils bis auf die Hälfte ihrer früheren Höhe abgenommen, auch die Wallgräben theilweiſe ausgefüllt und zu Gärten benutzt worden, ſo daß die geringen Ueberreſte nur den aufmerkſamen Beobachter noch anziehen und an ihre einſtige Beſtimmung erinnern. —

Uebrigens fehlt es auch hier, wie bei andern Schlöſſern und Klöſtern, nicht an Sagen von verborgenen Gewölben uud Schätzen, und noch vor ungefähr 60 Jahren ſoll ein fremder Mönch aus fernem Lande Volkenrode beſucht, mit Beihülfe einiger verſchwiegener Leute in dem tiefen Keller der früheren Abtey einen großen Schatz gehoben, und nach reichlicher Belohnung der Arbeiter denſelben mit ſich fortgenommen haben.

Am meiſten iſt der Verluſt des Kloſter-Archivs mit ſeinen zahlreichen Dokumenten zu bedauern, die zwar theilweiſe im Bauernkriege gerettet wurden, aber ſpäter theils nach Mühlhauſen, theils nach Reiſenſtein und endlich ſogar nach Leipzig und Dresden gebracht wurden, und dadurch den Bewohnern der Gegend, für welche ſie doch eigentlich das meiſte Intereſſe darbieten, gänzlich verloren gegangen ſind. —

Volkenrode iſt jetzt der Sitz des gleichnamigen Amtes, und enthält außer der Kirche, den Wohnungen der Beamten im Amthauſe und deſſen Angebäuden, dem Kammergute und einigen andern herrſchaftlichen Gebäuden, nur vier Privathäuſer und eine Geſammt-Einwohnerzahl von 105 Seelen.

Eine freundliche Lage am Rande einer umfänglichen Waldung, und mitten zwiſchen Gärten und wallenden Getreidefeldern, die herrliche Ausſicht, die nach Süden hin geöffnet im Vordergrunde die bewaldeten Berge von Tonna und des Haynichwaldes zeigt, während in weiter blauer Ferne die halbverſchwimmenden Umriſſe des Thüringerwaldgebirges am Horizonte auftauchen, machen es, verbunden mit der noch jetzt faſt klöſterlichen Abgeſchiedenheit von dem Treiben der Welt, zu einem höchſt angenehmen Aufenthaltsorte, an welchem ſich jeder wohl fühlen wird, welcher nur einigermaßen Empfänglichkeit für ein ſtilles, beſchauliches Leben beſitzt.

Storandt.

Königſee
in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg=Rudolſtadt.

Königſee hat (nach der Zählung vom J. 1839) 322 Häuſer und 2038 Einwohner. Der Name dieſer Stadt wird in Urkunden und andern Denkmälern des Alterthums auf ſehr verſchiedene Weiſe geſchrieben, z. B. Kunigeſſe (um's J. 1199), Cungeſſe (1287), Kunegeſſe (1290. 1347), Cungiſſe und Cunigiſſe (1306), Kungeſſe (1311), Kungiſſe (1316), Kongeſſe (1305. 1326 ꝛc.), Konigſſe (1328 ff.), Konigsſzee, Konygiſſe (1346. 1359), Konigiſſe (1354), Kongeſe (1413), Kongizze (1455), Konigiſſee, Konigiſſeh (1426), Kongeſſee (1519), Konigſehe (1529), Konigisſehe (1590) u. ſ. w. Aus dieſen mancherlei Schreibarten entſtanden faſt eben ſo viel Ableitungen, die aber größtentheils entweder ganz unrichtig, oder höchſt unwahrſcheinlich ſind. Ohne zu bedenken, daß man ſich ehedem im Teutſchen noch an keine beſtimmte Rechtſchreibung band, und daß oft ſogar in dem nämlichen Dokumente ein und daſſelbe Wort auf zweierlei Art geſchrieben wird, richtete man ſich dabei beſonders nach dem Unterſchiede der Endſylben **e**, **ee** und **eh** oder **ehe**. — Es läßt ſich aber darthun, daß alle dieſe Sylben auf das gemeinſchaftliche Stammwort: See, das in Urkunden bisweilen auch Sehe (z. B. Weiſſenſehe) geſchrieben iſt, zurückgeführt werden können, und das Königſee den Namen von einem in der Nähe befindlichen See erhalten habe. Denn nicht nur die ſumpfige und waſſerreiche Beſchaffenheit des Bodens überhaupt und der vor einiger Zeit hier entdeckte Torf, ſondern auch die große Anzahl der noch jetzt bei der Stadt vorhandenen

Teiche (man zählt deren über funfzehn) ſind dieſer Behauptung gün-ſtig. Auch kann man dieſelbe durch einige andre Thüringiſche Orte, die ſich auch ſee endigen, noch mehr beſtätigen. So gaben ohne Zweifel zur Benennung von Weiſſenſee, von Gebeſee (einer Stadt im Kreiſe Weißenſee des K. Preuß. Herzogthums Sachſen) und von Schwanenſee (einem Sachſenweimariſchen Dorfe, drei Stunden von Erfurt) die dabei anzutreffenden Seen Gelegenheit. — Uebrigens heißt auch ein See im Berchtesgadenſchen in Baiern der Königſee. Den Namen unſers Königſee's kann man füglich davon herleiten, daß er nebſt der umliegenden Gegend zu den Domainen entweder der alten Thüringiſchen oder Fränkiſchen Könige gehörte, welche letzteren ſich bisweilen in Thüringen aufhielten. Man hat aber nicht nöthig, gerade zu dem Könige Siegewert ſeine Zuflucht zu nehmen, welcher in einem Nachen darauf herumgeſchifft ſein ſoll, um ſich die Grillen zu vertreiben!!! —

Die Zeit der Erbauung von Königſee läßt ſich eben ſo wenig, als bei den meiſten übrigen Städten, genau beſtimmen. Anfangs befand ſich hier wahrſcheinlich nur ein Königshof oder eine Hof-marke, aus dem ſpäter ein Meierhof (villa) entſtand. Erſt nach und nach ſcheint die ganze Anhöhe, auf welcher jetzt die Stadt liegt, und von der das Waſſer eher abgeleitet werden konnte, als von dem niedrigern Bezirke, bebaut worden zu ſein. — Diejenigen, welche die Stadt von Wittekind dem Schwarzen im J. 800 nach Chr. G. gründen laſſen, verdienen keine Widerlegung.

Das hohe Alter von Königſee beweiſt unter andern der Um-ſtand, daß es frühzeitig ſtädtiſche Verfaſſung und Statuten erhielt. Schon im Jahr 257 wird Günther von Wanre civis (Guntheri comitis de Schwarzburg) in Kvnegesse, der Ort ſelbſt 1287 civitas genannt, und 1306 eine Urkunde durch Anhängung des Stadtſiegels beſtätigt, das auch ſpäter, z. B. 1328, ſehr oft vor-kommt, und worauf man einen völlig geharniſchten Mann erblickt, der in der linken Hand ein zu ſeinen Füßen ſtehendes Wappenſchild mit dem zum Streite gerichteten gekrönten Löwen, in der Rechten ein aus der Scheide gezogenes, an die rechte Schulter gelegtes Schwert hält. Auf dem Haupte trägt er einen Helm mit dem Schwarzburgiſchen Rechenbalken (oder vielmehr Turnierkragen), dem Pfauenbuſche ꝛc., und man lieſt am Rande die Worte: S. Ciuitatis et Judicis in Kungesse. Im Jahr 1342 gab es daſelbſt vier Rathsmeiſter, (welche ſpätere Urkunden z. B. v. 1378 als die geſchworenen viere bezeichnen), 1455 zwei Rathsmeiſter und zwei Kämmerer. Im erſten Jahre ſteht an ihrer Spitze der Münz-meiſter Bertold. Wir würden ſchon aus dieſem Umſtande vermu-then können, daß ſich zu Königſee eine Münze befand, und die Stadt Geld zu prägen berechtigt war, wenn dieſes nicht noch andere Gründe außer Zweifel ſetzten. Denn in den Jahren 1291 und 1342 geſchieht in Georgenthaler Kloſterbriefen der daſigen Münze (moneta) ausdrücklich Erwähnung, und 1442 beleiht Kaiſer Frie-drich III. die Grafen von Schwarzburg mit der Stadt Königſee und

ihren Wildbahnen, Fiſchwaſſern, Bergwerken, Gefällen, Münzen ꝛc. Auch ſind neuerlich, um's Jahr 1300, nach dem Muſter der Erfurtiſchen, geprägte Brakeaten mit der Umſchrift: KUNISSE bekannt geworden. Eine andere Gattung mit dem Namen und Bilde des heiligen Nikolaus, des Patrons der Hauptkirche, ſcheint ebenfalls hieher zu gehören. Endlich ſind zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts folgende Groſchen aus dieſer Münzſtätte hervorgegangen: 1) vom J. 1493. HS. G* (Günther XXXIX.), B* (Balthaſar II.), H* (Heinrich XXXVI.), COMITES SWARZBVRGEN 93 Lilie. Spaniſches Schild mit dem gekrönten Löwen im blauen Felde. RS. GROSSVS* NOVVS* KONIGISSEENS Lilie. Ein Lilienkreuz mit einer aus vier halben Bogen beſtehenden Einfaſſung wie auf den meißniſchen Groſchen geformt. Die Umſchrift beſteht aus Mönchsbuchſtaben. — 2) Größerer und breiterer Groſchen. HS. G. B. hI COMITE — SWARZBVRG 93. Das ſchiefliegende Löwenſchild mit dem ſchwarzburgiſchen Helme, nämlich einem gekrönten wachſenden Löwen mit einem Pfauenwedel. RS. GROSSVS MAJOR KONIGISSEEN. Ein ſtehender geharniſchter Ritter von rechter, jedoch etwas vorwärts gewandter Seite, hält mit der Rechten das Schwert geſchultert, mit der Linken aber den Schwarzburgiſchen Schild vor ſich.

Die früheſten noch vorhandenen Statuten ſind im J. 1365 abgefaßt. Zwiſchen denſelben und den alten Ilmiſchen herrſcht eine große Uebereinſtimmung. Beide enthalten Spuren der älteſten teutſchen Rechtsgewohnheiten, beſonders in Rückſicht auf Beſtrafung des Todſchlages. Man kann füglich annehmen, daß bei ihrer Entwerfung mehreres aus ältern, bisher an beiden Orten gültigen Geſetzen wiederholt wurde. Die Urſchrift der (in C. F. Walchs vermiſchten Beiträgen zu dem teutſchen Rechte 7. Th. [Jena 1781.] S. 34 - 52. abgedruckten) Königſeer Stadtgeſetze beſteht aus einem Pergamentbogen, woran das Gräflich Schwarzburgiſche Siegel hängt. Auch von den Jahren 1453, 1489, 1490, 1527, 1532, 1540, 1545, 1550, 1559, 1561, 1586, 1598, 1664 werden landesherrliche Konfirmationen der unſerer Stadt verliehenen Rechte und Freiheiten angeführt. Die neueſten noch üblichen Statuten vom Jahre 1723 findet man ebenfalls in erwähntem Werke (5. Th. S. 190 — 211).

Unter allen thüringiſchen Städten zeichnete ſich Königſee durch ſeinen unweiſen Rath aus. In den fröhlichen Tagen der Faſtnacht nämlich wählten die jungen Bürger alljährlich aus ihrer Mitte einen unweiſen oder Narrenrath (senatus desipiens), der über allerlei lächerliche Poſſen ein förmliches Gericht hegte, und über die Verbrecher hohe Strafen, bisweilen von einigen Tonnen Goldes, verhing, aber ſich mit etlichen Kannen Bier abfinden ließ. Martin Zeiller, der in dem Tractatus de X. circulis Imperii Romano-Germanici oder von den zehen des H. R. T. Reichs-Kreiſen. 2. Aufl. (Ulm 1665. 8.) S. 350. Die erſte Nachricht von dieſem ſeltſamen obrigkeitlichen Kollegium ertheilt, (welche daraus in Gryphii Entwurf der geiſt- und weltlichen Ritterorden (Leipz. u. Breslau

1709. 8.) S. 288., in P. L. Berckenmeyers neuvermehrtem curieuſen Antiquarius. (Hamburg, 1738. 12.) S. 669., in dem Korreſpondenten von und für Deutſchland. 1811. 111. St. S. 443., — in dem Allgem. Anzeiger der Teutſchen 1825. N. 117. S. 1470 ff. ꝛc. entlehnt wird), iſt zwar nicht immer zuverläſſig, wer ſich aber mit den ſonſtigen Faſtnachtsluſtbarkeiten und dem Geiſte des Mittelalters vertraut gemacht hat, möchte dieſelbe keineswegės unglaublich finden. Eine Urkunde von 1354 gedenkt der „klugen Rathsmeiſter zu Königſee.“

Ohne Zweifel iſt dieſe Stadt wegen der Nähe des Stammhauſes Schwarzburg und des Kloſters Paulinzelle eine der älteſten Schwarzburgiſchen Beſitzungen. Die Geſchichte ſchweigt davon bis zu dem Jahre 1257. Bald hierauf (1274) fiel Schloß und Stadt Königſee dem Grafen Günther XI., Stifter der beſondern Schwarzburgiſchen Linie, bei der Erbvertheilung mit ſeinen Brüdern zu. Seine und ſeiner Nachfolger fromme Vermächtniſſe an die Klöſter zu Ilm und Paulinzelle geben Veranlaſſung, daß es nun öfter in Dokumenten erſcheint. So ſchenkte z. B. jener Graf im Jahre 1287 die daſige Badeſtube, welche von ihrem bisherigen Standorte vor der Stadt in dieſe ſelbſt verlegt werden ſollte, erſterem Kloſter, in der Abſicht, daß von den Einkünften derſelben ein ſogenanntes ewiges Licht bei dem Grabmale ſeiner Eltern in der Kloſterkirche, zu ihrem immerwährenden Andenken, gehalten werden ſollte. Die Errichtung ſolcher Badeſtuben war nämlich im Mittelalter ſehr häufig, und vielleicht gab der durch die Kreuzfahrer mit nach Teutſchland gebrachte Auſſatz Gelegenheit dazu. Die damaligen Regenten ſorgten deswegen, weil Unſauberkeit an der Ausbreitung dieſes Uebels die vornehmſte Schuld hatte, in den Städten für Badeſtuben, um die Menſchen zur Reinlichkeit zu gewöhnen. Die Geiſtlichen machten in der Folge aus dem Baden eine heilige Handlung, und ſuchten das Volk zu überreden, daß dadurch auch zugleich die Sünden abgewaſchen werden könnten. So wurden dergleichen Badeſtuben ein Eigenthum der Pfaffen, und erhielten den Namen Seelenbad. An einigen Orten verſtand man darunter Bäder für arme Leute in einem Spital ꝛc., wozu das Geld in einem Teſtamente der Seele des Gebers zum Beſten vermacht worden war. Gemeiniglich geſellte ſich dazu auch eine Spende oder Mahlzeit.

Das Kloſter Paulinzelle erhielt im Jahr 1306 von dem Grafen Günther XII. acht Mark jährlicher Zinſen zu Königſee durch Tauſch. Auch iſt noch eine Urkunde über ähnliche Zinſen daſelbſt, deren Beſitz das genannte Kloſter erwarb, vom Jahre 1350 vorhanden. — Der Rath zu Königſee gerieth 1523 mit dem Abte Georg zu Paulinzelle über ein, ehemals der Stadt gehöriges, nachher aber dem Kloſter wiederkäuflich überlaſſenes Gehölz in Streitigkeiten. Nach dem Ausſpruche Günthers XXXIX. mußte das Kloſter auf die Waldung verzichten, die Stadt aber dafür 250 Rheiniſche Gülden erlegen.

Im Jahr 1407 verſchrieb Günther XXXII. ſeiner nachherigen Gemahlin, Mechtild, einer gebornen Gräfin von Henneberg, Königſee

zum Leibgedinge (S. den Heirathsvertrag in Schultes diplomat. Geſchichte des Gräflichen Hauſes Henneberg. Hildburghauſen 1791. 4. 2. B. Urkundenb. S. 207.) — und erneuerte 1442 der Stadt ſchon früher genoſſene Vorrechte in Hinſicht des Malzens, Brauens, Bierſchenkens, Backens, Schlachtens ꝛc. Sie machte ſich dagegen verbindlich, für ihn eine Schuld zu übernehmen.

Von 1273 bis ohngefähr 1413 erſcheint in Paulinzelliſchen, Kapellendorfiſchen und andern Urkunden die adeliche Familie: von Königſee, zu deſſen erſten Bewohnern ſie wahrſcheinlich gehörte, und wo ſie anſehnliche Güter beſaß.

Das frühe Daſein einer Parochial- oder Pfarrkirche zu Königſee bezeugt ein zu Ende des zwölften Jahrhunderts (um's J. 1199) ausgefertigter Paulinzelliſcher Kloſterbrief, worin der daſige Pleban Günther vorkommt. Dieſe Kirche, welcher ausdrücklich 1313 gedacht wird, lag auf dem Markte und war dem heiligen Nikolaus gewidmet. Außerdem dienten zu gottesdienſtlichen Verrichtungen noch drei Kapellen: die der Jungfrau Maria, des heiligen Kreuzes und die der heil. Dreieinigkeit in dem Hospital. Die Erbauer des letzteren, auf dem Markte, waren drei Brüder, Konrad, Apel und Heine (Heinrich) Herwig, Bürger daſelbſt, von denen es mit zureichenden Einkünften verſehen wurde. Graf Heinrich XIV. von Schwarzburg ertheilte ihnen 1342 das Patronatrecht, und die Aufſicht darüber, die Beſetzung der Pfründen ꝛc, und verkaufte ihnen 1346 funfzig Maas Korn ꝛc., welche die Mühle vor der Stadt jährlich an Zinſen entrichten mußte, für 63 Mark löthigen Silbers, zu Stiftung einer Meſſe in demſelben.

Königſee war ohne Zweifel die letzte unter den Schwarzburgiſchen Städten der Oberherrſchaft, die ſich öffentlich zur evangeliſchen Religion bekannte. Zwar wurde ſchon bei der erſten Kirchenviſitation 1533 über den Pleban (Bartholomäus Wiſer) ein ziemlich günſtiges Urtheil gefällt, und der Anfang mit Abſchaffung der katholiſchen Gebräuche gemacht, allein man kehrte bald wieder zu dem alten Glauben zurück. Endlich als ſich Günther XL. im J. 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg für die Lehre Luther's erklärt hatte, erfolgte auch die öffentliche Annahme derſelben zu Königſee.

Im Jahr 1635 den 3. November beraubte ein heftiger Brand, der blos das Hospital und 10 Häuſer verſchonte, die Stadt abermals ihrer Kirche, welche ſchon in dem ſächſiſchen Bruderkriege, 1447, zerſtört worden ſein ſoll. Der daſige Bürger, Andreas König, ließ auf ſeine Koſten das alte Gemäuer zur Kapelle herrichten, und widmete auch zum neuen Kirchenbau eine Summe Geldes. Bald aber ſorgte der um unſer Vaterland ſo verdiente Graf Ludwig Günther I. für einen geräumigen Tempel. — Er beſtimmte dazu das alte Wüllerslebiſche Schloß, (vielleicht das nämliche, welches Graf Heinrich im J. 1533 von Melchior von Wüllersleben erkauft, und dem Stadtrathe zu Lehn gegeben hatte,) deſſen Thurm und Mauern zum Theil noch unverſehrt waren, — und unterſtützte dieſen Umbau mit ſo großer Freigebigkeit, daß er ſchon am 21. November

1638 vollendet werden konnte. Im nächſten Jahre erhielt dieſe Kirche zwei neue Glocken, wurde am 19. Sonntage nach Trinitatis 1642 eingeweihet, und ihr der Name: „Zum Lobe Gottes“ gegeben. —

Der Gottesacker ſoll ſich anfangs in der Stadt bei der Nikolauskirche, und in der Gegend des Schmidtenthores befunden haben. Im J. 1545 verlegte man ihn aus derſelben vor das genannte Thor. Die jetzige Gottesackerkirche iſt 1711 erbaut.

Der Eroberung und Zerſtörung der Stadt während des Sächſiſchen Bruderkrieges (1447) haben wir ſchon beiläufig gedacht. Königſee ſcheint vor derſelben von größerem Umfange, (1401 wird die Altſtadt von der eigentlichen Stadt ausdrücklich unterſchieden) und in ziemlich blühendem Zuſtande geweſen zu ſein. Denn in den Statuten von 1365 werden hier anſäſſige Kaufleute erwähnt. Auch war es, wie die meiſten Städte im Mittelalter, befeſtigt. Dieß beweiſen die ſonſtige Kemnate in der Altſtadt, die Streitthürme an der Mauer, von denen man noch Reſte zeigt, und der Wallgraben. Die bei dem Sturme übrig gebliebenen Bürger waren, nach Plünderung und Einäſcherung ihrer Häuſer, gefangen nach Freiburg (bei Naumburg) geführt worden.

Graf Heinrich von Schwarzburg ertheilte ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr und Wiederaufbauung ihrer Wohnungen. Aber auch in der Folge wurde Königſee von mancherlei Unglücksfällen betroffen, bei denen wir jetzt noch einen Augenblick verweilen wollen. — Der oben gedachte Brand am 3. November 1635 verzehrte, die ganze Stadt bis auf wenige Häuſer.

Bald hierauf, nämlich den 4. April 1644 und den 17. März 1647, und in neuern Zeiten 1717, 1741 und den 10. Aug. 1783, 1818 den 18. Auguſt, 1830 den 22. November, 1831 den 23. Januar, 1834 den 4. März, den 10. Sept. und 21. Oktober, 1835 den 13. September, 27. Oktober und 23. November (die letzten acht Brände waren durch eine und die nämliche verruchte Hand angelegt) litt ſie viel durch Feuer.

Von den Drangſalen, welche Königſee während des dreißigjährigen, auch für Thüringen ſo verheerenden Kriegs erduldete, finden ſich Nachrichten eines Zeitgenoſſen, des Landrichters Michael Heubel zu Rodolſtadt, deſſen: „Anmerkungen einiger in den Gräflich Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen und anliegenden Landen von A. 1620 an ſich ereigneten Begebenheiten“ den Stempel der Glaubwürdigkeit tragen, da der Verfaſſer immer als Augenzeuge ſpricht. Das Intereſſanteſte ſoll hier daraus entlehnt werden.

Im Jahre 1625 den 4. Junius übernachtete der Herzog Bernhard von Weimar mit einem Theile der unter ſeinem Befehle ſtehenden 400 Mann Kavallerie zu Königſee. Der Reſt dieſer Truppen nahm das Quartier zu Breitenbach. —

Im Jahre 1627 ſtarben 707 Bewohner dieſer Stadt an der Peſt, welche ſchon 1580 gegen 1000 derſelben hinweggerafft hatte. —

Wie groß und drückend die Laſten des Amtes Schwarzburg von 1627 bis 1638 waren, erhellt aus dem in der Heubel'ſchen Handſchrift mitgetheilten „Verzeichniſſe desjenigen, was die Unterthanen dieſes Bezirks damals an Steuern entrichten und an Einquartierungen, Durchzügen, Plünderungen, Geld- und andern militäriſchen Erpreſſungen dulden mußten.“

Der ganze dieſem Amte dadurch zugefügte Schaden war zu 803,255 Gulden, der, welchen unſere Stadt erlitt, zu 100,000 Gulden berechnet.

Am verhängnißvollſten ſcheint für dieſe Gegend das Jahr 1640 geweſen zu ſein. „Denn während des Kaiſerlichen und Schwediſchen Lagers bei Saalfeld ſtand viele Wochen hindurch Königſee Tag und Nacht offen, alſo daß Kaiſerliche und Schweden ein- und ausgingen. Der Rittmeiſter Johann Rauch, von des General Banners Völkern, hat mit ſeinen bei ſich habenden Freireitern die kaiſerlichen Fouragirer und Parteien von dem Amte Schwarzburg, den Dörfern über Königſee und zum Gehren, gar gewaltig abgehalten, geſtalten viele davon in das Gras beißen und ihre Pferde hinterlaſſen müſſen. So ſind mehrere Ortſchaften in ſolcher Zeit alſo ruinirt worden, daß viele hundert Menſchen, theils mit Weib und Kind von Haus und Hof, um ſich des Hungers zu erwehren, in's bittere Elend haben gehen müſſen. Die von Königſee hatten ihr Vieh den ganzer Sommer und Herbſt über in die Waldungen bei Deesbach getrieben, ſich ſelbſt aber theilweis mit ihrer Fahrniß aufs Haus Schwarzburg geflüchtet, wo damals Junker Thomas von Poſek, auf Aſchau geſeſſen, befehligte.“ —

Noch kurz vor Endigung des Krieges, den 2. Mai 1647, wurden bei einem Ueberfalle zwei Bürger, nebſt der daſelbſt befindlichen Schutzwache, von den Schweden erſchoſſen, und die Stadt ganz ausgeplündert. Daſſelbe traurige Schickſal erfuhr ſie wieder am 21. Oktober d. J. von den Kaiſerlichen, welche den ihnen am Thore begegnenden Bürgermeiſter Johann Bergmann erſchoſſen, und den Pfarrer Matthias Vogt tödtlich verwundeten. Die Kirche und die ganze Stadt wurde der Plünderung Preis gegeben. —

Königſee iſt der Geburtsort mehrerer berühmten Gelehrten, z. B. des Wittenberger Theologen Johann Georg Abicht, Friedrich Ludwig Langſtedts, Lektors der engliſchen Sprache zu Göttingen, bekannt durch ſeinen mehrjährigen Aufenthalt in Oſtindien und die darüber herausgegebenen Schriften, Johann Nikol Möckerts, der ebenfalls in Göttingen eine juriſtiſche Profeſſur bekleidete, Friedrich Noldes, Konrektors am Gymnaſium zu Weimar ꝛc. Simon Volimhaus aus Königsſee war 1640 Apotheker zu Upſula. Seine Söhne hießen Jacob Graf Gyllenborg und Andreas Graf Leyonſtedt. Aus dem erſten gräflichen Geſchlechte entſproſſen einige ausgezeichnete Männer, von denen in Gauhens Adelslexikon 2. Th. (Leipz. 1747.) S. 153 — 1532 gehandelt, aber ihres Urſprungs aus unſerer Stadt nicht gedacht wird. — Im 17. und 18. Jahrhundert lebten hier mehrere Glieder der Lutheriſchen Familie, welche von

Dr. Martin Luther's Bruder, Jacob abſtammten. (S. die zu S. 86 von Keil's „Leben Hannß Luther's," Leipzig 1752. 4., gehörige Tabelle.)

Die Gegend um Königſee beſitzt einige Naturmerkwürdigkeiten. Dahin gehört 1) der Erdfall, unter der Stadt gegen Morgen. Er entſtand zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, 1714, wo ſich zuerſt eine ganz kleine Oeffnung zeigte. Nach und nach verbreitete er ſich immer mehr und füllte ſich mit Waſſer. Eine 1750 vorgenommene Unterſuchung ergab, daß er 73 Ellen lang, 60 Ellen breit und 57 Ellen tief war. Jetzt ſoll ſein oberer Umfang gegen 200 Fuß, ſeine Tiefe über 70 Fuß betragen. Die Entſtehung deſſelben wird dem Durchbruche einer Höhle im Gipslager zugeſchrieben. —

2) Weſtlich oberhalb der Stadt erhebt ſich eine hohe, groteske Felſenpartie, gebildet von älterem Flözkalk, die von den Bewohnern des nahe darunter freundlich gelegenen Dörfchens Garſitz (gorá der Berg, seç God, ſlav. „Rod am Berge") das Gebörn, oder der Schöpsberg genannt wird, welche letztere Benennung man nicht von Schöpſen ableiten wolle, ſondern vom alt-ſlaviſchen Worte, tçsopa, hoch; wie die erſtere, vom deutſchen por (empor), was daſſelbe bedeutet.

Durch eine lichte Fichtenwaldung erblickt man die ſteilen Felſen, in denen ſich eine anſehnliche Grotte befindet, die aus zwei Abtheilungen beſteht; jede ungefähr 40 Fuß lang, 20 Fuß breit, und 10 Fuß hoch. An den Seitenwänden und an den Decken hat ſich der ſchönſte Tropfſtein in hellglänzenden Geſtalten gebildet.

Dieſe Höhle iſt das Querlichloch, an welches ſich folgende Sagen knüpfen, die noch jetzt im Volke nicht verklungen ſind.

Vor uralten Zeiten hauſten in dieſem Loche Querliche (Gezwerge, Gezwerglein), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten. —

Dieſe Gezwerglein waren etwas mehr wie Menſchen, aber auch noch keine Geiſter; ſie hatten immer noch etwas irdiſches an ſich. S. Fried. Ludw. Ferd. von Dobeneck: „Des deutſchen Mittelalters Volksglauben und Heroenſagen, herausgegeben von Jean Paul, 1 B. (Berlin 1815. 8.) S. 116 ff. 2. B. S. 202 ff. — Teutſche Mythologie. Von Jak. Grimm. S. 251 ff.

Die Querliche waren ſehr klein, nicht viel größer als eines Daumen hoch; ſie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen; namentlich aber gruben ſie hier nach Gold und Silber, auf dem Gebörn und im Lommel (lom ſlav. die Grube, Schacht). Die gefundenen Schätze aber häuften ſie im Querlichloche, ihrer Behauſung, auf, und bewachten ſie. Sie hatten die ſonderbare Gewohnheit, barfuß und ohne Kopfbedecknng (im Volksdialecte „barbs un barhädy" bar, head) herumzulaufen; dabei waren ſie launenhafte, ſehr reizbare, doch wieder auch dienſtfertige Weſen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und ſeinem

Geſinde überall; namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer ſie reizte, oder erinnerte, daß ſie keine Baretlein oder Schuhe hätten, dem thaten ſie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garſitz, eine alte, gute, verſtändige Frau, die es mit den Querlichen, welche ſie im Winter öfters beſuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendeſſen gingen die Querliche in den Stall, und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, ſie mochten noch ſo gering ſein, nahmen niemals ab; und in Mißernten konnte ſie immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die alte Pächterin von Jahr zu Jahr reicher.

Endlich dachte die Pächterin, daß ſie ſich gegen dieſe guten Querliche dankbar bezeigen, und, weil es denſelben an Schuhen und Pelzmützen gebreche, ſolche kaufen und ihnen ſchenken müſſe. Gedacht, gethan; ſie kaufte beides, und legte Mützen und Schuhe den kleinen Zwerglein im Stalle hin zum Geſchenke.

Allein, als die Querliche dieſe Gaben bei der nächſten Fütterung bemerkten, ſo verdröß es ihnen dermaßen, daß ſie von Stund' an wichen, und nicht wiederkehrten; die Pächterin aber mit ihrem Geſinde mußte nun die Schafe ſelbſt füttern. —

Auch waren einmal die Querliche in Pennewitz (pen, Fluthwaſſer, Welle, witz, Dorf, Wellendorf) auf einer Hochzeit erſchienen, wo es recht luſtig herging. Man neckte aber dieſe Gezwerge, welche ſich jedoch darüber erboſten. Als nun eine große Schüſſel mit Brüh auf den Tiſch gebracht wurde, ſo ſprangen ſie auf den Schüſſelrand, tanzten darauf herum, und verſalzten die Kümmelbrüh.

Die alte Pächterin von Garſitz erzählte, ſie habe als Kind von ihrer Urgroßmutter Folgendes gehört:

Ein Soldat Namens Rauch habe im Lommel (dem fruchtbarſten Flurſtück bei Königſee) Soldaten aus Häckerling gemacht; ſo wie er ſolchen ausgeſtreut, gleich wären Soldaten (oder vielmehr Querliche aus ihren unterirdiſchen Gängen und Löchern) hervorgekommen.

Dieſe Sage gründet ſich jedoch auf die bei dem Jahre 1640 erzählten Vorfälle des dreißigjährigen Kriegs.

Es ging einmal auch eine Magd von Garſitz in den Wald, um Holz zu holen. Der Weg führte ſie an dem Querlichloche vorbei. Als ſie hinein ſah, erblickte ſie einen goldenen Tiſch, und auf demſelben viele goldene und ſilberne Geräthe, auch eine goldene Schüſſel mit Perlen. Neben dem Tiſche ſtand ein goldener Stuhl, auf dem ein ſchlafender Querlich ſaß. Ein großer ſchwarzer Hund, mit feurigen Augen und aufgeſperrtem Rachen, wachte dabei. Das Mädchen erſchrak zwar ſehr, allein ſie beſann ſich, faßte Muth und ging hinein, nahm ſchnell goldene Meſſer und Gabeln vom Tiſche

und ſprang eiligſt davon. Wie ſie nun ſo reich geworden war, hat ſie auch bald einen ſchönen Mann bekommen.

Eine Gans, die ſich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, iſt drei Tage hernach auf dem Singerberg ganz vergoldet wieder herausgekommen.

In beſagtes Querlichloch führte vor wenigen Jahren noch ein beſchwerlicher Weg zu einem engen Eingange, der durch Epheuranken, Brombeerbüſche und anderes Geſträuch verſteckt war. Jetzt iſt alles gelichtet, und die Behauſung der alten Querliche zu einem baieriſchen Lagerbierkeller eingerichtet worden.

Auch am Harz in der Graffſchaft Hohnſtein (bei Scharzfeld), ſodann zwiſchen Elbingerode und dem Rübenland, findet man oben in den Felſenhöhlen an der Decke runde und andere Oeffnungen, die der gemeine Mann Zwerglöcher nennt, wo die Zwerge vor Alters, mittelſt einer Leiter aus- und eingeſtiegen ſein ſollen. S. G. H. Behrens curiöſen Harzwald (Nordhauſen 1703. 4.) S. 37. 75. ff., welcher S. 79. ſolche Höhlen für Zufluchtsörter im Kriege hält, (vergl. Teutſche Sagen, herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. 1. B. S. 390 f. N. 302.) womit auch Kasp. Sagittarius (S. Thüringiſche Geſchichte aus deſſen Handſchriften gezogen. Chemnitz 1772. 8. S. 107.) übereinſtimmt, wenn er ſagt, „daß bei den wiederholten Einfällen der Hunnen oder Ungarn (im zehnten Jahrhundert n. Chr.) die Bewohner dieſes Landes ſich in Höhlen und dichte Wälder verborgen, und darin Behältniſſe angelegt hätten, dergleichen, nach Spangenbergs Anzeige, unter andern — am Buffhart (Buchfahrt) bei der Ilm, zwiſchen Weimar und Blankenhain, geweſen ſein ſollen. Die Einwohner, fährt er fort, welche ſich aus Furcht verkrochen, ſind mit Zutritt eines alten Aberglaubens, welcher ſich beſondere unterirdiſche kleine Einwohner vorſtellt, als Zwerge, gegen die vermuthlich von anſehnlicher Leibesgeſtalt geweſenen Hunnen betrachtet, und ihre Behältniſſe Zwerglöcher genennt worden."

Auf der mitternächtlichen Seite des ſteilen Felſens des Gebörnes befindet ſich der ſogenannte Mönchsſtuhl, ein in grauen Flöz geformter Sitz, der viel Aehnlichkeit mit einem Sorgſtuhle hat.

3) Der Pfaffenſtein oder Gällenſtein, ein ſehr hoher, mit Linden und Wachholderſträuchen bewachſener Felſen, iſt in der Mitte getrennt, und durch dieſen Zwiſchenraum geht ein Weg nach Dörnfeld an der Heide. Dieſem Felſen, deſſen Wände ohngefähr 40—50 Schritte, oder ſo weit, daß zwei Wagen ungehindert zugleich hindurch fahren können, von einander abſtehen, fehlt nichts als eine Dachverbindung, um ein völliges Gewölbe vorzuſtellen.

4) Nordwärts von Königſee liegt eine Wieſe mit einer ziemlichen Vertiefung, welche ihr die Geſtalt eines der Länge nach durchſchnittenen Eies giebt. Dieſe Grube heißt die Wallgrube. Dabei

befindet ſich ein Teich, der ſogenannte Weihbrunnen, worin eine gewiſſe Art Waſſerſchnecken ꝛc. ſehr häufig iſt. Jährlich am Oſterfeſte pflegen Kinder und Erwachſene die Wallgrube zu beſuchen, und Erſtere*) daſelbſt mit Oſtereiern zu ſpielen.

---

*) Eine ähnliche Gewohnheit herrſcht in der $1\frac{1}{2}$ Meile davon entfernten Stadt Blankenburg. Auch da verſammeln ſich am zweiten und dritten Oſterfeiertage Kinder beiderlei Geſchlechts auf dem Walle bei dem obern Thore, und ſpielen mit rothen Eiern. Oft bilden ſie zwei Partheien, wovon die eine den Wall zu erſteigen, die andre aber denſelben zu vertheidigen, und die Heraufſteigenden unter dem oft wiederholten Zurufe: Die Burg iſt mein und dein nicht! abzuhalten und zurückzuſtoßen ſucht.

L. F. Heſſe.

Die Baumanns- und Bielshöhle.

Horch! beſeelt vom leiſen Berühren ſchwingt ſich
Glockenton aus ragender Tuffſteinſäule;
Bebend lauſcht dem Spiel der Natur des Echo
Schlummernde Stimme.

Krug von Nidda.

Wie zwei Schweſtern einander ähnlich, doch jede mit ihren eigenthümlichen Reizen, liegen die beiden Höhlen, die Baumanns- und die Bielshöhle im romantiſchen Bodethale über dem Hüttenorte Rübeland einander ſchräg gegenüber, und obgleich beide ſchön und bewundert, ſehen ſie doch mit ſcheelem Blicke auf einander, welche von ihnen die meiſten Verehrer finde, die meiſten Schätze ihren im Lobe unerſchöpflichen Prieſtern in den Seckel locke. Erwerbluſtige Bergleute haben ſich nämlich mit den Höhlen beleihen laſſen und ſind für den Fremdling die Führer. Die ältere der Schweſtern iſt, wenn man ihr Alter von ihrer Entdeckungszeit an rechnet, die Baumannshöhle, die ſchon 1670 allgemein bekannt, und nach ihrem Entdecker Baumann benannt geweſen ſein ſoll. Ihr gebührt daher auch in unſerer Schilderung der Vortritt.

Ueber dem Spiegel der Bode 138 Fuß erhaben im Nebelsholze befindet ſich hart an dem ſteilen Berghange des linken Bodeufers eine kellerartige Vertiefung von wenigem Tannengebüſch umgeben, und ſäße hier nicht eine dienſtfertige Martha, an deren Reinigungsapparate man wahrnimmt, daß nach der dunkeln Höllenfahrt ſie der Engel des Lichts ſein will, der von den Schlacken der Finſterniß

reinigt, und zum friſchen Leben einweihet, wahrlich, niemand möchte glauben, ſchon vor der berühmten, viel beſuchten Baumannshöhle zu ſtehen, ſo wenig Großartiges bietet deren Eingang dar. Bevor Baumann die Höhle entdeckte, mag vielleicht dickes Gebüſch die Oeffnung überzogen haben, weshalb ſie erſt, als der Bergbau die Wälder lichtete aufgefunden worden iſt. Die Sage berichtet den Hergang alſo:

Ein Bergmann Namens **Baumann** ſuchte in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts hier Erz, und befuhr deshalb auch dieſe Höhle. Weil er nichts fand, ſo war er ſchon auf dem Rückwege begriffen, konnte den Ausgang aber nicht wieder finden, was ihm darnach um ſo weniger gelang, da ihm ſein Grubenlicht erloſch, ohne es wieder anzünden zu können. Unter unſäglicher Angſt tappte er nun zwei Tage und zwei Nächte in der Höhle umher, bis ihn am dritten Tage ein ſchwacher Lichtſtrahl endlich wieder den Ausgang und ſeinen Rettungsweg finden ließ; doch Angſt und Hunger hatten ſchon zu ſehr an ſeinem Leben genagt. Kaum daß er die merkwürdigen Geheimniſſe der Höhle noch zu erzählen im Stande war, da ſchloſſen ſich ſeine Augen ſchon zum ewigen Todesſchlaf, und der Name allein war es, den er nach des Herzogs Ludwig Rudolph von Blankenburg Wunſch, der Höhle vererbte. Da der Herzog die Höhle nun näher noch unterſuchen ließ, ſo wurden mehrere Menſchenknochen wahrſcheinlich von Unglücklichen gefunden, die früherhin hier eine Zuflucht geſucht, und darnach aus gleichen Gründen dem Schooße der Höhle ſich nicht wieder hatten entwinden können.*)"

Doch wir wollen die Höhle nun ſelbſt betreten, deren Beſuch wir anderthalb Stunden widmen. Schräg hinab, wie ſchon bemerkt, durch eine enge, dunkle Kluft führt der abſchüſſige Pfad zunächſt an eine verſchloſſene Gitterthür, die, nachdem ſie vom Führer geöffnet, uns erſt das Recht gewährt, in den großen unterirdiſchen Palaſt der Gnomen und Berggeiſter einzutreten.**) Um die Höhle vor Verunreinigungen zu bewahren und jede Gefahr der Verirrung zu beſeitigen, hatte der Herzog Ludwig Rudolph dieſen Verſchluß anbringen laſſen. Hier rüſtet man ſich durch Umtauſch der Kleider mit bergmänniſchem Coſtume und durch ein Grubenlicht zur romantiſchen Bergfahrt. Schwarze Marmormaſſen mit weißem Geäder ſind die

*) Ob ſie vielleicht einſt der Sitz eines Vehmgerichts geweſen, wie Einige aus dieſen Menſchenknochen und aus dem nahen Schloſſe Birkenfeld haben folgern wollen, darüber läßt ſich durchaus nichts Näheres angeben. —

**) Berend's in ſeinem curieuſen Harzwalde erzählt, daß ſich ehedem viel Geiſter und Geſpenſter denjenigen, welche dieſe Höhle beſichtigt, gezeigt und ſie geplagt hätten; Zu Hrn. v. Rohr's Lebzeiten wollte der Führer aber keine mehr bemerkt haben. Even ſo wenig enthält ſie giftige Dünſte. —

düſtern Mauern, die überall entgegen ſtarren. Weil aber kalte feuchte Luft beſonders an heißen Tagen, und da um ſo auffallender dem Wanderer entgegen ſtrömt, ja ihm ſein Licht dadurch bisweilen erliſcht, ſo wird das ſchauerliche Bild einer Schattenwelt jenſeits des Grabes dadurch um ſo lebhafter in der Phantaſie hervorgerufen. Dieſe Feuchtigkeit mit ihren Stalaktiten oder vielmehr Stalagmiten giebt der Höhle aber auch ihren eigenthümlichen Charakter. Wie man ſieht und fühlt, tropft und ſickert fortwährend Waſſer durch die Decke und aus den Wänden der Höhle, und erzeugt den Tropfſtein, der als feſte durchſichtige Maſſe in den mannigfaltigſten Geſtalten die innern Räume überzogen, und zu den ſeltſamſten Phantaſie-Gebilden Veranlaſſung gegeben hat. Man ſtellt ſich den chemiſchen Proceß folgender Weiſe vor: „Das herabtröpfelnde Waſſer entſteht aus Schnee- und Regenwaſſer. Weil nun aber dieſes an ſich ſchon viel Sauerſtoff enthält, und mit Salpeter geſättigt bei dem Durchfließen durch die Gebirgslagen noch andere alcaliſche Theile von Spaat und Gyps-Erde aufgelöſt und flüſſig gemacht hat, ſo bilden bei dem Herabtröpfeln, wobei das Waſſer verdunſtet, die mineraliſchen Beſtandtheile wieder feſte Körper, und intereſſant iſt es, wie bei dem Zerſchlagen dieſer Maſſen, den Bäumen ähnliche Jahrringe bemerkt werden, die den Beweis liefern, wie durch Geſellung des Gleichen zum Gleichen der Stein gewachſen iſt, und nach außen ſeine Form verändert hat. Das Hauptſtreichen der Höhle iſt Occid $7\frac{1}{8}$ St., und einen guten Grund- und Profilriß hat ſchon im Jahre 1788 Ilſe als tüchtiger Mathematiker davon aufgenommen, woraus alle Höhenverhältniſſe und das Steigen und Fallen aller Abtheilungen deutlich wahrzunehmen ſind (ſ. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürſtenth. Blankenburg, Tom. II. p. 354. — Gegen Erkältung geſichert ſchreiten wir alſo tiefer, und paſſiren alle ſechs Höhlen-Abtheilungen, durch die man gewöhnlich geführt wird. Wollten wir Alles, was uns in jeder einzelnen Abtheilung von den redſeligen Führern gezeigt und erklärt wird, hier wiederholen, wir würden des Raumes noch einmal ſo viel bedürfen; denn die ewig Neues bildende Natur und die von Speculation hier mächtig gehobene Phantaſie bringen mit jedem Jahre neue Gebilde zum Vorſchein. Es ſind aber nicht dieſe einzelnen Phantaſieſtücke, die der Höhle ihren erhabenen Charakter leihen, ſondern dieſe kühn gewölbten Bogen, dieſe zu Trägern und Pfeilern aufgegipfelten Felsmaſſen in Verbindung mit jenen Stalaktiten, das Alles in ſeiner Geſammtwirkung macht den entzückendſten Eindruck, daß man beim Eintritt in die erſte Höhle vom matten Licht der Fackeln und Grubenlichter durchfloſſen ſchon ausrufen möchte:

„Gebäu vom Schöpfer aufgeführt, dich formt kein Meiſter nach."

Ja wahrlich, wer im Anblick dieſer großartigen Natur nichts fühlt, der wird überall nur langſam oder vielleicht gar nicht fühlen. An Stalaktiten iſt ſie zwar ärmer, aber dennoch durch Größe und Kühnheit der Gewölbe unſtreitig die ſchönſte Abtheilung. Welch'

ein ehrwürdiges Gebäu der Allmacht Gottes, dieses 31 Fuß hohe und 336 Fuß tiefe Gewölbe, welche weiten Räume nach allen Richtungen, deren Weite und Leere der Wiederhall des geſprochenen Wortes noch genauer bezeichnet. Iſt es nicht, als hätten wir die Katakomben einer entſchlummerten Welt betreten? Scheint es nicht, als hätten dieſe Hallen vor Jahrtauſenden vom Chorgeſange geweiheter Prieſter wiedertönen müſſen? aber ein allmächtiger Zauberſchlag hat Alles zum ewigen Todes-Schweigen und die Sänger zu kalten Marmor-Säulen umgewandelt. Ja wahrlich, im ſchroffen Gegenſatze zu dem lebendigen Treiben im betriebſamen Hüttenorte, und zu dem neckenden Muthwillen einer muntern Reiſegeſellſchaft erſcheint dieſe heilige Stille; aber noch lebhafter wird der Gedanke an verſchwundenes Leben, wenn man außer den vielen Stalaktiten als Löwen, Eidechſen ꝛc. die von Tropfſtein überzogenen Knochen des Höhlenbären hier bemerkt, wie deren häufig ſchon vorgekommen ſind und immer noch vorkommen. Vor Jahren iſt der Zahn eines Elephanten auch darin gefunden. Möchte man es daher nicht eine Ironie auf Gottes große Allmacht und Güte nennen, wenn dieſe Räume von luſtiger Tanzmuſik durchrauſcht werden, und bachantiſche Paare im wilden Tanze ſie durchfliegen, wie bisweilen geſchehen? Um wie Vieles erhabener und würdiger hallen in langgezogenen Tönen hier ernſte Weiſen, Choräle und ſanfte Adagio's wieder, und wer irgend Gelegenheit dazu hat, verſäume es nicht, ſich dieſen Hochgenuß zu verſchaffen. Eben ſo wenig ſcheue er aber auch die Koſten, die eine oder die andere der Höhlenabtheilungen von Brillantfeuer oder von Lampen erleuchtet zu ſehen, wobei die heiligen Schauer der Religion jedes religiöſe Gemüth wie in dem Tempel Gottes am Hochaltare gewiß anfliegen werden. Dieſen Genuß wenigſtens kann man ſich ſehr leicht verſchaffen; denn nicht bloß, daß ſchon der Führer durch Aufſtellung der beſuchenden Gäſte nach verſchiedenen Richtungen durch deren Grubenlichter die Wölbungen der erſten Höhle zeigt, auch in den ſpätern Abtheilungen wird auf Verlangen durch ein kleines Feuerwerk die erhabene Bogenſpannung im ſchönſten Lichte dargeſtellt. Die verſchiedenen Abtheilungen machen ſich kenntlich theils durch hölzerne Fahrten, auf denen man aufwärts und abwärts ſteigt, theils aber auch durch verengte Gänge, deren man einige in gebückter Stellung nur paſſiren kann. Durch Aufräumung der von den Gewölben herabgefallenen Steinblöcke, und durch Ausfüllung von Tiefen iſt der Beſuch dieſer Höhle neuerdings ſehr erleichtert, und mit Bequemlichkeit können auf den ebenen Pfaden jetzt Damen ſelbſt ohne ſich zu beſchmutzen, oder in die Gefahr des Ausgleitens zu gerathen, die Höhle befahren.

Wir ſchreiten jedoch mit unſeren Grubenlichtern weiter, und befolgen des Führers Weiſungen, um nicht zur Rechten oder Linken vom glatten Pfade abzuirren. Die Höhlen haben nämlich noch Seitengänge, deren Windungen man nach allen Richtungen noch nicht unterſucht, noch weniger aufgeräumt hat, und daher findet man in ältern Harzbeſchreibungen die kindiſchen Vermuthungen, als

ob dieſe Höhlen noch viele Meilen weit im Gebirge ſich hinzögen, mancher Großprahler wollte ſelbſt darin gereiſt ſein. Wenn man nun gleich eine weitere Ausdehnung nicht leugnen kann, ſo geht ſolche doch gewiß nicht über die Kalkſteinformation hinaus, und eine anſehnliche Länge iſt es gewiß, wenn wir ſie zu 758 Fuß braunſchweiger Maaß angeben können. Viele der Nebenarme ſind jetzt verſchüttet; würde man daher durch Erlöſchen des Lichtes, oder durch Vereinzelung von dem begleitenden Führer vom gewöhnlichen Pfade ſich verlieren, ſo würde man vielleicht nur in die Gefahr gerathen, durch Anſtoßen an Felszacken mit wundem Kopf und Händen den Ausgang der Höhle wieder zu gewinnen. Einen herrlichen Effect macht ein Piſtolenſchuß, der vom Echo fortgetragen und verſtärkt, von Wand zu Wand ſich wälzt, und wie der Donner zuletzt verhallend allmählig verſchwindet.

Bei den verſchiedenen Windungen der Höhle dürfte es dem Beſucher, wäre er nicht darauf aufmerkſam gemacht, vielleicht entgangen ſein, zu bemerken, wie eine Höhle, die fünfte, über der andern, der ſechſten, liegt.

Ohne durch Aufzählung aller Stalaktiten ermüden zu wollen, müſſen wir aber doch die bekannteſten der Reihe nach hier anführen. In der erſten Abtheilung zeigt der Führer außer dem Brunnen und Goſſenſteine eine betende Nonne, den Weihkeſſel und den Frauensrock. Der Brunnen iſt ein Baſſin, wie ein Herz geſtaltet, anderthalb Fuß lang, einen Fuß breit, anderthalb Fuß tief, mit hellem, wohlſchmeckenden Waſſer, ohne Tropfſteintheile, gefüllt und unerſchöpflich. Im Goſſenſteine unter dem Brunnen fließt das Waſſer bei naſſer Witterung über, außerdem iſt er trocken. Die Naturſpiele der zweiten Höhle ſind: der Mönch, die kleine Orgel mit drei über einander ſtehenden Pfeifenreihen, und das kleine Schloß. Ehedem fand man in dieſer Höhle viele Stalaktiten mit größern und kleinern Knochen und Zähnen, welche auf dem Marmor auflagen und mit Tropfſtein daran befeſtigt, auch zum Theil ſtark davon überzogen waren. In der dritten Höhle befindet ſich die große Orgel mit vier Reihen hohler Pfeifen, das Schloß, der Taufſtein nebſt den drei Zeugen, der Leichenſtein, der Todtenkopf und die Menſchenhand; in der vierten die Standarte, die Hirſchfängerſcheide, die klingende Säule, welche acht Fuß hoch, inwendig hohl, oben nicht angewachſen iſt, und vom Anſchlagen einen ſtarken Glockenton giebt, ferner die Pauken, die Sirene, das Kälbergekröſe, die Piſtolenhalfter, die Altarlichte und die Pferdeohren; in der fünften der Oehlberg, welcher auf vier Säulen ruht, der Backofen, die Stadt, die Kanzel, das Poſitiv, die Eule und zwei kleine Thürme. In der ſechſten befindet ſich nichts der Art.

Hier iſt das Ziel der Wanderung, von wo man den Rückweg antritt, bis man mit freierem Athem und weiterer Bruſt die Oberwelt wieder begrüßt, und durch ein Geldgeſchenk einen freundlichen Abſchiedsgruß vom treuen Führer ſich noch erwirbt. Schon der

Herzog Ludwig Rudolph hatte zum Einſchreiben der Fremden ein Buch hierher legen laſſen, was aber verſchwunden iſt. Das älteſte darauf folgende umfaßt die Jahre 1730 bis 1769, das die Inſchriften vieler fürſtlicher Perſonen und von Leuten aus allen Ständen und Welttheilen enthält. Auch die ſpätern und das jetzige enthalten viele ſolcher intereſſanten Schriftzüge, und weil der Sinn für das Schöne und Erhabene in der Natur auch auf die tiefern Stände immer mehr übergeht, und das Reiſen durch Dampf ſo viele Erleichterungen bekommen hat, ſo wächſt auch hier die Zahl der Beſucher von Jahr zu Jahre. —

Doch auch der jüngern Schweſter

der Bielshöhle

ſei unſer Beſuch nun gewidmet. Zehn Minuten von der Baumannshöhle entfernt, liegt ſie auf dem mittäglichen Ufer der Bode, über deren Spiegel 130 Fuß hoch ſich der Eingang auf einem Vorſprunge einer ſenkrecht herabfallenden Felswand befindet. Der Berg, deſſen Bauch die Höhle umſchließt, erhebt ſich aber noch 200 Fuß über dem Eingange und ſein Felſenhaupt heißt der Bielſtein, wovon die Höhle ihren Namen bekommen hat. Auch hier iſt der Eingang zu größerer Sicherheit mit einer Thür verſchloſſen, doch ladet noch vor derſelben ein dem Felſen abgerungenes Plätzchen zu einiger Ruhe, und der weite Ueberblick über die darunter und daneben wild brauſende Bode wird gewiß Niemanden dieſe Ruhe verleiden. Weil nun der Eingang durch ſechs Fuß Höhe ſchon geräumiger iſt, und ſich nur wenig abwärts neigt, ſo bietet er Anfangs größere Annehmlichkeiten als der der Schweſterhöhle dar. So wandert man auf ſich ſchlängelndem Pfade gegen 170 Fuß in den Berg hinein, und weil hier noch von keinen Naturſpielen eine Spur angetroffen wird, vielmehr die Seitenwände und die Decke des Gewölbes mit ſogenanntem Bergmehl dick überzogen ſind, ſo möchte man faſt auf die Vermuthung kommen, als hätten Menſchenhände, Baalsprieſter, den Eingang zu dieſen unterirdiſchen Räumen erſt durchgebrochen. Zu ihrer Entdeckung gab ein Waldbrand Veranlaſſung. Nachdem nämlich 1672 im Juli die Holzung dieſes Berges ſich entzündet hatte, und die Brandſtätte darauf beſichtigt wurde, fand man eine Oeffnung im Berge, die man wegen der nahen Baumannshöhle auch ſogleich für den Eingang zu einer geräumigen Höhle erkannte. Eine Unterſuchung und Befahrung vom damaligen Forſtmeiſter und Bergmeiſter mit anderen Perſonen beſtätigte bald dieſe Vermuthung, und in dem über dieſe Befahrung erſtatteten Berichte heißt es, daß dieſe Höhle über 100 Klafter lang ſei, viele Weitungen von fünf Lachter Höhe nebſt einem ſchönen Brunnen habe, und daß ſie der Baumannshöhle vorzuziehen ſei.

Die Höhle wurde nun auch mit einer Thür verſchloſſen; weil ſie aber nicht ohne Gefahr zu beſuchen war, ſo wurde ſie wenig befahren, und das Mehlloch, mit welchem Namen ſie wegen des ſchon erwähnten Bergmehles belegt ward, fand lange Zeit hindurch wenig faſt gar keine Beachtung. Da faßte 1788 der Steiger Valentin Becker zu Rübeland den glücklichen Gedanken, es koſte was es wolle, die Höhle fahrbar zu machen, und er legte Hand an das Werk. Da wurden nun Felſen geſprengt und weggeräumt, Vertiefungen ausgefüllt und Fahrten angelegt, bis er es endlich dahin gebracht hatte, daß die Höhle ohne Gefahr beſucht werden konnte. Nun ließ er ſich gleichfalls mit der Höhle beleihen. Wie das Buch, das er anſchaffte, noch beweiſt, betraten im Jahre 1788 und 1789 ſolche ſchon viele Fremde, und das Mehlloch hieß von jetzt an die Becker-Bielshöhle, welchen Namen ſie noch führt. Noch immer iſt die Familie im Beſitze der Höhle, und noch jetzt iſt der redliche Müller, ein Verwandter des ſeel. Becker, mit ſtetem Fleiße darauf bedacht, die Befahrung nach Kräften zu erleichtern und angenehm zu machen. Wollte man daher jetzt noch Reiſende durch Schilderung von Gefahren, in die ſie durch den Beſuch der Höhle gerathen könnten, vom Befahren abhalten, ſo würde man eben ſo unwahr reden als mit partheilicher Vorliebe für die Schweſterhöhle vielleicht dem braven Müller Unrecht thun. Auch von dieſer Höhle hat der ſchon erwähnte jüngere Ilſe 1789 einen guten Grund- und Profilriß abgezogen. Doch nach dieſer geſchichtlichen Einleitung wollen wir nun in die Höhle ſelbſt treten, die auch wieder viele Abtheilungen oder Kammern enthält. Man zählt deren funfzehn, außer den vielen noch nicht befahrenen engen Nebenhöhlen. Auch hier darf der geneigte Leſer wieder keine ausführliche Schilderung aller Naturſpiele erwarten. Weil aber der Tropfſtein auch die Felſenmaſſen dieſer Höhle mit einem gleichſam erſtorbenen Leben überkleidet hat, ſo ſei nur bemerkt, daß die Bielshöhle noch viel reicher als die Baumannshöhle an dieſen Naturſpielen iſt, und wir wollen die anziehendſten daher hier genauer betrachten. Das Generalſtreichen der Höhle iſt Occid 6⅛ Stunden, und der tiefſte Punkt liegt in der fünften Abtheilung. War die erſte Abtheilung der Eingang, ſo befinden wir uns jetzt in der zweiten Abtheilung, und wir wollen, um der Phantaſie zu Hülfe zu kommen, ein Mal einer Schilderung uns bedienen, die Herr Müller gedruckt jedem Reiſenden ſelbſt zu geben pflegt.

„Feierliche Todtenſtille, die ſchwarze Nacht des Grabes herrſcht um uns her, das leiſeſte Athmen wird hörbar; fallende Waſſertropfen täuſchen und ſchrecken unſere Phantaſie; unſere Stimmen hallen hohl und grauſend wieder, wie das Geheul des Uhus zur Stunde der Mitternacht; wohin wir das Auge wenden, erblicken wir ein Chaos von Zerrbildern, von Schreckgeſtalten, von aufgethürmten, durch Laune, durch Zufall gemiſchten Maſſen, bald dunkel, bald heller an Farbe, unberechnet auf Haltung und Zuſammenhang des Ganzen mit den Theilen, der Theile mit dem Ganzen. Wir ſehen tauſend uns unbekannte Gegenſtände auf einmal, und ſehen im Grunde nichts

Beſtimmtes. Wir glauben alle etwas Anderes zu ſehen. Dieß 30 Fuß hohe und weite Gewölbe hat uns durch ſeinen rauhen und wilden Charakter ſo ſehr überraſcht, daß wir nicht wiſſen, was wir aus den Wunderdingen, die der Zufall aus Tropfſtein bildete, machen ſollen. Herr Müller kommt uns zu Hülfe. Glück auf, meine Herren! ruft er uns zu, ſehen Sie her, wie natürlich dieſer Thron mit ſeinen Umhängen, Decken, Falten ꝛc. Sehen Sie hier dieſe ewig ſpinnende Jungfrau mit fliegenden Haaren, ſie iſt bei ihrem Tode verdammt worden, bis zum allgemeinen Weltgerichte hier ſtumm und taub und doch mit offenen Augen, Bergmehl zu ſpinnen; denn ſie betrog einen guten Jüngling um die Ruhe ſeines Lebens. Sie bereuet ihre Untreue und vergießt häufige Thränen, die Sie durch jenen Goſſenſtein ablaufen ſehen. Ihr Anblick macht uns traurig. Laſſen Sie uns daher in die dritte Höhle eilen. — Wir kommen in ein großes, wildes Gewölbe, voller Wunder der ewig ſchaffenden und ewig zerſtörenden Natur. Große und kleine Kalk- und Marmorblöcke, die ſich vor Jahrtauſenden von der Decke losriſſen, liegen zu unſern Füßen und ſind zum Theil mit Tropfſtein überzogen. Dieſe Grotte ſagt Herr Müller, muß einſt die Wohnung einer fürchterlichen Zauberin geweſen ſein. Sie zerfleiſchte dort den Mann, deſſen Eingeweide Sie aus dem Bauche hängen ſehen; ſie verwandelte ihre Diener in jene Gruppe großer muskulöſer Geſtalten und ihre Kammermädchen ſchrumpften in jene krauſe Figürchen zuſammen, damit ſich die einen über die andern ärgern ſollten. Statt des Scepters führte ſie jene Bärenklaue, mit der ſie Alles packte, was ſich ihr näherte. —

Laſſen Sie uns hinab in die vierte Höhle eilen. Sie iſt mit feinen Schnuren und Strahlen von Tropfſtein überzogen und herrlich geſchmückt. Sie muß die Wohnung einer Waſſernymphe geweſen ſein, ſie hat dort jenen Fiſch zum Wahrzeichen zurückgelaſſen. — Fortſchreitend kommen wir zur fünften Höhle, die zwei Kammern hat. In der zur Rechten erblicken wir in Lebensgröße die betende Nonne. Ihr Angeſicht iſt verſchleiert, damit es nicht durch unſern profanen Blick entheiligt werde. Sie hat vor einer an 30 Fuß hohen Schlucht Poſto gefaßt, in welcher der Tropfſtein gleichſam wie ein zu Eis gewordenes Waſſer herabgefloſſen zu ſein ſcheint. Wegen ſeiner krauſen Körner heißt dieſe Stelle der Berg, welcher dem Roggenſtein ähnlich iſt. — Nun haben wir eine elf Sproſſen hohe Fahrt hinauf zu ſteigen, wo wir in einem kleinen Gewölbe uns bei der Urne unſerer Sterblichkeit erinnern wollen. Fahren wir noch elf Stufen höher, ſo ladet uns ein ſechs Fuß langes, drei Fuß breites und vier Fuß tiefes Waſſerbaſſin zu einem friſchen, wohlſchmeckenden Trunke, oder wohl ſelbſt zum Bade. Bei trockener Witterung im Sommer nimmt jedoch der Waſſervorrath ſehr ab, obgleich darüber der herrlichſte Waſſerfall und die ſchönſten Tropfſteinzacken ſteten Zufluß zu geben ſcheinen. Wir müſſen nun beide Fahrten zurück, und gelangen wie durch einen Zauberſchlag nach den Schweizer Alpen; denn jener hoch herabhangende Guß von

Tropfſtein ſieht einem Gletſcher täuſchend ähnlich, und aus demſelben ragen zwei iſolirte Felſen-Obelisken das Schreckhorn und die Jungfrau. Haben Sie noch Luſt in dieſem Nebengemache mit mir das Roß zu beſteigen, von welchem herunter wir zwei fürchterliche Abgründe und Röhren erblicken werden, ſo werde ich Ihnen mit Vergnügen den Steigbügel halten. — Wir eilen zur ſechſten Höhle. Sie iſt die geradeſte, längſte, ebenſte, höchſte, breiteſte und vielleicht auch die ſchönſte unter allen, denn 40 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 38 Fuß Höhe umſchließen keinen geringen Raum. Sie ſtreicht von Morgen gegen Abend, und macht den tiefſten Punct aus, der befahren werden kann. In einer breiten Kluft befindet ſich ein ſehr tiefes Waſſerbecken, deſſen Spiegel ſich nach dem Steigen und Fallen der Bode richtet. Dieſe Windung der Höhle ſoll ſich nahe bis zu meiner Wohnung hinziehen, und einige Male habe ich von hier aus ſchon deutlich den Eisgang auf der Bode vernommen. (Hier beſteigt Müller auch eine Kanzel und declamirt in ſeiner Manier ein Gedicht.)"

„Jetzt gilt es eine 20 Sproſſen haltende Fahrt hinauf zu ſteigen, um eine 20 Fuß hohe Orgel zu betrachten. Eine Grubenlampe aber in jenes Loch hineingeſtellt, werden Sie das ewige Licht der katholiſchen Kirche erblicken, das mit Eiszacken garnirt iſt. Siebzehn Sproſſen von der Kanzel noch höher hinauf, gelangen wir in die ſiebente Höhle, die ſich über und neben der vierten, fünften und ſechſten Abtheilung hinzieht, und in welcher ein Poſtament und ein Waſſerfall mit einem kleinen Baſſin die einzigen Verzierungen ſind. — Jetzt müſſen wir auf zwei Fahrten wieder ſiebzehn Sproſſen hinab, und wir betreten die achte Höhle mit der illuminirten klingenden Orgel. Ich muß zu ihr hinauf ſteigen, die Lampe hinter dieſe Tropfenzacken halten und das Licht durch ſie fallen laſſen. Ich bedaure daß die Orgel verſtimmt, und der Bälgetreter nicht anweſend iſt. Damit Sie indeſſen doch den reinen Ton der Pfeifen kennen lernen, ſo will ich vier mit meinem Hammer intoniren. (Man hört herrlichen Klang.) — Die neunte Höhle zeigt uns das wellenſchlagende Meer. Es iſt eines der künſtlichſten und bewunderungswürdigſten Producte des Stalactitenwaſſers. Das Waſſer iſt bald in größerer bald in geringerer Menge vorhanden. — Die zehnte Höhle wird von dieſem Meere bloß durch einen niedrigen Durchgang abgeſondert. Sie enthält die oberen und größern Wellen des wellenſchlagenden Meeres, und in der Felſenwand einen Grützkaſten. Er iſt täuſchend mit Grütze und Perlgraupen angefüllt. Dieſe Nebenröhre führt zu jenem Brunnen, der wie eine Taſche an dem Felſen hängt. Sein Waſſervorrath, ein Spiegel von ohngefähr einem Quadratfuß bleibt ſich zu allen Zeiten gleich. Belieben Sie zu ſchöpfen. Nicht wahr, ſein Waſſer iſt vortrefflich? und meine 24 Fuß lange Stange erreicht die Sohle des Brunnens nicht, und vergebens habe ich verſucht, einige hineingefallene Taſſen wieder heraus zu ziehen. Bemerken Sie hier auch noch die künſtliche Muſchel mit offenem Schlauch, welche einen

hellen Ton von ſich giebt, wenn man an ſie anſchlägt, in jenem Loche dort oben aber iſt mein Reliquienkäſtchen.

Zu der elften Höhle führen uns einige in den abhängenden Tropfſtein eingehauene Stufen zu den beiden abgebrochenen Thürmen aus den Zeiten der Gothen. Jene Figur in jener Röhre nenne ich in der Waidmannsſprache das Geräuſch, und jenes Gußwerk von Tropfſtein mit durchbrochenen Zacken, die nicht tönen, die dumpfe Orgel, und in jener Röhre fand ich vor mehreren Jahren das mit Tropfſtein angeflogene, vollkommen gut erhaltene Gerippe eines kleinen Thierchens, vielleicht eines Kaninchens.

Nun ſteigen wir über zehn Sproſſen zur zwölften Höhle hinauf, die wieder die ſeltſamſten Dinge in ſich ſchließt. Dieſer glaſurte Berg iſt eine alte gothiſche Burg mit Thürmen und eingeſtürzten Mauern und Wällen; mit dieſer klingenden Muſchel gab der Thurmwächter das Zeichen, wenn ſich der Feind näherte. Von dieſer Kanzel auf einer frei ſtehenden, klingenden, fünf Fuß hohen Säule trug der Burgpfaffe Glaubenslehren vor, die er ſelbſt bezweifelte, und Moral, die er ſelbſt nicht beobachtete. Dieſer Baum mit ſeinen Wurzeln ohne Zweige und Blätter verdorrte, als der Burgherr einen Hungrigen ohne Gabe, mit den Hunden weghetzen ließ — Wenige Schritte führen zur dreizehnten Höhle, einem flachen niedrigen Gewölbe, deſſen Fußboden mit Spath-Quarz-Granitkörnern und Schieferſplittern gleich dem Bette der Bode bedeckt iſt. Dieſe Höhle hat weiter nichts Merkwürdiges als einige zwei Fuß hohe Tropfſteinzacken, die auf einem Altan ſtehen, und zwei kleinen verhüllten Männerchen gleichen. Ich pflege die Gruppe wohl den Judentempel zu nennen. — Merkwürdiger iſt dafür wieder die vierzehnte Höhle. Hier ſehen wir ein Juri als Basrelief ferner den kleinen babyloniſchen Thurm, unter deſſen Mauern ich Sie mit dieſen hier gewachſenen Weintrauben und Pomeranzen zu erfriſchen gedenke, und wobei Sie zugleich durch dieſe ſehr hell und ſtark klingende, freiſtehende Tropfſteinſäule eine Tafelmuſik ergötzen ſoll. Hüten Sie ſich aber, dieſem ſchauerlichen Abgrunde zu nahe zu kommen, damit, wenn ſie jetzt alle unterirdiſchen Herrlichkeiten beſehen, und auf dem Rückwege auch die funfzehnte Höhle oder den Querſchlag neben der erſten Höhle noch betreten wollen, nicht das Unglück haben, von ihm verſchlungen zu werden, wie der Fiſch, den jener Fiſchreiher in dieſer der letzten Höhle im Schnabel hält." Glück auf! und Herr Müller ſcheidet.

So hätten wir in einer Tiefe von 106 Fuß und bei 1007 Fuß Braunſchweiger Maaß Länge die ganze Höhle nun durchwandert, und 6—700 Gäſte vollenden jährlich mit uns dieſe Wanderung. Jetzt wollen wir auch noch einen Blick nach der Außenwelt werfen. Wir erwähnten ſchon oben den Bielſtein. Da es der Bielſteine mehrere giebt, und an ihnen dem Gott Beel oder Baal von den heidniſchen Deutſchen geopfert ward, ſo iſt der Sage nach auch hier auf dieſer Felſenkuppe ein ſolches Standbild aufgerichtet geweſen.

Weitere Spuren als altes Mauerwerk, vielleicht vom Altare des Götzen hat man jedoch nicht davon angetroffen. Vor mehreren Jahren hat man aber zu verſchiedenen Malen, in kleinen Summen, altes Geld (Brakteaten, Solidi und Groſſi) in der Nähe ausgegraben. Weil nun im Thale höher hinauf auch der Schreckensfelſen liegt, ſo mögte dieſer Name durch die Erinnerung an Menſchenopfer jene Sage vorzüglich noch verſtärken. *)

So wie der Wolfsgrund gegenüber aber an die frühern Wölfe im Harze noch erinnert, ſo erzählt uns wehmüthig zur Linken die Chriſtinenklippe, wie ein Mädchen hier einſt ihrem Leben ein Ende gemacht hat. — Wie du Wanderer dich aber freuen wirſt, jetzt zum heitern Tagelicht wieder zurückgekehrt zu ſein, ſo freue dich immer deines Willens und Thuns, deſto froher wirſt du zugleich deines Lebens werden, und das Leben in dieſer ſchönen Gotteswelt wird dir nie eine Laſt dünken, ſondern als eine dankenswerthe Gnade von dem erſcheinen, der die Welt ſo ſchön gemacht hat.

*) cf. Stübner's Denkw. Tom. I. p. 200.

W. Schönichen.

Das ehemalige Kloster Göllingen
in der untern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt.

Das Kloſter Göllingen gehörte muthmaßlich zu dem Wippergau, der ſich von Jechaburg über Sondershauſen bis auf Günzerode erſtreckt und die ebengenannte Stadt, die Dörfer Bebra, Jecha, Berka, Hachelbich, Sega, das Schloß Arnsburg, wie auch einige jetzt wüſte Ortſchaften, unter andern Hauſen, in ſich begriffen zu haben ſcheint. Nach Mitternacht begränzte ihn der Nabelgau und nach Mittag der Gau Engilin oder Engelheim. Er wird zuerſt in einer, neuerlich ohne hinreichende Urſache verdächtigten Jechaburgiſchen Urkunden vom J. 1128 erwähnt.

Göllingen liegt zwiſchen Frankenhauſen und Sondershauſen, am ſüdöſtlichen Abhange des faſt vereinzelt aufſteigenden Michaelsberges, deſſen Fuß auf drei Seiten die Wipper umſpült. Die Gegend iſt eine der anmuthigſten. Herrliche Wieſengründe wechſeln mit maleriſchen Baumgruppen, fruchtbaren Feldern und waldbekränzten Höhen. Ein großer Teich belebt die Landſchaft durch ſeinen hellen Waſſerſpiegel. Die Wipper ſchleicht ſanft und geheimnißvoll in dichtem Erlengebüſch, ihr Daſein nur durch das Geräuſch der unter dem Kloſterberge angelegten Mühle verrathend. Eine Vertiefung im Boden, in der Nähe jenes Weihers, deutet auf den merkwürdigen, wegen der öfteren Erdfälle und Einbrüche, in einen gemauerten Kanal verwandelten Stollen hin, welcher 220 Lachter unter dem Berge fort, dem Salzwerke in Frankenhauſen das nöthige Waſſer aus dem Fluſſe zuführt, bis ſich daſſelbe bei Artern mit der Unſtrut vereinigt.

83. Lith. v. Ed. Pietzsch u. C. in Dresd.

Göllingen vom Michaelsberge gesehen.

Rechts zieht die Straße von Frankenhauſen nach Sondershauſen in einem Hohlwege einen ſteinigen Hügel hinan, und bei einem jähen Abhange vorüber. Hier weilt das Auge des furchtloſen, für Naturſchönheiten empfänglichen Wanderers auf dem in der Tiefe ſich ausbreitenden, bunten Wieſenteppich, und den im Glanze der Abendſonne heimkehrenden Heerden mit Entzücken.

Der Name Göllingen läßt ſich am füglichſten von den alten, teutſchen Wörtern Gol oder Göl und ing oder ling herleiten. Das erſte bedeutete eine Lache, einen Sumpf oder See, und das letzte etwas von dem andern Abſtammendes, einen Nachkommen. Gölling oder Göllingen iſt daher ſo viel, als ein Ort, welcher von einem ſtehenden See, einer Lache ſeine Benennung hat. Die Beſchaffenheit der dortigen Gegend, die ehedem wohl viel ſumpfiger und waſſerreicher geweſen ſein mag, ſteht mit dieſer Vermuthung in vollem Einklange.

Das Kloſter zu Göllingen kann mit Recht unter die älteſten in Thüringen gezählt werden. Aber in welchem Jahre und von wem es erbaut worden ſei, läßt ſich wegen des Verluſtes der Stiftungs- und Beſtätigungsurkunden und anderer glaubwürdigen Zeugniſſe nicht mit Gewißheit beſtimmen. Es war nebſt mehreren thüringiſchen Klöſtern der Abtei Hersfeld in Heſſen unterworfen, welche auch noch in ſpäteren Zeiten durch Einſetzung der Pröpſte u. ſ. w. gewiſſe Rechte darüber ausübte. Dieſe gründeten ſich wohl zum Theil auf ein frommes Vermächtniß, wodurch gegen das Ende des achten Jahrhunderts der erſten geiſtlichen Stiftung von einem uns unbekannten Geber zwölf Höfe und eben ſo viel Morgen Landes daſelbſt überlaſſen worden waren. Ein Verzeichniß der Güter, welche Hersfeld zur Zeit ſeines erſten Abtes, des nachherigen Mainziſchen Erzbiſchofs Lullus, und nicht lange nach deſſen im Jahr 786 erfolgten Tode erworben hatte, giebt uns davon ſichere Kunde. Daß aber zu Göllingen nicht früher, als in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ein Kloſter angelegt worden ſei, muthmaßet J. F. Müldener, von dem wir eine ausführliche Geſchichte deſſelben beſitzen,*) vornehmlich aus dem Umſtande, weil zu Anfange des eilften Jahrhunderts, als ſich Günther der Heilige oder der Eremit kurze Zeit hier aufhielt, die Mönche noch mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatten. Doch war es wohl natürlich, daß der nicht an Arbeit und Entbehrungen gewöhnte neue Ankömmling den Zuſtand des Kloſters, in Erinnerung an die eigenen glänzenden Verhältniſſe, drückend und ärmlich finden mußte.

Die Schickſale dieſes Günther ſind ſo innig mit der früheren Geſchichte unſeres Kloſters verwebt, daß es ſich wohl der Mühe lohnen möchte, ihnen hier einige Aufmerkſamkeit zu widmen, zumal da

*) Unter dem Titel: Antiquitates Goellingenses, od. hiſt. diplom. Nachrichten von dem Benediktinerkloſter Göllingen, S. Wiperti in Thüringen. Frankenhauſen und Leipzig. 1766. 4. 165 Seiten ohne Dedikation und Regiſter.

dieſem wegen ſeines ſtrengen Wandels von Zeitgenoſſen und Nachwelt bewunderten Manne, nach dem Urtheile neuerer Gelehrten, eine Stelle unter den Ahnherren des Hauſes Schwarzburg gebührt.

Zwei erſt ſeit kurzem veröffentlichte Hersfeldiſche Dokumente, deren Inhalt wir jetzt mittheilen wollen, erheben die deswegen geäußerten Muthmaßungen zu faſt unbezweifelter Gewißheit. Zwiſchen den Jahren 1005 (wie Wenck angiebt, oder vielmehr 1006 — der Urkunde ſelbſt fehlt das Datum —) und 1012 eignete ein vornehmer Thüringer, mit Namen Günther, von ſeinem Erbe und aus der Erbſchaft der Kinder ſeines Bruders Sizo Güter in Thürungen (in dem ehemals Schwarzburgiſchem Amte Kelbra), Günzerode (in der unteren Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg), Ichtershauſen (im Herzogthum S. Gotha) und Eſchenberg (ebendaſelbſt), dem Kloſter des heiligen Wipert in Göllingen, und trat zugleich, auf Bitten des Abtes Gothard zu Hersfeld, noch Sedinſtete (Seddingsſtadt im S. hildburghäuſiſchen Amte Heldburg) und Beringgi (Behringen oder Bähringen, Hildburghäuſ. Marktflecken zwiſchen Römhild und Mellrichſtadt im Hennebergiſchen. Doch giebt es auch noch mehrere Orte dieſes Namens in daſiger Gegend) ab, jedoch mit Vorbehalt des Vogteirechts über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Walſazi (vielleicht Waldſachſen, Dorf mit einem Rittergute im Herzogl. S. Koburg. Amte Neuſtadt an der Heide), Emleben, Schwabhauſen und Eſchenberg (ſämmtlich im Herzogth. S. Gotha, in der Nähe von Ohrdruf) für ſich, ſeine und ſeines Bruders Söhne, und mit der Verpflichtung, daß der jedesmalige Voigt zu den öſtlichen Heerfahrten fünf bewaffnete Männer für den Abt ſtellen ſolle, für deren Unterhalt jedoch der letztere ſelbſt zu ſorgen habe. Die Schenkung kam in der benachbarten kaiſerlichen Pfalz Walhauſen zu Stande.

In einem andern, vermuthlich von 1039 bis 1045 ausgeſtellten Dokumente erklärt Günther, daß er von ſeinen eigenen Gütern und den erblichen Beſitzungen der Söhne ſeines ſchon erwähnten Bruders zehn Hufen in den Orten Salzaha (vielleicht das Dorf Salza bei Nordhauſen?) und Ottinscvoha (Ottenhauſen, jetzt eine Wüſtung im Amte Römhild, nach Behringen zu, wohin ſie auch zum Theil gehört, wenn man nicht lieber an das preußiſche Dorf dieſes Namens bei Greußen denken will) dem Lamprecht, Lehnsmanne des Abtes Meinher zu Hersfeld, und ſeinem eigenen Vaſallen Rodolf dergeſtalt übergeben habe, daß dieſe Güter der genannten Abtei lehnbar ſein ſollten. Dabei bedingt er ſich aufs Neue für ſeine eigene Perſon, ſeine und ſeines Bruders Söhne das Voigteirecht über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda und Waldſachſen aus. Die Unterhandlungen deswegen wurden zu Wiehe gepflogen, wohin Günther, der damals als Einſiedler in den böhmiſchen Wäldern lebte, ſich vielleicht ſelbſt begeben hatte. —

Dieſe Urkunden, deren Glaubwürdigkeit zwar neuerlich angefochten worden iſt, ſind für uns von größter Wichtigkeit. Denn wir werden dadurch ſogar deutlicher über die Familie Günther's belehrt,

als von ſeinem älteſten Lebensbeſchreiber, der ſich damit begnügte, ihn unter die Edeln Thüringens zu rechnen. Schon wegen ſeines in dem Kevernburg-Schwarzburgiſchem Hauſe ſo üblichen Namens iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er demſelben angehörte. Hierzu kommt, daß wenigſtens drei von den Ahnherren dieſes Geſchlechts, wie ſein Bruder, Sizzo hießen. — Ferner treffen wir einige der in jenen Urkunden gedachten Orte unter den Beſitzungen der nachherigen, aus einem Stamme entſproſſenen Grafen von Kevernburg, Schwarzburg und Rabenwald; manche mögen wohl bereits Eigenthum ihrer Voreltern geweſen ſein. Schon in den früheſten Zeiten waren mehrere Grafen, die ſämmtlich den Namen Günther führten, Schirmvoigte der Thüringiſchen Beſitzungen Hersfelds, der Schlöſſer Gebeſee, Berka, Breitenbach, Wachſenburg, der Städte Gotha und Arnſtadt, der Voigteien und Schultheißenämter von Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Schwabhauſen ꝛc., womit ſie zum Theil dieſe Abtei ſelbſt begabt zu haben ſcheinen. Aus dieſer engen Verbindung der Familie Günthers mit der letzteren, iſt es erklärlich, warum ſein Entſchluß, der Welt zu entſagen, eben in dieſem Kloſter zur Reife gedieh.

Die Zeitbücher ſtimmen darin überein, daß ſich Günther um's Jahr 1006 deswegen nach Hersfeld begeben hatte. Fragen wir, wodurch er, im Vollgenuſſe des Reichthums und der Macht, zu einem ſo auffallenden, wenn auch dem Geiſte jenes Jahrhunderts nicht unangemeſſenen Schritte bewogen worden ſei, ſo nennt die Erzählung von ſeinem Leben die Reue über verſchiedene in der Jugend begangene Fehler, und ein neuerer Geſchichtſchreiber die Betrübniß wegen des frühen Verluſtes ſeiner Gemahlin, als Gründe ſeiner Entſagung. Der Abt Gothard, deſſen oben beiläufig Erwähnung geſchehen iſt, ſtets für die Aufnahme des ihm untergebenen Kloſters bemüht, hatte es durch unabläſſige Vorſtellungen dahin zu bringen gewußt, daß Günther einen Theil ſeines Vermögens dem Schutzheiligen Hersfelds und Göllingens, Wipert, durch eine förmliche Schenkung übergab, wobei er ſich aber die Einkünfte des letzteren, nach wirklichem Uebertritt in den Benedictiner-Orden, zum Unterhalte und zur Bekleidung für ſich und die übrigen Mönche ausdrücklich bedungen hatte. Doch ſcheint er in ſeinem frommen Eifer nicht ſo weit gegangen zu ſein, Alles, was er beſaß, dieſem Zwecke zu opfern, ſondern es läßt ſich vielmehr vermuthen, daß er ſich gewiſſe Güter vorbehielt, um darüber frei ungehindert ſchalten zu können. Jenes Vorgeben, wobei man ſich auf die angeführte Lebensbeſchreibung ſtützt, widerlegt ſchon, anderer Thatſachen zu geſchweigen, der Inhalt der ſpäteren Hersfeldiſchen Urkunde. Vielleicht iſt alſo das Vermächtniß, womit Günther das Kloſter bei ſeinem Eintritt bedachte, kein anderes, als das in dem erſten jener Dokumente erwähnte.

Um den Reuigen ſtets im Auge zu behalten, und deſſen Rückkehr zu der vorigen Lebensweiſe zu verhüten, wozu ihn die an ſeinem nunmehrigen Wohnorte zu erduldenden Beſchwerden und Entbehrungen dringend eingeladen haben mögen, nahm ihn Gothard mit ſich in das Baieriſche Benedictinerkloſter Niederaltaich, dem er ſelbſt

ſchon als Abt einige Zeit vorgeſtanden hatte. Der damaligen Sitte getreu, reiſte Günther nun auch, vielleicht noch im Jahr 1106, nach Rom, legte, von da in jenes Kloſter zurückgekommen, vor dem Altare der heil. Maria und des heil. Mauritius den Kriegsgürtel nieder, und verſchor Haupt und Bart. Gothard, noch immer eine Aenderung ſeiner Geſinnung fürchtend, bewilligte ihm nur ungern den abermaligen Aufenthalt in Göllingen. Und wirklich regte ſich noch bisweilen in ihm die Sehnſucht nach den Freuden der Welt. Jener ſah ſich daher genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um ihn unauflöslich an den geiſtlichen Stand zu feſſeln. Endlich gab Günther den nachdrücklichen Ermahnungen ſeines Freundes und Rathgebers Gehör, ſonderte ſich immer ſtrenger von der menſchlichen Geſellſchaft, und wählte im Jahr 1108 den etwa eine Tagreiſe (rasta, was aber auch bisweilen durch eine Meile erklärt wird) von Altaich entlegenen Berg Ranzing zum einſamen Wohnplatze.*) Aber auch hier noch nicht völlig gegen den Andrang der Menge geſichert, welche der Ruf ſeiner ausgezeichneten Frömmigkeit und der harten Büßungen, die er ſich auflegte, herbeilockte, zog er ſich nach drei Jahren in das Innere des Nordwaldes an den baieriſchen Grenzen gegen Böhmen, um den Urſprung des Fluſſes Regen zurück,**) und baute (1011 oder 1012) an dem kleinen Fluſſe Rinchnach,***) mit Hülfe der Kloſterbrüder, die ihm in dieſe Einöde gefolgt waren, neben den Zellen, welche ihnen zum Obdache dienten, zu Ehren Johannes des Täufers, eine Kapelle, deren Einweihung der Biſchof Berenger von Paſſau im Jahr 1019 verrichtete. Den deutlichſten Beweis, daß Günther auch nach ſeiner Entfernung dieſe Stiftung nicht aus den Augen verlor, ſondern ſtets väterlich um das Beſte derſelben bemüht war,

*) Es ſei hier ein für allemal bemerkt, daß die Nachrichten von Günthers bald längerem bald kürzerem Verweilen in verſchiedenen Gegenden des öden Nordwaldes ſo abweichend und ſchwankend ſind, daß man ihrer Quelle, den Legenden von dieſem Eremiten, denen man noch dazu keinen früheren Urſprung als das dreizehnte Jahrhundert anzuweiſen berechtigt iſt, nicht unbedingt trauen darf. Wenigſtens hegte der durch ſeine Forſchungen in Böhmens Sprache und Geſchichte hochverdiente, den Wiſſenſchaften vor kurzem durch den Tod entriſſene, Abbé Dobrowsky dieſe Meinung, und glaubte unter andern, daß Günther zuerſt Rinchnach bezogen habe. Die weitere, vornehmlich auf brieflichen Mittheilungen des genannten Gelehrten beruhende Ansführung iſt einem andern Orte vorbehalten. —

**) Wenn Günthers Lebensbeſchreiber ſich von dieſer Gegend des Ausdrucks eremus (gleichbedeutend mit vastitas und solitudo) bedient, ſo iſt darunter nur Wald zu verſtehen, woran ſich allerdings der Begriff des Wilden, Raufen, Wüſten, aber nur im Gegenſatze zu dem urbar gemachten, bebauten Felde knüpft. Eremi waren Strecken, in denen Familien oder Stämme ohne feſten Sitz, wie Nomaden und Jäger herumſchweiften.

***) Die Zelle Rinchnach iſt die nachherige Benedictinerabtei dieſes Namens in dem königl. baieriſchen Landgerichte Regen des Regenkreiſes.

liefert ihre 1040 bei Kaiſer Heinrich III. von ihm bewirkte Vereinigung mit Niederaltaich.

Günther hatte mehrere Jahre zu Rinchnach verlebt, als er nach ſeiner Rückkehr aus Ungarn den Abt des genannten Kloſters, Ratmund, um die Erlaubniß erſuchte, dieſen Ort zu verlaſſen, und ſich tiefer in den Wald zu begeben. Er baute ſich nun in einer öden Gegend des heutigen Prachiner Kreiſes von Böhmen, in dem Wald Brezeznitz (von den häufig hier wachſenden Birken ſo genannt), in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen, ein kleines, hölzernes Haus, wo er ſich durch die Anlegung eines für aus Böhmen nach Baiern Reiſende ſehr bequemen Weges, der über und neben Hartmanitz vorbei nach Rinchnach führte, und den die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice noch neuerlich zu verbeſſern ſchuldig waren, um Zeitgenoßen und Nachwelt verdient machte. Hier entdeckten ihn die Mönche von Brzewnow, und luden ihn in ihr Kloſter ein. Daß ſie ihn, wie die Legende berichtet, zum Abte deſſelben hätten ernennen wollen, iſt nicht wahrſcheinlich, weil ſie ſchwerlich einen Laienbruder dazu erkoren haben würden. Günther lehnte jedoch dieſen ſo ehrenvollen Antrag ab, und entfernte ſich, um ähnlichen Zumuthungen für die Folge zu entgehen, in die Gegend, die jetzt Dobrawoda (Gutwaſſer) heißt, und ſeit Erbauung einer Kirche auf dem Hügel um's Jahr 1620 ſeinen Namen (St. Günther) führt, wohin hauptſächlich am zweiten Pfingſtfeiertage eine große Volksmenge aus Böhmen und Baiern zu wallfahrten pflegt. Hier verlebte er den kurzen Reſt ſeiner Tage. Der Beſuch, den Günther vor ſeinem Tode (er ſtarb den 9. Okt. 1045) von den Böhmerherzog Brztislaus, bei deſſen Vater Udalrich er, wegen ſeines früher bewieſenen Heldenmuthes, in ſo großem Anſehen ſtand, daß er ihn 1014 zum Taufzeugen dieſes ſeines Sohnes wählte, empfangen haben ſoll, iſt wohl nur erdichtet. Günther hatte überhaupt ein Alter von mehr als 90 Jahren erreicht, wovon 37 auf den Aufenthalt deſſelben in der Einöde kommen. Sein Leichnam wurde auf des Herzogs Befehl nach dem ſechzehn Meilen entfernten Brzewnow gebracht, und in der daſigen Benediktinerkirche bei dem Altare des heiligen Stephanus beigeſetzt, wo ſein wohl nicht gleichzeitiger, ſondern erſt aus dem 13. Jahrhundert herrührender, auf Veranſtaltung des Abtes Friedrich im Jahr 1761 wieder aufgerichteter Grabſtein noch zu ſehen iſt, welcher, da es in der jetzigen Kirche an einem ſchicklichen Platze fehlte, in die Mauer von außen eingefügt wurde. Er ſtellt eine Figur in Mönchstracht, mit einem Eremitenſtabe in der Rechten und einem Buche in der Linken, das Haupt mit dem Heiligenſcheine umgeben, vor, und iſt in Wenc. Hagek a Liboczan und Annal. Bohem. ed. a Gelas. Dobner P. V. (Pragae 1778. 4.) zu p. 280 und in Bonav. Piter S. Guntherus Confessor et Heremita. (Bruuae 1762. 4.) zu p. 92 [auf 2 Kupfertafeln] abgebildet. Folgende Buchſtaben ſind auf demſelben noch lesbar: — LJS — G — LV — H. vielleicht die letzte Silbe von Venerabilis, der Anfang des Namens Guntherus und ein Theil der Jahrzahl ſeines

Todes MXLV. Eine ehemals hölzerne, wunderthätige (!) Bildſäule Günthers, welche man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer ähnlichen ſteinernen vertauſchte, ſteht zu Dobrawoda. (S. die Beſchreibung und das Kupfer bei Piter a. a. O. p, 99 sq.) — Nicht nur in den von Brzewnow abhängigen Klöſtern, ſondern auch zu Altaich feierte man den 9. Oktober als Gedächtnißtag, des wegen Verrichtung vieler Wunder geprieſenen Mannes, den der Papſt heilig geſprochen haben ſoll, was aber beſonders deswegen in Abrede geſtellt wird, weil er häufiger mit dem Zuſatze beatus, ſeltener als sanctus, in alten Schriften und Urkunden erſcheint. Doch hat man ſich im dreizehnten Jahrhundert angelegentlich für ſeine Kanoniſation verwendet. —

Den Mangel gelehrter Bildung, welche im Mittelalter bei Erziehung der Großen vernachläſſigt wurde, erſetzte zum Theil Günthers natürliche Beredſamkeit, die ihm nicht nur bei geiſtlichen Vorträgen, als er z. B. 1017 den Luiticiern — Wenden das Evangelium verkündete, ſondern auch an den Höfen der Fürſten trefflich zu Statten kam. Er erfreute ſich bei Kaiſer Konrad II. vorzüglicher Gunſt, Heinrich III. zog den mit vielfältigen Erfahrungen eines bewegten Lebens ausgerüſteten Mann bei den wichtigſten Verhandlungen zu Rathe, und im Jahr 1040 bewirkte Günthers Einfluß dem überall vom Feinde bedrängten und außerdem rettungslos verlorenen Heerhaufen des Markgrafen Eckard II. von Thüringen ungehinderten Abzug aus Böhmen. — Gleiches Vertrauen ſchenkte ihm Stephan I., König von Ungarn, welchen er, auf dreimal wiederholte Bitte, um's Jahr 1014, und vielleicht außerdem noch öfter beſuchte, und ihn zu Stiftung mehrerer Bisthümer, Kirchen und Klöſter veranlaßte. An dem Hofe dieſes ſeines nahen Verwandten (einige Geſchichtſchreiber nennen ihn blos cognatus, andere Sororius, Bruder der Gemahlin des Königs) wurde er durch folgende Begebenheit Gegenſtand allgemeiner Bewunderung: Günther hatte das Gelübde gethan, kein Fleiſch zu eſſen. Der König, der dieſes wahrſcheinlich nicht wußte, oder ihn auf die Probe ſtellen wollte, ließ ihm einen gebratenen Pfau vorſetzen, und drang heftig in ihn, davon zu genießen. Dieſer flehte nun weinend zu Gott um Rettung aus ſo harter Bedrängniß, und ſiehe! der Pfau bekommt ſogleich wieder Federn, und fliegt zum Erſtaunen aller Gäſte davon. Wir lernen wenigſtens aus dieſem, von ſämmtlichen Biographen des Eremiten glaubig wiederholten Märchen, daß im eilften Jahrhundert Pfauen eine Lieblingsſpeiſe der Großen waren, ſo wie ſie auch bei den Römern für eine ſeltene und leckere Koſt galten. —

Nicht lange nach Günther, durch welchen wir die erſte Kunde von dem Daſein unſeres Kloſters empfingen, lebte in demſelben der Hersfeldiſche Abt Arnold, der wegen eines ihm Schuld gegebenen Verbrechens ſeiner Stelle im Jahre 1030 entſetzt, und dahin verwieſen worden war. Er ſtarb den 28. December 1032, und wurde anfangs in Göllingen, ſpäter aber auf Verordnung des Abtes Rudolf, in der Kirche des heiligen Michael zu Hersfeld beſtattet.

Schon aus dem Beiſpiele der eben genannten Abtei, welche der Regel des Benediktinerordens folgte, würden wir das Nämliche auch bei Göllingen muthmaßen können, wenn nicht noch das ausdrückliche Zeugniß mehrerer Urkunden dafür ſpräche. Beide geiſtliche Stiftungen traten im Jahr 1510 zu der Bursfeldiſchen Union, welche die Wiederherſtellung einer ſtrengeren Kloſterzucht zum Zwecke hatte. Bereits im vierzehnten Jahrhundert (1376) war Göllingen in die Brüderſchaft der Abtei Walkenried aufgenommen worden. — Daß unſer Kloſter dem heiligen Wipert, den auch Hersfeld als ſeinen vornehmſten Schutzpatron anerkannte, geweiht war, ergiebt ſich nicht nur aus dem Schenkungsbriefe Günthers, ſondern auch aus andern Dokumenten, worin die Bewohner deſſelben: Conventus sancti Wiperti, oder: Servi sancti Wiperti in Gelingen heißen. Wipert, ein Angelſächſe, hatte als Gehülfe des Bonifacius, zu Bekehrung der Thüringer eifrig mitgewirkt, dann auf Befehl deſſelben in Ohrdruf gelebt, um das daſige Kloſter in Aufnahme zu bringen, war 732 als Abt nach Frizlar zurückgekehrt, und hier 747 geſtorben. Mehrere Kirchen in Thüringen tragen ſeinen Namen.

Von den weltlichen Schutzherren Göllingens ſind nur wenige der Vergeſſenheit entriſſen worden. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts (1186) lernen wir den Sohn eines gewiſſen Bilgrim, Berthold, aber ohne genauere Bezeichnung ſeines Geſchlechts, als Voigt (advocatus) deſſelben kennen. Das Dokument, worin er erwähnt wird, giebt einige Aufſchlüſſe über die damalige Beſchaffenheit unſeres Kloſters, und liefert zugleich ein neues Beiſpiel von den Bedrückungen, welche ſich gegen dieſe Anſtalten häufig ſelbſt diejenigen erlaubten, denen ihre Vertheidigung oblag. Es hatte nämlich der Cuſtos Lutger einige Güter zu Göllingen und Hachelbich erkauft, und zu Unterſtützung Nothleidender dem Armenhauſe des Kloſters geſchenkt. Berthold aber ſuchte die Ausführung einer ſo guten Abſicht auf alle mögliche Art zu hindern, und ertheilte erſt nach Empfang einer Summe von vier Mark Silbers ſeine Einwilligung dazu. Im folgenden Jahrhundert übten die damals mächtigen und begüterten Herren von Heldrungen die Schutzgerechtigkeit über Göllingen, als Eigenthümer dieſes und der benachbarten Orte, aus. Von ihnen mußte unſer Kloſter gleichfalls manche Beeinträchtigung erdulden. So hatte Hartmann von Heldrungen demſelben durch Wegnahme des Kirchenornats großen Nachtheil zugefügt. Sein Sohn Heinrich verzichtete daher, um dieſen Schaden zu erſetzen, den 28. December 1243 auf alle Anſprüche an den Waldungen des Kloſters und beſtimmte außerdem noch jährlich eine Mark zu Begängniſſen und Seelenmeſſen ſeiner verſtorbenen und vermuthlich daſelbſt an geweihter Stätte begrabenen Verwandten. Als Friedrich, Edler Herr von Heldrungen, mit ſeinen Söhnen Albrecht und Friedrich, am 1. Auguſt 1324 dem Grafen Heinrich dem Jüngern (V.) von Hohnſtein, Herrn zu Sondershauſen, das Dorf Göllingen nebſt Hachelbich und Hermſtet verkaufte, ging unſtreitig die Advokatie des Kloſters zugleich mit an den letzteren über. Doch beſaß die Hohn-

ſteiniſche Familie dieſelbe nur kurze Zeit. Denn nach dem Ableben Heinrichs, mit welchem die Sondershäuſiſche Linie dieſes Geſchlechts 1356 wieder erloſch, fielen, vermöge der neun Jahre vorher errichteten Erbverbrüderung ſeine geſammten Lande, worunter auch der im Jahre 1324 erkaufte Bezirk enthalten war, an ſeine Schwiegerſöhne, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg. Seitdem behaupteten dieſe die Schirmvoigtei des Kloſters, welches bei der Landestheilung im Jahr 1416 zu dem Sondershäuſiſchen und 1532 zu dem Frankenhäuſiſchen Antheile gezogen wurde, bis zu deſſen Aufhebung.

Göllingen bediente ſich bei Ausfertigung ſeiner Urkunden ſowohl eines Konvents- als Propſteiſiegels. Das erſte war länglichrund, und in deſſen Mitte eine Ordensperſon ſitzend abgebildet, die in der Rechten eine Kirche mit zwei Thürmen, in der Linken ein Buch vor der Bruſt hielt. Wahrſcheinlich ſollte dieſelbe den heiligen Wipert oder Günther den Eremiten vorſtellen. Auf den älteren Siegeln dieſer Gattung lautet die Umſchrift: S. CONVENT. SCI. WIPERTI. IN. GELINGEN., auf den neuern findet ſich nur der Unterſchied, daß das Wort CONVENTES darin nicht abgekürzt iſt.

Das Propſteiſiegel iſt von gleicher Form, aber viel kleiner, als jenes. Auf demſelben trägt eine knieende und betende männliche Figur in geiſtlicher Tracht, wodurch vermuthlich der Propſt des Kloſters angedeutet werden ſoll, eine Kirche mit einem Thurme, vor welchem eine ähnlich gekleidete Perſon, (vielleicht der heilige Wipert) mit aufgehobner, ſegnender Hand ſteht. Die ältern und neuern Siegel dieſer Art weichen nur in der Größe und Umſchrift von einander ab. Auf den älteren heißt dieſe: SIGILLUM. PREPOSITI. IN. GELLINGEN.; auf den neuern: SIGILLVM. PREPOSITURE. GELLINCENSIS.

Im Jahr 1506 wird Göllingen ausdrücklich zu dem Archidiakonat Jechaburg und den Archipresbyteriat Frankenhauſen, in der Diöces des Erzbiſchofs von Mainz, gezählt. — Unter die Gerechtſame des Abts zu Hersfeld in dieſem Kloſter, gehörte, wie wir ſchon oben berührten, auch die Wahl und die Beſtätigung der Pröpſte deſſelben, welche ohne Einwilligung dieſes ihres Oberhauptes, dem ſie den Eid der Treue ſchwören mußten, nichts von den Kloſtergütern veräußern, und überhaupt keine Sache von Wichtigkeit vornehmen durften. Da die Quellen der Geſchichte dieſer geiſtlichen Stiftung nur ſparſam fließen, ſo iſt es nicht möglich, die Namen ihrer Pröpſte in ununterbrochener Reihe aufzuführen. Nur folgende ſind durch Urkunden und andere Nachrichten auf unſere Zeiten gekommen:

1) Wicelo oder Witelo, welcher, zum Abt des Peterskloſters zu Erfurt erhoben, dieſe Würde 20 Jahre lang bekleidete, und den 9. Jan. 1221 ſtarb.

2) G. (Günther?) 1200.

3) Herkinbert (Herkenbertus) 1209. 1220.

4) Albert 1243. 1244. 1252.

5) Cuno 1258. 1260. 1261.

6) Günther 1268.

7) Heinrich 1278.

8) Engelbrecht 1323. 1324. 1326.

9) Wolfram von Lichtenberg 1374. 1379. 1385.

10) Konrad 1406.

11) Wygandus von Treyßa 1438.

12) Ludwig Vitzthum 1440.

13) Friedrich Ylban 1444.

14) Johann Wertorf 1455.

15) Bruno von Schönbach und Wilhelm von Volkershauſen verwalteten dieſes Amt einige Zeit nach einander, und zwar vor dem Jahre 1460. Der erſte wurde Dekan zu Hersfeld, der letzte Propſt in dem Nonnenkloſter zu Kreuzburg.

16) Heinrich von Brunharſſen 1462. 1463.

17) Georg Wepner 1487.

18) Andreas Marſchalk 1507.

19) Clemens Pilgrim 1509.

20) Johann Kleinſchmidt 1521. 1529.

21) Thomas Schmidt 1539. 1540. 1544.

22) Crafft oder Crato von Weiſenbach 1552. 1554. 1559 wurde 1588, nach dem Tode Ludwigs von Heunefeld, Abt des Hersfeldiſchen Stiftes. Schon vorher war er Dechant daſelbſt und nicht blos Propſt zu Göllingen, ſondern auch (1576) zu Kreuzburg und Frauenſee. Er ſtarb 1592.

23) Berthold Rüdiger wurde 1592 zu dieſer Stelle berufen, war, wie der vorige, der evangeliſchen Religion zugethan, und lebte noch 1628. Nach ihm findet man weiter keinen Propſt zu Göllingen.

Außerdem befanden ſich auch noch andere Perſonen in dem Kloſter welchen eine beſondere Aufſicht über die Güter deſſelben, über die darin lebenden Mönche und die Sorge für die gehörige Abwartung des Gottesdienſtes ꝛc. anvertraut war. Es ſind folgende:

1) Der Dekan, ohne deſſen Vorwiſſen nichts Wichtiges geſchehen durfte, und welcher die öffentlichen Urkunden mit ausfertigte.

Göllingen hatte dergleichen Kloſterbeamte ſchon in ältern Zeiten bis in das funfzehnte Jahrhundert. Späterhin wird ihrer nicht mehr gedacht.

2) Der **Hospitalarius**, welcher verpflichtet war darauf zu ſehen, daß die kranken Mönche und andere in dem Armenhauſe des Kloſters befindliche Nothleidende und Gebrechliche gehörige Pflege und Wartung erhielten.

3) Der Pfarrer (curatus, pastor). Joh. Kleinſchmidt hatte dieſem Poſten vor ſeiner Erhebung zur propſteilichen Würde viele Jahre hindurch vorgeſtanden.

4) Der Küſter (custos), welcher vornehmlich für Anzündung der Lampen und Lichter in der Kirche und auf den Altären, für Anſchaffung der Hoſtien ꝛc. zu ſorgen hatte. Er darf nicht mit dem Kirchner oder Kirchendiener (ecclesiasticus) verwechſelt werden, da er die Kloſterurkunden mit auszuſtellen pflegte. Im Jahr 1186 war Lutger Kuſtos der Kirche zu Göllingen, und 1583 ging dieſes Amt auf die Schulmeiſter oder Kantoren über, deren erſter Adam Landgraf hieß.

Die Güter und Einkünfte des Kloſters ſcheinen, wie ſchon oben geſagt wurde, anfangs nicht von großer Bedeutung geweſen zu ſein. Daß ſie aber, während der langen Dauer deſſelben, anſehnlichen Zuwachs erhalten haben müſſen, läßt ſich daraus abnehmen, weil noch in neueren Zeiten viele Orte, z. B. das Dorf Göllingen ſelbſt, Hachelbich, Badra, Berka, Sondershauſen, Ober- und Niederböſa, Niedertopfſtedt, Kindelbrücken, Bilſingsleben, Günzerode, Rottleben, Bendleben, Thaleben, Esperſtedt, Ringleben, Riethnordhauſen, Artern, Frankenhauſen, Kannewurf, Kölleda ꝛc. Zinſen dahin zu entrichten hatten. Zu den eigenlichen Kloſtergütern gehörten

1) Das Gut zu Göllingen nebſt ſeinen Aeckern, Wieſen, Holzungen, Zinſen ꝛc.

2) Die Beſitzungen zu Eſchenburg, welche zum Theil aus dem Vermächtniſſe Günthers des Eremiten herrührten. — Der Propſt Johann Kleinſchmidt ſah ſich 1525 genöthigt, die freie Behauſung eines Siedelhofs mit fünf Hufen Landes, auch alle Erbzinſen, Lehnſchaften und Gerechtigkeiten, welche die Propſtei im Dorfe, Felde und Flure daſelbſt, zu Molſchleben und Hauſen beſaß, an die Grafen, Philipp, Ernſt, Sigismund und Hans von Gleichen, Herren zu Tonna, für 160 Rheiniſche Gülden zu verkaufen. Als Grund dieſer Veräußerung wird der während des Bauernkriegs, vornehmlich durch Brand erlittene Verluſt angeführt, und die empfangene Summe zu Wiederherſtellung des Kloſters beſtimmt. Noch im Jahr 1593 wurde die genannte gräfliche Familie mit dieſen Gütern von der Propſtei Göllingen beliehen.

3) Ein Gut zu Kannewurf, worüber die Herren von Heldrungen die Schutz- und Schirmgerechtigkeit bis zum Jahr 1367 ausübten, in welchem ſie dieſelbe nebſt allen damit verknüpften Vortheilen den Grafen zu Schwarzburg überließen. Außerdem hatte Göllingen an dieſem Orte, ſo wie zu Günzerode, Rottleben und Hachelbich (noch im Jahre 1518 einen freien Hof) noch verſchiedene Beſitzungen.

Daß es dem Kloſter nicht an Waldungen gemangelt habe, erhellt aus einem Dokument von 1200, vermöge welches der Ritter von Rinkleben das Eigenthum einiger Holzungen bei Feldengel, die er von der Kirche zu Göllingen als Lehn beſaß, auf das Stift Ilfeld übertrug, und aus der bereits erwähnten Urkunde vom Jahr 1243, worin Heinrich von Heldrungen auf alle Gerechtſame Verzicht leiſtete, die ihm in denſelben zukamen. Das ſogenannte Wiprechtsholz über Günzerode wurde 1614 von dem Propſt Berthold Rüdiger an den Rath zu Kindelbrücken verkauft, und ſchon früher, 1620, war ein Stück Waldung bei Eſchenberg, mit Ausnahme des zu dem Kloſtergute gehörigen Theiles, an den Abt zu Georgenthal überlaſſen worden.

Endlich übte das Kloſter über folgende Kirchen das Patronatrecht oder andere Gerechtſame aus, 1) über die Kirche zu Göllingen ſelbſt, — 2) zu Kannewurf und 3) zu Hachelbich, wo die in drei Hufen beſtehende Pfarrländerei und eine halbe Hufe Schulland von langen Zeiten her ein Lehn deſſelben geweſen iſt. —

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte der Aufhebung des Kloſters. Schon der Bauernkrieg im Jahre 1525 brachte daſſelbe ſeinem Untergange ſehr nahe. Viele Einwohner des Dorfes Göllingen hatten ſich mit den Aufrührern vereinigt, und mußten deswegen nach dem für ſie ſo unglücklichen Treffen bei Frankenhauſen, eine namhafte Geldſtrafe erlegen. Es iſt wahrſcheinlich, daß bei der Plünderung des Kloſters, wovon gleichzeitige Nachrichten nicht undeutlich ſprechen, die Stiftungs- und Schenkungsurkunden deſſelben entweder verloren gegangen, oder von den Mönchen an einen ſichern, jetzt unbekannten Ort gerettet worden ſind. Der Propſt Johann Kleinſchmidt ſorgte auf das Angelegentlichſte für die Wiederherſtellung der beſchädigten Gebäude. Zwar erlaubten ihm die politiſchen Verhältniſſe der damaligen Zeit nicht, in Anſehung der Religion eine Aenderung zu treffen, und ſich ſelbſt zu Luthers Lehre zu bekennen, allein daß er derſelben ſehr geneigt geweſen ſei, und ſie aus allen Kräften zu befördern geſucht habe, läßt ſich aus verſchiedenen Umſtänden ſchließen. So unterſtützte er die Berufung des Doktor Jakob Oethe, zum erſten evangeliſchen Pfarrer nach Frankenhauſen, und leiſtete bei der im Jahre 1539 von dem Stadtrathe daſelbſt mit dem Schulgebäude vorgenommenen Ausbeſſerung durch der Seinigen thätige Hülfe. Sein Nachfolger, Thomas Schmidt, verharrte gleichfalls bis an ſein Ende bei dem alten Glauben. Krato von Weiſenbach iſt daher als der erſte Propſt anzuſehen, welcher der evangeliſchen Lehre

zugethan war. Doch ließ der Pfarrer, Johann Schaube, ſich auf keine Weiſe bewegen, dem Vorgange deſſelben zu folgen, ſo daß erſt nach deſſen Tode (1571) Bernhard Rübeſamen zum erſten Geiſtlichen dieſes Religionsbekenntniſſes beſtellt werden konnte. Um dieſe Zeit ſtarb der Abt Michael zu Hersfeld, welcher ein Hospital und eine evangeliſche Schule daſelbſt anlegte, zu deren Unterhaltung er 40,000 fl. von ſeinem Vermögen beſtimmte und wozu von den Einkünften des Kloſters Göllingen jährlich 121 Thlr. bezahlt werden mußten. So lange das erſte Stift ſeine bisherige Selbſtändigkeit behauptete, ſo lange geſchah auch alles Mögliche zu Aufrechthaltung der Verfaſſung unſers Kloſters. Nach dem Tode des letzten Abtes, Joachim Rollius (1606), wurde der Landgraf Otto von Heſſen, und hierauf (1617) deſſen Bruder Wilhelm zum Adminiſtrator beider geiſtlichen Anſtalten erwählt. Ohngeachtet der Kaiſer Ferdinand II. während des dreißigjährigen Krieges (1628) ſeinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Verwaltung derſelben übertrug, und den Abt Johann Bernhard zu Fulda zu deſſen Stellvertreter einſetzte, ſo trat doch der frühere Zuſtand auf's Neue ein, als der Landgraf Wilhelm nach der Schlacht bei Leipzig (1631) mit dem Könige von Schweden Guſtav Adolph ein Bündniß ſchloß, und ſich ſeiner Beſitzungen wieder bemächtigte.

In dem weſtphäliſchen Frieden (1648) wurde die Abtei Hersfeld nebſt Göllingen als ein weltliches Fürſtenthum und Reichslehen mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten dem Hauſe Heſſen-Kaſſel erb- und eigenthümlich überlaſſen, und daſſelbe zu verſchiedenen Zeiten, bis zu Auflöſung des teutſchen Reichs, von dem Kaiſer damit beliehen. Durch den Staatsvertrag zwiſchen Preußen und Schwarzburg-Rudolſtadt vom Jahre 1816 ſind die jetzigen Verhältniſſe Göllingens herbeigeführt worden.

Von den alten Kloſtergebäuden war ſchon im Jahr 1766, in welchem Müldener ſeine erwähnte Schrift herausgab, nichts weiter vorhanden, als ein anſehnlicher und geräumiger Kirchthurm von feſten Steinen, nebſt wenigen Ueberreſten der ehemaligen Kloſterkirche. Unter dieſem Thurme befand ſich eine unterirdiſche, dunkle Kapelle (eine Crypta oder Gruftkirche) von ſchöner Arbeit, die in der Mitte auf vier ſtarken Pfeilern ruhte, und an deren Decke man einen großen vergoldeten Stern erblickte. Der genannte Geſchichtſchreiber vermuthet, daß man dieſe Kapelle entweder zu Vorſtellung des heiligen Grabes oder anderer, bei der Gedächtnißfeier der Geburt Jeſu noch jetzt in der römiſch-katholiſchen Kirche üblicher Ceremonien gebraucht, oder ſie dem Schutzpatrone des Kloſters zu Ehren geſtiftet habe. Doch dienten ſolche Krypten überhaupt zu Andachtsübungen, zu Weihungen, zu Meſſen für Verſtorbene und zu Verwahrung ihrer Gebeine, beſonders der Stifter und Schutzheiligen der Kirchen und Klöſter. So erzählt Lambert von Aſchaffenburg: „In dem Jahre 1040 weihete man die Krypta zu Hersfeld und trug die Gebeine der heiligen Bekenner, Wigbert und Lullus, in dieſelbe über.“ Vergl. auch dieſen Chroniſten bei dem Jahre 1072 (p. 81 der Krauſiſchen

Ausgabe und Stieglitz Geſchichte der Baukunſt ꝛc. (Nürnberg 1827. 8.) S. 350 — 352. —

Erſt neuerlich hat der Herr Bauinſpector Bleichrodt zu Frankenhauſen durch ſorgfältige Beſchreibung und gelungene Abbildungen*) dieſes merkwürdigen Denkmals, die Aufmerkſamkeit der Kenner und Verehrer teutſcher Vorzeit wieder auf daſſelbe hingelenkt, und ſich gerechte Anſprüche auf ihren Dank erworben. Die Schilderung des jetzigen Zuſtandes dieſes einzigen Ueberreſtes des Kloſters, in deſſen Bauart man den byzantiniſch arabiſchen oder mauriſchen Styl erkennt, was zugleich die geſchichtlichen Zeugniſſe von dem hohen Alterthume des Gebäudes beſtätigt, entlehnen wir größtentheils aus dem belobten Schriftſteller.

Vier freiſtehende kurze, dicke Säulen mit dem abentheuerlichen Kapital, einem hufeiſenförmigen Bogen als Stütze dienend, von nur 6½ Fuß Höhe, tragen das Gewölbe dieſer Gruftkirche, zwölf ſtehen an den Wänden, die Einförmigkeit und Nacktheit derſelben angenehm unterbrechend. Der Raum iſt 27 Fuß lang und breit, nur 11 Fuß hoch, von zwei kleinen, ſchmalen Fenſtern ſpärlich erleuchtet, den Säulenknäufen ſind verſchiedene, zum Theil ſchon von der Zeit verwiſchte Geſtalten gegeben.

Als Eingang zur Kapelle führte ohne Zweifel aus dem Sanctuarium der Kirche eine bogenförmige, vermauerte, halb im Erdboden verſteckte Thür. Die öſtlich an den Thurm ſtoßende Kirche war nicht klein, lang, aber ſchmal, mit hohem, ſcharfen Satteldache verſehen. Man bemerkt noch jetzt Ueberbleibſel des rund gemauerten hohen Chors, morgenwärts in ziemlicher Entfernung von dem Thurme. Die äußere Verzierung des letzteren, der achteckig auf einem quadratiſchen Unterſatze ſich erhebt, iſt byzantiniſch, rein und fleißig aus Sandſtein gearbeitet. Die Fenſteröffnungen, mit runden Bogen überwölbt, ſind durch eine in der Mitte ſtehende Säule in zwei Felder getheilt.

Eine äußerlich angebrachte hölzerne Treppe bahnt den Weg zum Thurme, und man gelangt alsdann durch eine Thür unmittelbar in den über der Krypta befindlichen Raum. Von wo aus andere hölzerne Treppen in den obern, jetzt zu Fruchtſchüttböden eingerichteten Theil des Thurmes leiten.

Durch lange Vernachläſſigung und den dieſes Heiligthum entwürdigenden Gebrauch als Bierkeller (!!) in neuern Zeiten, ſind die

---

*) Das Kloſter Göllingen in Thüringen; maleriſch, geſchichtlich-antiquariſch von Wilhelm Günther Bleichrodt. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Sangerhauſen, 1838. Verlag von F. E. Dittmar. 4. 11 Seiten. Vergleiche auch den Allgemeinen Anzeiger der Teutſchen. 1839. Nro. 12. 55. 87.

kunſtvollen Steinarbeiten der Krypta mit Schmutz und Moder bedeckt und größtentheils unkenntlich.

Die ehemalige durch den Heſſenkaſſelſchen Amtshauptmann Otto Wilhelm von Mansberg ganz umgeſtaltete Wohnung der Mönche ſchließt ſich in einem dreiſtockigen Gebäude an den Thurm und weſtlich an den jetzigen Domänehof. Sie iſt nunmehr der Sitz des Pachters; die eine Hälfte des untern Geſchoſſes enthält Viehſtälle, die andere die große gewölbte Küche. Im obern Geſchoſſe zieht ſich ein breiter, aber gedrückter Korridor dem Gebäude entlang, welcher die Zellen der Mönche mit der Kirche verbunden zu haben ſcheint. Nordwärts erblickt man einen Theil des Harzgebirges.

Bald nach dem weſtphäliſchen Frieden wurde die vielleicht baufällige Kloſterkirche abgetragen, und aus ihren Trümmern die Kirche im Dorfe Göllingen hergeſtellt. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß in dieſem früher kein beſonderes Gotteshaus vorhanden war, ſondern daß ein Kloſterbruder das Amt des Pfarrers der Gemeine in jenem jetzt bis auf unbedeutende Spuren verſchwundenen Gebäude verwaltete. An die Stelle des Letzteren iſt jetzt ein Fruchtboden, und der früher unbequeme und läſtige Haupteingang zur Domäne getreten. Die auf dem Thurme hangenden drei Glocken wurden im Jahre 1694 nach Kaſſel gebracht, doch beſitzt die jetzige, 1722 wieder ausgebeſſerte Dorfkirche, eine 1381 gegoſſene Glocke.

Der Friedhof des Kloſters grenzte ſüdlich an die Kirche. Hier befindet ſich jetzt die Schäferei des herrſchaftlichen Guts. Erſt vor wenigen Jahren wurden bei Erbauung eines Schafſtalls in dieſer Gegend viele Gebeine ausgegraben und ſo das letzte Merkmal eines Gottesackers vertilgt.

Ueber den weitläuftigen an die ehemalige Propſtei ſtoßenden Gärten liegt Mittagswärts der M i c h a e l s b e r g, auf welchen, der Sage zufolge, eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle ſtand. Auch auf den J a k o b s b e r g, nach dem Dorfe Sega zu, verſetzt der gemeine Glaube ein ſolches der Verehrung des heiligen Jakob beſtimmtes Gebäude.

Nach einer 1603 vorgenommenen Meſſung hielt der oben beiläufig erwähnte g r o ß e T e i c h bei Göllingen, ſoweit er im Damme begriffen war, gegen 145 Acker. Er wird ſchon 1411 ein S e e genannt. Der Flächeninhalt des k l e i n e n wurde in jenem Jahre auf $10\frac{3}{4}$ Acker angegeben. Im Monat März 1755 verurſachte eine Waſſerfluth an dieſen Teichen und den Wieſen in dortiger Gegend beträchtlichen Schaden. Die Ueberſchwemmung war zuletzt ſo ſtark, daß dadurch ein ziemliches Stück des über 4000 Schuhe

langen Dammes weggeriſſen, und die ganze Fiſcherei zu Grunde gerichtet wurde. —

Das Dorf Göllingen hat 116 Häuſer, in welchem 597 Menſchen leben.

Im Jahr 1356, am St. Thomastage des heiligen Zwölfboten, ertheilte Kaiſer Karl IV. dem bei dem Reichstage zu Metz gegenwärtigen Grafen Heinrich von Schwarzburg in Anſehung des ihm aus der Hohnſteiniſchen Erbſchaft vor Kurzem zugefallenen Dorfes Göllingen einen Freiheitsbrief, kraft deſſen er, ſeine Erben und Nachkommen nicht nur hier einen wöchentlichen Markt anſtellen, ſondern auch in dem daſigen Gebiete alle Gerichte und bei Namen das oberſte Gericht, das Haupt und Glieder anrühret, ewiglich zu richten," befugt ſein ſollten. —

L. F. Heſſe.

Der Inſelsberg.

Nun, die ihr ſeid mit Müh' auf dieſen Berg geſtiegen,
Und wieder Athem habt, gebrauchet euch nunmehr
Des Berges beſter Luſt, und ſehet friſch umher,
Seht dieſen großen Wald, ſeht ganze Länder liegen!
Seht, wo des Himmels Licht, die Sonn', anfäht zu laufen,
Bis an den kalten Ort, den ſie niemals beſchreit.
Das werthe Thüringen, ſo eben ausgebreit,
So großer Dörfer Pracht, ſo vieler Dörfer Hauffen!

Veit Ludwig von Seckendorff.

Aus dem Gedicht: Lob des Heunßelsbergs (Inſelsbergs) 1649.

In der langen Kette des Thüringerwaldgebirges iſt der Inſelsberg zwar nicht der höchſte, aber doch der ſchönſte, der ausſichtreichſte und beſuchteſte der höhern Berge. Sonſt hielt man ihn auch für den höchſten, wozu der Augenſchein verleitete, und erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Wiſſenſchaft der Höhenmeſſung auf ſichere Fundamente geſtellt wurde, wieß man dem Inſelsberg hinſichtlich der Höhe über der Meeresfläche die dritte Stelle

in der Bergſcala des Thüringerwaldes an; die vollendete Ausbildung jener Wiſſenſchaft in unſrer Zeit und mehrfache Meſſungen haben ihm endlich ſogar nur den ſiebenten Platz gegönnt. Nach den neueſten Beſtimmungen liegen nämlich die ſechs höchſten Berge des Thüringerwaldes in dem großen Gebirgsknoten über den Quellen der Gera und Ilm, der Lauter und der Nah. Hier im Umkreiſe weniger Stunden ſtehen die bedeutendſten Erhebungen beiſammen. Sie ſind: 1) der große Beerberg 3057 pariſer Fuß über dem Meere, 2) der Schneekopf 3044, 3) der Finſterberg 2956, 4) der Sommerbachskopf 2946, 5) der Sachſenſtein 2870 und 6) der Ampelsberg 2865 pariſer Fuß hoch.

Der Inſelsberg ſteigt zu einer Höhe von 2855 pariſ. Fuß empor, und iſt ſonach nur der höchſte Punkt des nordweſtlichen Gebirgsflügels, der bei Hörſchel, an der Einmündung der Hörſel in die Werra beginnt, und als deſſen Grenze man die Chauſſee von Ohrdruff über Oberhof nach Zella annehmen kann. Dieſer Theil des Gebirgs beſteht aus einem wellenförmig fortlaufenden, hohen und ſcharfen Kamme mit weit niedrigern Vorbergen zu beiden Seiten. Faſt in der Mitte deſſelben erhebt ſich der Inſelsberg majeſtätiſch und nach allen Seiten frei blickend, während die höhern Berge in dem bezeichneten Gebirgsknoten ſich gegenſeitig die Ausſicht theilweiſe verdecken.

So wie der nordweſtliche Gebirgszug wegen ſeiner durch die vorwaltende Granit- und Porphyrformation bedingten, eigenthümlichen Geſtaltung der ſchönſte Theil des ganzen Gebirgs iſt, ſo iſt hinwiederum der Inſelsberg in ihm der ſchönſte Berg, gleichſam ſeine freiſtehende Krone. Aus den ihn umgebenden Bergen ſteigt er rieſig empor, und gewährt faſt von allen Seiten freien Blick auf ſeine meiſt ſteilen Wände. Dadurch wird die Ausſicht von ſeinem Gipfel weder in die Ferne, noch in die Nähe von irgend einer andern Höhe beſchränkt, und gewährt ein wahrhaft prächtiges Panorama, ja ſelbſt der Blick in die tiefen Thäler und Gründe zu ſeinem Fuße iſt vergönnt. Und ſo iſt er gleichſam ein aus der Gebirgsmaſſe emporſtrebender, einzelner Berg, und von dieſem Umſtande mag auch ſein Name herkommen, der ohne Zweifel aus Einzel- (Enzel, Inſel) Berg entſtanden iſt *) Deshalb möchte wohl auch richtiger Inſelberg als Inſelsberg geſchrieben werden, und manche bedienen ſich allerdings der erſtern Schreibart, während der allgemeinere Gebrauch die zweite feſthält.

Gehen wir zur nähern Beſchreibung des beliebten Berges über, mit welchem ſich hinſichtlich ſeines ſtarken Beſuchs kein andrer im Gebirge meſſen kann! Was der Brocken für den Harz, das iſt der Inſelsberg für den Thüringerwald, ein Ziel- und Ruhepunkt aller Gebirgswandrer.

---

*) Uebrigens hängt auch das lateiniſche insula mit unſerm „einzel“ zuſammen. In Rom hießen die einzelnen Häuſer, die die untern Volksclaſſen bewohnten, insulae.

Die ſchönſte Anſicht bietet der Inſelsberg von der nördlichen Seite. Man hat ihn da oft mit einem Rieſenadler verglichen, der mit ausgebreiteten Fittichen auf ſeinem Horſte liegt. Sein Haupt ragt wie eine Warte empor, und iſt nicht ſelten von Wolken umhüllt, für die Bewohner der Umgegend ein untrügliches Wetterzeichen. — Von der Weſtſeite betrachtet, zeigt ſich der Berg zwar nicht ſo imposant, aber ſein Anblick iſt doch von eigenthümlicher Schönheit, indem ſich das Gebirge allmählig zu ihm ſtufenweiſe emporgipfelt. Von Süden aus geſehen, unterſcheidet man ihn kaum von den Nachbarbergen, und auch von Oſten verliert er viel von ſeiner königlichen Geſtalt. — Den Inſelsberg umlagern folgende Berge: NW. der Scharfenberg; N. der Kleine-Inſelsberg; NO. der Rabelsberg; O. der Große-Wagenberg; SO. der Trockenberg; S. der Käsberg; SW. der Unterberg. Die meiſten dieſer Berge ſind eigentlich Theile des Inſelsbergs mit beſondern niedrigern Köpfen. Von den zunächſtliegenden Orten führen von allen Seiten Wege auf den Inſelsberg. Von N. von Winterſtein. Am Forſthauſe geht man den Sommerſteig hinauf, über den Breitenberg und Kleinen-Inſelsberg. Der Weg iſt ſteil und waldig. Ein angenehmerer Weg führt das Dorf entlang und das Thal der Emſe hinauf. Nach Kurzem öffnet ſich links das Thal der Sembach, deſſen oberer Grund der Ilmgraben heißt. In dieſem Grunde ſtehen zwei maleriſche Felſenpartien, der Treppenſtein und Rotenſtein oder Kilianſtein. Will man das Inſelloch, einen kleinen ſchauerlichen Grund, beſuchen, ſo geht man im Grunde zwiſchen dem Scharfenberg und dem Breitenberg über die vordere und hintere Inſelwieſe. Vom Inſelloch ſchrofft ſich die ſteilſte Wand des Inſelsberges empor, und wer ein Freund halsbrechender Kletterei iſt, kann hier gerade hinaufſteigen. Zwei Stunden über Kabarz führt der Fahrweg auf den Inſelsberg. Es iſt die Straße von Waltershauſen nach Broterode. Sie ſteigt am weſtlichen Fuße des Dolenbergs, der Leuchtenburg und der Schönen-Leite empor. Am Fuße des Inſelsbergs verläßt der Inſelsbergweg die Broteröder Straße, und erreicht in verſchiedenen Windungen den Gipfel. Ein näherer Fußweg von Kabarz ſchlängelt ſich durch den Grund des Mühlbach, im Röthelgehäu, den Hohen-Stieg hinauf. Zwei Stunden von Großtabarz geht ein Weg über den Datenberg in die alte Straße. Der ſchönſte und intereſſanteſte Weg iſt von Großtabarz durch das Thal der Laucha mit ſeinen ausgezeichnet ſchönen Felſenpartien, und durch den Thorſtein an der Schönen-Leite empor. Dieſer Fußpfad iſt ſehr genußreich für den öfter raſtenden und ſich umwendenden Wandrer, deſſen Blick erſt auf die Felſenkoloſſe des Laucha-Grundes, dann höher über die Berge hinweg in das freie Land fällt. Der Lauchagrund iſt der reizendſte Punkt in der Umgebung des Inſelsbergs. Man nennt ihn oft das Felſenthal, und man hätte dazu wegen ſeines herrlichen Felſenſchmucks ein wohlbegründetes Recht, aber der Name iſt doch nicht officiel. Vielmehr heißt ein in den Lauchagrund am Ende deſſelben mündender Grund das Felſenthal. Die Laucha entſpringt nämlich aus zwei Hauptquellen, dem

Bärenbruchsgraben, welcher von Oſten und der Streng, welche von Weſten herabkommt. Die Letztere entſpringt am Röthelgehäu, nicht weit vom Inſelsberg, und geht in einem ſchattigen Grunde herab. Der untere ſteinige Theil der Streng hat den Namen Felſenthal. Da wo die Streng und der Bärenbruchsgraben am Fuße des Kleinen-Wagenbergs zuſammenfließen und die Laucha bilden, iſt der ſchönſte und pittoreskeſte Theil des wildromantiſchen, reizenden Lauchagrundes. Der Charakter des Thüringerwaldgebirges iſt im Ganzen idylliſch, ja viele ſeiner ſchönen Thäler haben ſogar eine rein elegiſche Natur. Sie bergen in ihrem Schooße jene ſüße Schwermuth, jene das Herz ergreifende, Sehnſucht weckende Sentimentalität, welche im unbeſtimmten Verlangen ſelbſt Befriedigung findet. Es kommen nur wenig Ausnahmen von dieſem Grundcharakter vor, und dieſe an den beiden vorzüglichſten Gebirgsknoten, am großen Beerberg und am Inſelsberg. Die ſchönſte von allen iſt ohnſtreitig der Lauchagrund. Wir ſind kaum in ihm hereingetreten und haben den erſten Berg zur Linken, den Zimmerberg, an deſſen letztem Abhang nach Norden das freundliche Großtabarzer Schießhaus liegt, hinter uns, als der Uebol, der zweite höhere Berg, mit ſeinem Felſenkamme am Gipfel unſern Blick feſſelt. Vom Lauchagrund aus iſt er ſchwierig zu erſteigen. Von der entgegengeſetzten Seite, vom Ungeheuerngrund führen die ſchönſten Promenadenwege hinauf. Ueberhaupt gehören alle dieſe Partien zu dem großen Reinhardsbrunner Naturpark, der der vornehmen Welt erſt durch den Schönheitsſinn des Herzogs Ernſt von Coburg-Gotha eröffnet worden iſt. Auf dem nördlichen Vorſprung des Uebel, auf dem Gipfel des erwähnten Felſenkammes iſt ein geräumiger Felſenaltan mit ſteinernen Sitzen in der Runde Bruſtwehr und Tiſch. Auf dieſes Plätzchen ſind alle Zauber ausgegoſſen, die ein ſchwelgendes Auge und ein glühendes Herz in der freien Natur berauſchen. Man ſieht in den anmuthigen Thalkeſſel hinab, in welchen die tiefen Gründe der Laucha und des Mühlbachs münden und die vier Dörfer Großtabarz, Kleintabarz, Kabarz und Nonnenberg friedlich bei einander liegen, und nur durch ſmaragdgrüne Wieſenflächen getrennt. Dieſe Dörfer und ihre Umgebung, und das Vorgebirge bieten ſich uns in einer köſtlichen Nähe; es verſchwimmt nichts in unbeſtimmter Ferne; deshalb giebt der Ueberblick ein ſüß beſchränktes, wahrhaft idylliſches Stillleben, das auf die weite Ausſicht des Inſelsbergs, wenn man von dieſem herabkommt, äußerſt wohlthätig und beruhigend wirkt.

Wandert man den lieblichen Lauchagrund hinauf, ſo gelangt man zur Linken am Fuße des Uebelbergs und des Aſchenbergs zu einer einſam gelegenen, faſt ſchweizeriſch gebauten Mühle, und nun beginnt die romantiſche Felſenwelt des Grundes. Von Schritt zu Schritt wird man durch neue Steinbildungen überraſcht, die durch das prächtige Laubholz ſchimmern, oder ihre ſpitzen Häupter über die höchſten Bäume erheben. Das Thal ſelbſt, von der geſchwätzigen, kryſtallhellen Laucha durchſtrömt, mit den ſchönſten Bäumen bepflanzt, gleicht einem großen Waldſaale, die Felſen, Couliſſen mit Wald-

decoration. Hinter ihnen ſteigen die Berge in ihrem grünen Kleide ſchroff und ſteil auf. Unter den Felſengruppen und Koloſſen ſind der Bärenbruchſtein, der Aſchenbergſtein auf der rechten Thalwand und der Thorſtein und Röthelſtein auf der linken die ausgezeichnetſten. Der höchſte iſt der Bärenbruchſtein, der ſchönſte der Aſchenbergſtein, auf deſſen ragendem Gipfel ein großes hölzernes Kreuz ſteht. Schon in früher Zeit ſoll ein ſolches an dieſer Stelle geſtanden haben, und man hat davon folgende Sage:

Auf dem ſchief gegenüber liegenden Berge, der Leuchtenburg, ſtand eine Burg gleiches Namens. Die fromme Tochter des Ritters pflegte oft ihre Andacht auf der Höhe des Aſchenbergſteins zu verrichten, und der Vater ließ ihr deshalb ein Kreuz auf den Gipfel des Felſens ſetzen. Als ſie eines Morgens betete, gewahrte ſie plötzlich einen zum Sprung bereiten Bären dicht hinter ſich, deſſen Augen wild verlangend auf ihr glühten. Den Himmel um Rettung anrufend umklammerte ſie das Kreuz; der Bär ſprang zu weit, und ſtürzte zerſchellend in die Tiefe. Auch ſagt man, dies habe ſich auf dem Bärenbruchſtein ereignet, welcher davon den Namen erhalten. —

Der Röthelſtein iſt eine freundliche Felſengrotte an der Wand der Schönen-Leite, dem Aſchenbergſtein gegenüber in mäßiger Höhe vom Thale, und des Beſuchens werth. Der Thorſtein endlich an derſelben Seite, nur etwas höher, iſt ein von der Natur durch einen mächtigen Felſen geſprengtes, hohes Thor von überraſchender Bildung. Man hat unter dieſem Bogen eine treffliche Anſicht des Lauchagrundes und ſeiner Felſen. Durch dieſes Thor führt ein Weg nach dem Inſelsberge hinauf.

Ueber die Grenz- oder Hofmannswieſe gelangen wir durch ein ſchönes Gehölz bis zum Felſen des Inſelbergſteins an der Oſtſeite des Berges und erſteigen ihn auf Stufen, welche in den Fels eingehauen ſind. Dies iſt ohnſtreitig für den Fußgänger der intereſſanteſte Weg; außerdem kann man von der Grenzwieſe den oben bezeichneten Broteröder Weg bis zum Fuße der Inſelsbergskuppe fortgehen. — Vom Inſelsbergsſtein genießt man ſchon einer weitumfaſſenden Ausſicht.

Von Reinhardsbrunn geht der nächſte Weg durch den Ungeheuern-Grund über den Aſchenberg in das Lauchathal hinab. Will man aber auf dieſem Wege alle die ſchönſten und erhabenſten Reize des Reinhardsbrunner Naturparkes genießen, ſo ſcheut man einen Umweg nicht, und geht den köſtlichen Reinhardsbrunner Grund hinauf durch das Büchig, einen Hain am Fuße des Abtsberges, und ſteigt dann auf gut gebahntem Wege auf den hohen Abtsberg. Der Blick vom Gipfel auf das Schloß und ſeine Umgebung, auf die nächſten Berge, das Hochgebirg und nordöſtlich auf das Land, in welchem ſich Schloß Friedenſtein vorzüglich ſchön darſtellt, iſt in jeder Beziehung herrlich und labend. Man kann ſich freilich hier leicht

vergeſſen, und in Anſchaun verſunken, ſtundenlang verweilen, länger als dem Erſteigen des Inſelsberges dienlich iſt. Vom Abtsberg führt wiederum ein ſchöner Parkweg nach dem weſtlich mit ihm zuſammenhängenden Schorn. Will man den freilich etwas ſteilen Abtsberg vermeiden, ſo kann man in einem ſehr ſchattigen und kühlen Wege, von den ſtolzeſten Buchen überwölbt, der vom Büchig aus in angenehmen Windungen den Schorn erſteigt, dieſen gleich erreichen. Vom Schorn macht man einen kleinen Abſtecher rechts nach einer Bank mit einem köſtlichen Nahblick auf den Gickelhahnſprung, Felſen an der Wand des Aſchenbergs nach dem Ungeheuern-Grund zu, und auf den über die Berge an der linken Seite dieſes Grundes hoch emporragenden Inſelsberg. Vom Schorn leitet der einſame ſchattige Waldweg über den Fichtenbach (Berg) in die Straße von Friedrichrode nach Broterode, und auf dieſem erreicht man in kurzer Zeit die Tanzbuche, eine große, ſchöne, freie Waldwieſe mit einem in gefälligem Style erbauten Bürſchhauſe, die Jägersruh genannt. Von hier beſucht man den eine gute Viertelſtunde entfernten Regenſtein, eine ihren Beſucher belohnende Felſenpartie. Man muß wieder zurück zur Tanzbuche, geht dann am Simmetsberg hinab zum großen und kleinen Simmetsbergſtein, zum Tiefenden-Stein, einem Felſen mit kleinem, meiſt nur rieſelnden Waſſerfall, und zum Fichtenbachsſtein, nun in den Ungeheuern-Grund hinab, wo ein ſechsarmiger Wegweiſer uns den zu verfolgenden Promenadenweg zum Gickelhahnſprung zeigt.

Wir verlaſſen das Thal wieder, um auch dieſen ſchönen langen Felſenkamm zu beſuchen. An der entgegengeſetzten Seite des Bergs, dem Lauchagrund zugewandt, liegt der ſchon beſchriebene Aſchenbergſtein, und ein ſchöner Weg führt über die letzte Berghöhe hinüber. Wir können auf einem rechts an der Berghöhe fortlaufenden Weg auch den Uebelberg mit ſeinem ebenfalls ſchon genannten Felſenaltan und reizender Ausſicht auf den belebten Thalkeſſel der Laucha beſuchen, müſſen nur dann den Weg bis zum Aſchenbergſtein wieder zurückmachen. Hat man nun den Bärenbruchsſtein noch beſucht, und will ſich die Partie des Thorſteins und Röthelſteins auf den Rückweg erſparen, ſo geht man vom Bärenbruchſtein hinab quer durch den Lauchagrund und die Streng, oder das Felſenthal hinauf und gelangt nach einer halben Stunde zur Streng- oder Grummetswieſe, dann zur Dürren- oder Ritzenwieſe, und endlich auf den ſchon beſchriebenen Fußweg zur Grenzwieſe. Man braucht zu dieſem Wege an ſechs Stunden.

Von Friedrichrode zum Inſelsberg verfolgt man den Broteröder Weg, den Wolfſtieg hinauf und über den Buchenjoh nach der Tanzbuche, an der Jägersruh vorbei, über die Kalte-Haide und den großen Jagdsberg. Auf der Höhe deſſelben durchſchneidet der Rennſteig die Friedrichsröder-Broteröder Straße. Man verläßt die letztere und verfolgt den erſtern gleich hinter dem Wildzaunthor. Ueber die Gabelwieſe und auf dem Rücken des Großen-Wagenbergs kommt man auf die Grenzwieſe. Drei Stunden.

Von Finſterbergen (Georgenthal) geht man durch das Steinbuhl bis auf die neue Chauſſee von Friedrichsrode nach Kleinſchmalkalden, und verfolgt dieſelbe bis zum Chauſſeehauſe am Rennſteige, auf dem Rücken des Gebirgs (Kniebreche). Auf dem Rennſteige gehen wir fort über den Heuberg, Langenberg, Kalte-Haide, Große-Jagdsberg, Große-Wagenberg, Grenzwieſe, Inſelsbergsſtein. Dieſer Weg iſt wegen ſeiner freien, ſtets wechſelnden Ausſicht ein vortrefflicher. Drei Stunden.

Von Broterode, dem dem Inſelsberge zunächſt (ſüdlich) gelegenen Orte, führen mehrere Fuß- und Fahrwege auf dieſen hinauf. Der bequemſte iſt die Straße nach Kabarz. Der nächſte Fußweg leitet zwiſchen dem Untersberg und Käsberg hinauf. Er hat keinen beſondern Reiz als den der Kürze, denn man braucht keine volle Stunde.

Von Liebenſtein ſind zwei Wege zu wählen (wenn man nicht über Broterode will), der nächſte und reizendſte für den Fußwandrer: Ueber die Burgruine Liebenſtein, über den Weißenberg mit ſchöner Felsgruppe, zum Theil aus weißem Schwerſpath beſtehend, und über den Floßberg mit der natürlichen Mauer des Floßſteins am Gipfel, die über 1000 Fuß lang und oft gegen 40 Fuß hoch wird. Tiefe Klüfte gehen an ihrem Fuß in den Berg, die bedeutendſte iſt das Floßloch. Auf bequemem Wege gelangt man durch die Schatten des Waldes zum großen Weißenberg, und auf dieſem zum Dreiherrnſtein, welcher den Grenzpunkt zwiſchen Gotha, Meiningen und Kurheſſen bezeichnet. Auf dem Rennſteig, in welchen wir eben eingetreten ſind, wandeln wir fort im herrlichſten Buchenwald, und kommen nach einer kurzen Strecke abwärts über einen freien Platz, der auf gothaiſchem Gebiet die Hühnerwieſe, auf heſſiſchem die Rothe-Pfütze heißt. Ueber den Strohböhrl, eine kleine Anhöhe, gelangen wir in einen Bergſattel, die Kahle-Stute oder Mittelberger Halde, über welche der Winterſteiner-Broteröder Weg läuft, welchen der Rennſteig durchſchneidet. Auf dieſem erſteigen wir den ziemlich ſteilen Mittelberg, und laſſen rechts in der Nähe den Großen-Beerberg (nicht mit dem höchſten Berge des Thüringerwaldes gleiches Namens zu verwechſeln) mit zwei Felſenpartien, dem Großen- und dem Kleinen-Beerbergſtein, wovon der erſtere eine artige Grotte hat, liegen. Es iſt aber werth, daß man einige hundert Schritte abgeht, um ſie zu beſuchen. Ueber den lang gedehnten und ſchmalen Rücken des Mittelbergs, an maleriſchen Felſengebilden, die ſich einmal zu einem Felſenkamme vereinigen, vorüber, und in prachtvoller Ausſicht nach Süden und Norden ſchwelgend, gelangen wir endlich zu einem kleinen Sattel über der Wand, die ſchwindelnd ſteil zum Inſelloche abfällt. Jenſeits des Sattels beginnt der große Inſelsberg, zu welchem der Rennſteig ſteil hinaufführt. Nach einer Viertelſtunde, in welcher jeder Schritt uns ein Stück Ausſicht mehr eröffnet, bis ſie in ihrer ganzen bunten Unendlichkeit vor uns liegt, kommen wir auf den Gipfel an. — Der andere Weg von Liebenſtein läßt das Dorf Steinbach links, und ſteigt am Pommelshauch, einem hohen Berge, und

über den Schnepfenberg zum Großen-Weißenberg und Dreiherrenſtein empor. Vou Altenſtein tritt man im Luthersgrund (die Kalmbach) zuerſt an die durch den Sturm des 18. Juli 1841 bis auf den Stamm und einen Aſt abgebrochene Luthersbuche, und geht dann über die Wallfahrt, auch Glasbach genannt, eine hohe Wieſenthalung mit köſtlicher Quelle, hinauf in den Kleinen-Weißenberg. Man kann mit einem kleinen Abſtecher den Gerberſtein beſuchen, dieſes früher in dieſem Werke ſchon von mir beſchriebene zertrümmerte Felſenſchloß. Im Kleinen-Weißenberg betritt man den Rennſteig, der uns zur Hirſchbalz führt, einer großen Waldwieſe mit berauſchender Ausſicht nach Thüringen und Franken. Weiter zum Großen-Weißenberg und Dreiherrnſtein. Von Liebenſtein ſind 2½ Stunden, von Altenſtein 2 Stunden.

Von Ruhla gelangt der Weg ſchon vor dem Kleinen-Weißenberg in den Rennſteig. Es ſind 3 Stunden.

Und ſo haben wir rings um den hohen Bergfürſten von allen in ſeiner nächſten Nähe gelegenen Orten alle zu ihm emporführenden Wege und in möglichſter Kürze gewandelt. Betreten wir nun ſein ehrwürdiges Haupt!

Auf dem höchſten Gipfel deſſelben ſtand noch vor wenigen Jahren ein kleines achteckiges, thurmartiges, ſteinernes Haus mit Pferdeſtällen, Brunnen und Küche im Parterre, und zwei Zimmern im Stock. Es war im Jahre 1649 vom Herzog Ernſt dem Frommen erbaut. Zur Einweihung deſſelben verfertigte ein Cammerjunker zu Gotha, Veit Ludwig von Seckendorff, auf Befehl des Herzogs ein ziemlich langes Gedicht, in welchem neben manchen Abgeſchmacktheiten viel ſchöne Stellen ſich befinden. Eine derſelben iſt dieſer Beſchreibung als Motto vorgeſetzt. Der Dichter war 23 Jahre alt, und ſeine poetiſche Verherrlichung des majeſtätiſchen Berges iſt ziemlich ſelten geworden; den Wiederdruck iſt das Gedicht nicht werth. *) —

Die gewaltigen Herbſtſtürme des Jahrs 1836 zerbrachen das Haus, welches nachher völlig abgetragen wurde. Sicherm Vernehmen nach wird der hohe Freund der Naturſchönheiten, der regierende Herzog von Coburg-Gotha an die Stelle in ſeinem geläuterten Geſchmack ein reizendes Schlößchen erbauen laſſen, eine des Bergs würdige Zierde. Giebt es wohl in ganz Thüringen einen herrlichern Platz zu einem kleinen Fürſtenſchloſſe, als den Gipfel des Inſelsbergs. Möchten wir den Neubau bald empor ſteigen ſehen, ein neue weithin funkelnde Krone des alten Bergfürſten.

Dreißig Schritte tiefer an der öſtlichen Abdachung liegt das kleine, einſtöckige, beſchränkte Wirthshaus, aus einem Stalle entſtanden, welchen Herzog Ernſt II. von Gotha zu Anfang dieſes Jahrhunderts erbauen ließ. Das Haus hat nur zwei kleine Zimmer und

*) Seltſam genug nennt er den Inſelsberg „Heunßelberg" und will dieſen Namen von den Hunnen (Heunen) ableiten.

eine noch kleinere Kammer, und muß an ſchönen Sommertagen gar oft 50 bis 100 Gäſte beherbergen. Der jährlich zunehmende Beſuch des Berges wird den Bau eines geräumigen Gaſthofes nöthig machen, und verdient wohl der viel erſtiegene, ſchönſte Berg des Thüringerwaldes nicht einen freundlichen, bequemen Aufenthalt? Das ſchöne Brockenetabliſſement ſollte dem Inſelsberg zum Muſter dienen.

Wenden wir den Blick von dieſem Gegenſtand in der Nähe und richten ihn in die bunte, weite Ferne! Welch' ein Panorama! Wildromantiſch iſt die Anſicht der tiefen Thäler auf der thüringiſchen Seite, und vor allen in den Lauchagrund, deſſen höchſte Felſenhäupter man begrüßt.

Wie nun die Ausſicht in die nächſte Umgegend einen erhabenen Gebirgscharakter trägt, ſo bietet dagegen die in die Ferne alle Abſtufungen bis zum ſanfteſten, heiterſten Landſchaftsleben. Ein ruhiger, bunter Zauber dringt durch das Auge in die Seele, die reizendſten Wellenlinien umziehen uns in immer weitern Kreiſen wie mit magiſchen Netzen, bis ſie am blauen Horizont in die Luftlinien verſchwimmen. Nach Norden zu ſehen wir zunächſt den felſengekrönten Dröhberg, daneben ragt die Spitze des Treppenſteins herauf, Winterſtein ſchaut aus ſeiner Tiefe zu uns empor, weiter dehnt ſich der ſagenreiche Hörſelberg; darüber bekränzt in weiter Ferne der Harz den Himmel. Dort tritt der Brocken deutlich hervor. Nach Weſten zu iſt es die Wartburg, die vorzüglich unſern Blick feſſelt; im Hintergrunde legt ſich der ſargähnliche Meißner quer vor; weiter erblickt das bewaffnete Auge den Herkules auf Wilhelmshöhe; im Vordergrunde das weſtliche Ende des Thüringerwaldes mit ſeinen ſtattlichen Bergen, und darüber mehr ſüdweſtlich den Bergzug, der zwiſchen der Werra und der Fulda ausläuft, und das Mittelglied zwiſchen dem Thüringerwalde und der Hohen-Rhön bildet, jenes Gebirge an der Grenze Thüringens und Frankens, welches ſeltſamer Weiſe keinen Namen hat, und deſſen einzelne Berge (Bloß, Stopfelskuppe, Geba, Gleichberge 2c.) ſtets nur genannt werden; darüber blau und duftig in ſcharfen Umriſſen die Hohe-Rhön, die ſich ſüdweſtlich ganz in der Ferne verliert. Dagegen treten ſüdlich die Haßberge in Franken am Horizont hervor; im Mittelgrunde ſehen wir die Berge um Meiningen; der Dollmar macht ſich durch ſeine ausgezeichnete Geſtalt und Höhe vor allen Bergen, die noch zum Thüringerwalde gehören, beſonders bemerkbar; im Vordergrunde liegt zu unſern Füßen der freundliche große Ort Broterode. Von Süden nach Oſten fällt das ſich breit ausdehnende Gebirge mit ſeinen unzähligen Häuptern den Geſichtskreis aus, ein bewältigender Anblick! Er ſchließt mit dem Schneekopf und Großen-Beerberg. Oeſtlicher der Gickelhahn bei Ilmenau. Im Oſten gähnt tief zu unſern Füßen der Lauchagrund mit ſeinen Felſenzähnen, drüber hinaus winkt der Candalaber von ſeinem Berge; dicht daneben das Dörfchen Katterfeld, und dahinter das ehrwürdige Ohrdruff. Im Hintergrunde die Jenaiſchen

Berge. Von Oſten nach Norden treten im Hintergrunde der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar und davor die Thürme von Erfurt, weiter Eckardtsberge, Schloß Marienthal, und nun das ganze geſegnete Thüringen bis zum Kyffhäuſerthurm, den wir beim reinſten Wetter noch erblicken, in den Geſichtskreis. Weiter die Hainleite mit dem Poſſenthurme bei Sondershauſen, wo dann gleich auch die erſten Harzberge zum Vorſchein kommen, und uns bis zum Brocken im Norden begleiten. Im Mittelgrunde iſt ein Heer von ſchönen, freundlichen Dörfern ausgeſchüttet, aber der reizendſte Punkt iſt Gotha, die freundlichſte der thüringiſchen Städte mit ihrem ragenden Fürſtenſchloſſe Friedenſtein, das das Auge des Thüringerwald-Wanderers, nach Norden gewandt, immer ſucht und immer findet. Im Vordergrunde haben wir die herrlichen Berge der Nähe, meiſt mit Felſenkronen geſchmückt, als den Abtsberg, Schorn, Aſchenberg, Uebel, Zimmerberg, Datenberg, Hübel ꝛc. und dazwiſchen das reinliche Städtchen Waltershauſen, mit ſeinem Bergſchloſſe Tenneberg, einen Theil des Thalkeſſels, den die Laucha durchſtrömt, mit Kabarz, Nonnenberg, Kleintabarz. — Doch nur in leichten Umriſſen kann die Ausſicht hier angedeutet werden; es iſt der Schattenriß eines Menſchenantlitzes. Ludwig Bechſtein ſagt von der Ausſicht des Inſelsberges: *) „Ein Panorama breitet ſich vom Inſelsberg aus, wie weder der Brocken des Harzwaldes, noch der Kreuzberg der Rhön ein ähnliches bieten. Anmuthig, wohlgerundet, nicht dem Blick allzufern gerückt, liegt das herrliche Land Thüringen mit Städten und Dörfern, Schlöſſern und Burgen in reizender Gruppirung unter dem Schauenden. Alles Zaubergold, das Mythe, Mähr und Sage, Romantik und Poeſie in Thüringens Berge und Wälder ſtreuten, liegt hier leuchtend zu Tage. Alle die ſagenumklungenen Höhen: der Hörſelberg, der hohe Wartberg, die graue Wartburg, der fabelhafte Kyffhäuſer, die Gleichen, Tenneberg, und ſo mancher Berg und ſo manche Burg, alles iſt hier wie Blumen zu einem großartigen Poeſiekranz gewunden, der ſich um den Hochgipfel des Inſelsbergs ſchlingt, und dieſer ſelbſt gleicht einer Zauberinſel."

Der Genuß der unvergleichlich ſchönen Ausſicht iſt neuerdings durch ein trefflich gezeichnetes Panorama des Inſelsbergs um ein Bedeutendes erhöht worden. Dies Meiſterwerk der Federzeichnung rührt vom Herrn Obriſt von Pläncker zu Gotha her, dem rüſtigſten und intelligenteſten aller Bergwandrer, der unſern ganzen Thüringerwald kennt, wie kein Menſch weiter, und mit ſeltener Liebe an dieſem ſchönen Gebirge hängt. Das Panorama, das nur eine begeiſterte Liebe für den Inſelsberg in dieſer Vollendung hervorrufen konnte, iſt

*) In „das Mineralbad Liebenſtein, ſeine Kaltwaſſer-Heilanſtalt und ſeine Umgebungen. Verlags-Comptoir in Gotha 1842."

in Bandform, 90 Zoll lang, illuminirt und mit einem Commentar bei Juſtus Perthes in Gotha unter dem Titel (1839) erſchienen: „Der Inſelsberg und ſeine Ausſicht, dargeſtellt und erläutert durch J. von Plänckner.“ Kein Reiſender aus den höhern Klaſſen der Geſellſchaft ſollte den Berg ohne dieſes Werk beſteigen. Für den nordweſtlichen, ſchönſten Theil des Thüringerwaldes iſt dieſe Zeichnung ein großer Gewinn, ſie iſt das ſchönſte Denkmal des Inſelsbergs, und wie Herr v. Plänckner dadurch den Berg geehrt, ſo verdient er ſelbſt Verehrung für ſo viel Liebe und Fleiß.

Außer der bezaubernden Ausſicht treibt meiſt noch ein andrer, nicht minder reizender Grund zum Beſuche des Inſelsbergs: das prachtvolle Schauſpiel des Sonnenaufgangs. In dieſer Beziehung werden aber die meiſten Gäſte getäuſcht. Es iſt ſelten, daß man die Sonne in ihrer ganzen ungetrübten Schönheit aufgehen ſieht. Weit häufiger kann man einen reinen Sonnenuntergang genießen, der an Pracht und Herrlichkeit dem Aufgange nicht nur nicht nachſteht, ſondern gewiß ihn noch übertrifft. Nach dem Verſinken des Tagesgeſtirns tritt die Natur erſt in ihre rechte Verklärung; es iſt als ob die Gegenſtände mit einem durchſichtigen Duft überzogen wären, der ſie dem Auge näher brächte; die Ferne iſt wie mit einer magiſchen Klarheit überhaucht; Alles ruht in hehrer, ſtiller Feier; allmälig tritt die weiteſte Ferne in ungewiſſe Dämmerung; der Schleier der Nacht überſpinnt auf uns zuwallend die Gegenſtände. Tritt nun der Vollmond hinter den öſtlichen Höhen hervor, erſt roth und ohne Glanz, dann erbleichend und ſein Silbergewebe über die Erde ſpinnend, fangen die Sterne an hell und heller zu glänzen, wie man ſie in der Tiefe niemals ſieht: dann erlebt der ſtaunende, mächtig ergriffene Berggaſt eine Stunde voll Erhebung und Andacht, voll hoher, unausſprechlicher Genüſſe, wie ſie das Leben nur wenig bietet. Wahrlich, nur der kennt die tiefſten Gefühle ſeiner Seele, der eine ſolche Nacht auf dem Gipfel eines hohen Berges zubrachte. Und kein Berg eignet ſich zu ſolchen ſeeliſchen Genüſſen mehr als der Inſelsberg. Wenn nun der Morgen aufglüht, wenn der Oſten ſich ſchmückt mit unausſprechlicher Pracht, wenn der erſte Strahl der aufſteigenden Sonne den erhabenen Bergaltar, auf welchem wir entzückt ſtehen, grüßt, dann werden fromme Gefühle wach, wie ſie Ludwig Bechſtein in ſeinem „Morgengebet auf dem Inſelsberg“ *) ſo ſchön ausgeſprochen hat:

„Sonne küßt die Bergeshäupter bräutlich, wie zum erſtenmal,
Und die alten Rieſen glühen jugendlich im neuen Strahl.

---

*) Gedichte von Ludwig Bechſtein. Frankfurt am Main 1836 Seite 410.

Und die Waldeswipfel rauſchen ihren Gruß im vollen Chor,
Blumen grüßen, und die Wieſen ſenden Opferduft empor.

Auf der Höhe hingeſunken vor der Fülle deines Lichts,
Engelſelig, wonnetrunken, fühl' ich dennoch tief mein Nichts,
Und verſtumme; nur die Seele fleht noch zu dir hingewandt:
Segenſpender aller Länder, ſegne du mein Heimathland."

Ludwig Storch.*)

---

*) Ich habe in dieſer Beſchreibung Manches aus meinem „Wanderbuch durch den Thüringerwald (Gotha, Verlagscomptoir)" benutzt. Es wird mir ſchwer Etwas, was ich aus voller Seele geſprochen, ſpäter noch einmal mit andern Worten zu ſagen. Es würde gekünſtelt und unwahr ſein. Lieber will ich den Vorwurf ertragen, ich habe mich hie und da ſelbſt abgeſchrieben.

L. St.

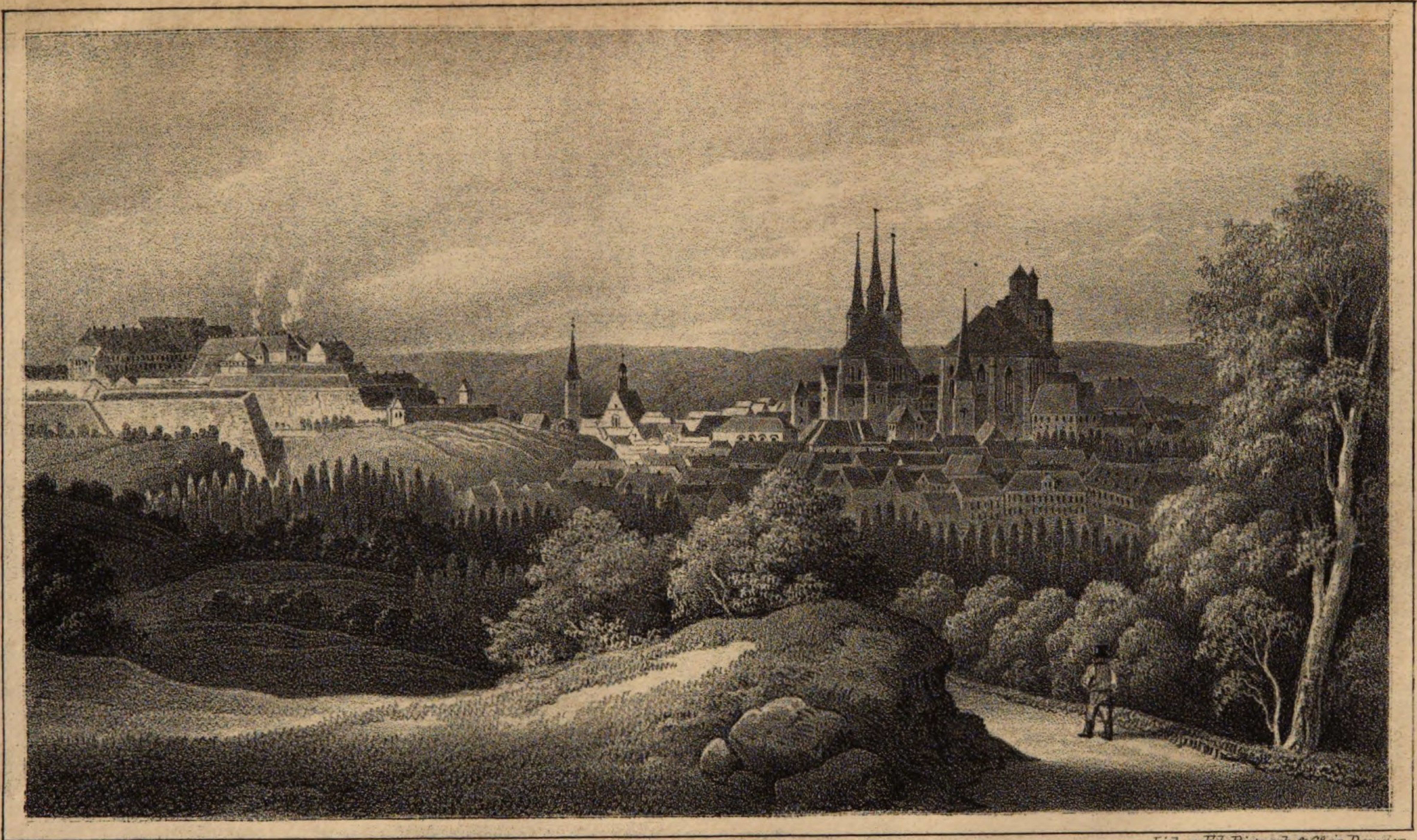
Erfurt.

Vorbemerkung. Die Beſchreibung eines ſo wichtigen Punktes, als Erfurt iſt, aus recht gediegener Quelle, und aus der Hand eines von dem Sonſt und Jetzt Erfurts genau orientirten Mitarbeiters an unſerem Werke zu erhalten, mußte natürlich ein vorzüglicher Wunſch ſein, und die Redaction, wie die Verlagshandlung ließen es an Bemühungen deshalb nicht fehlen. Ein eigener Unſtern hat jedoch über der Beſchreibung dieſes Artikels gewaltet, indem er von drei völlig befähigten Schriftſtellern übernommen, von keinem aber geliefert wurde, ja von dem Letzteren derſelben die Redaction länger als ein Jahr mit Ablieferung des Manuſcripts hingehalten, und am Ende doch getäuſcht ward. — Ohne Erfurts Beſchreibung darf jedoch unſer Werk nicht enden, daher wagt ſich der Unterzeichnete an die Ausfüllung dieſer Lücke, mit der Bitte um freundliche Nachſicht, wenn es ihm nicht ſo gelingen ſollte, als es gewiß den drei erwähnten Herren gelungen ſein würde, wenn ſie es für wichtig genug gehalten hätten, ihre gegebenen Zuſagen zu erfüllen.

Friedrich v. Sydow.

Die Stadt Erfurt erhebt ihren alternden Scheitel faſt in der Mitte Thüringens, doch weit näher an den Thüringer=Waldgebirgen, als an den Vorgebirgen des Harzes, in welche ſich die nördlichen Gegenden Thüringen hinüberziehen. — Eine von mäßigen Höhen faſt rings umkränzte Ebene umfängt ſie in ihrem fruchtbaren und anmuthigen Schooße.

Von den in einer ununterbrochenen Reihe mit den eigentlichen Thüringer=Waldgebirgen zuſammenhängenden Gebirgen um Arnſtadt, erſtreckt ſich, dem Laufe der Gera entlang, ein ſanfter Höhenzug von Süden gegen Norden herab, und erhebt ſich mittelſt der Anhöhen



66. Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Erfurt.

bei Stedten, Biſchleben und Möbisburg in den Steiger, welcher mit ſeinem Fuße beinahe die Mauern von Erfurt berührt. — Von denſelben Arnſtädter Bergen läuft ein anderer Höhenzug gegen Oſten nach Kranichfeld und Tonndorf hin, die Kranichfelder und Tonndorfer Berge aber ſetzen ſich in nordweſtlicher Richtung fort, indem ſie in den ſogenannten alten Steiger übergehen, mit den vorhin gedachten Anhöhen wieder zuſammen kommen, als Fortſetzung den Herrenberg zwiſchen Melchendorf und dem ehemaligen Dorfe Daberſtädt bilden, und gegen Norden in einen neuen Höhenzug auslaufen, von welchem der Stollberg einen Theil ausmacht, und welcher weiterhin über Kerpsleben und Schwerborn ſich allmählig über das flachere Land hinabſenkt, während ſich ein anderer Arm deſſelben Höhenzuges über Wieſelbach und Hopfgarten in den Uzberg und den weit anſehnlicheren Aethersberg, das Haupt der mittelthüringiſchen Berge, hinaufzieht. An die Arnſtädter Berge ſchließt ſich endlich noch ein dritter Arm mit nordweſtlicher Richtung, der ſchon in der Nähe von Arnſtadt die ſogenannten drei Gleichen, weiterhin aber den Seeberg bildet, und ſich mit dieſem bis nach Gotha erſtreckt. Kleinere Arme laufen von dieſem nach verſchiedenen Richtungen in's Land herein, die zum Theil beſonders dem Laufe der Apfelſtädt folgen, und ſich ſo mit den Anhöhen an der Gera vereinigen, zum Theil aber mehr die Gegend zwiſchen Gotha und Erfurt einnehmen und ſich hier in der Cyriaksburg endigen. Dieſe iſt dem Steiger ſo weit genähert, daß zwiſchen beiden nur ein enger Durchſchnitt bleibt, durch welchen ſich die Gera hindurchwindet. — Mit der Cyriaksburg in ziemlich unmittelbarem Zuſammenhange ſteht zunächſt der Petersberg, der mit dem Dom- und Severi-Berge ſchon einen Theil der Stadt Erfurt ſelbſt bildet; die Cyriaksburg erſcheint übrigens noch als der Anfang eines neueren Höhenzuges, zu dem ohnweit der Stadt die ſogenannte Schwedenſchanze gehört, und der ſich dann über Bindersleben, Salomonsborn und Tiefthal nach Witterda und Groß-Fahnern in die Gegend von Langenſalza hinzieht, unterwegs aber mit der Schwellenburg, zwiſchen Tiefthal und Kühnhauſen, ſo wie mit dem Walſchberge zwiſchen Walſchleben und Dachwig, und anderen kleineren Anhöhen dieſer Gegend in Verbindung ſteht. — Während ſich dieſe Anhöhe von der öſtlichen Seite ziemlich merklich und beträchtlich erhebt, ſenkt ſie ſich auf der andern Seite nicht eben ſo merklich wieder hinab, ſondern bildet eine hochliegende Ebene, die gewöhnlich auf den Bergen genannt wird. — Zwiſchen dieſen Höhenzügen bleibt nördlich von Erfurt eine große Oeffnung, mit freier Ausſicht auf die Gegenden an der Unſtrut, die nur zum Theil durch den Rothen-Berg unterbrochen wird, der ſich zwiſchen Ilfersgehofen, Mittelhauſen und Stotternheim, gleichſam von allen benachbarten Bergen völlig abgeſchnitten, erhebt.

Die Gera drängt ſich, nachdem ſie bei dem Dorfe Hochheim vorbeigefloſſen, durch den engen Zwiſchenraum zwiſchen dem Steiger und der Cyriaksburg hindurch nach Erfurt, durchſtrömt in mehrere Arme getheilt das Innere der Stadt, und verläßt dieſelbe in zwei

fortwährend getrennt bleibenden Armen wieder. An Quellen iſt die Gegend reich, unter denen aber wohl keine merkwürdiger ſind, als die, welche am Fuße des Steigers, ganz in der Nähe von Erfurt, den Dreienbrunnen bilden, von welchem ſpäter die Rede ſein ſoll. Selbſt Quellen mit heilkräftigen Eigenſchaften hat man mehrere entdeckt, doch ſelten einen bedeutenden Gebrauch davon gemacht, in neueſter Zeit jedoch ſcheint ſich ein am Fuße der Cyriaksburg nach dem Dorfe Hochheim zu aufgefundener Geſundbrunnen mehr als alle früheren zu bewähren, und, wenn es nicht bloß dem Reiz der Neuheit zuzuſchreiben iſt, auch einer zahlreichen Frequenz zu erfreuen.

Nach Maßgabe der Verſchiedenheit des Bodens iſt die Gegend um Erfurt von der Natur mit einem großen Reichthum, zum Theil ſchöner und ſeltener Pflanzen ausgeſtattet, und die Abwechſelungen welche ſowohl die Hand des Schöpfers, als die Bemühung der Menſchen bereitet haben, gewähren nach allen Richtungen hin, den angenehmſten und erfreulichſten Anblick.

Wenden wir aber den Blick auf Thüringens alte, ehrwürdige Stadt ſelbſt; — ſehen wir, wie, trotz der Alles zerſtörenden Zeit, die an ihrem Innern vorzüglich nagte, ihre hohen Häupter, ihre altergrauen Thürme noch immer ſtolz und kühn in die Lüfte ragen; und wir theilen gewiß die Ahnungen der Vergangenheit, welche den Wanderer der ſich ihr nahet ergreifen, — und der Wunſch nach möglichſt genauer Kunde von ihrer Entſtehung und ihrer Geſchichte wird gewiß lebhaft in uns; deshalb ſei es verſucht, ſo viel es der beſchränkte Rahmen geſtattet, von dieſem ſo reichhaltigen als merkwürdigen Gemälde hier aufzunehmen.

Erfurts erſter Urſprung iſt leider mit einem dichten Dunkel umhüllt, in welchem nur die Irrlichter fabelhafter Sagen umhergaukeln, und das jedes aufklärenden Lichtſtrahls geſchichtlicher Wahrheit ermangelt. Wir wiſſen nur, daß im Anfange des fünften chriſtlichen Jahrhunderts, und wohl auch geraume Zeit nachher, der mittlere Theil Thüringens noch weit herein mit dichtem Walde bedeckt war, daß Sümpfe die Thäler unzugänglich machten, die uferloſen Flüſſe ſich wild über die Ebenen ergoſſen, und ſich nur einzeln zerſtreut Hütten menſchlicher Bewohner fanden, bis dieſe allmählig mehr Veranlaſſung fanden, das Waſſer in ſeine Ufer zurück zu drängen, den Wäldern und Sümpfen urbares Land abzugewinnen und ſich in gemeinſchaftliche größere Wohnplätze zu verſammeln. — Auf ſolche Weiſe mag wohl auch Erfurt entſtanden ſein, deſſen Name von einem Müller Erf an einer Furt der Gera wohnend, abgeleitet wird.

Erſt mit der Ankunft des heiligen Bonifacius verbreitete ſich ein helleres Licht auch über dieſe Gegend. Er fand Erfurt als eine Stadt von heidniſchen Ackerleuten bewohnt, und wahrſcheinlich noch von geringem Umfange; doch erſchien ſie ihm bedeutend genug, hier (741) ein Bisthum zu errichten, und bei dieſer Gelegenheit die Marien- oder Dom-Kirche, nebſt einem Mönchs- und einem Nonnenkloſter zu gründen.

Das Bisthum ging zwar mit dem Märtyrer-Tode des von Bonifacius eingeſetzten Biſchofs Adelar (755) wieder ein, und ſein Sprengel wurde dem Mainziſchen einverleibt; aber die chriſtliche Religion blieb von der Zeit an feſt begründet; mit ihr wurden zugleich die erſten Keime einer höhern geiſtigen, ſittlichen Kultur an's Licht gerufen, und es ergiebt ſich aus dem Anfange ſchon die Grundlage zu Erfurts Blüthe.

Obgleich Bonifacius die Bewohner Erfurts blos Ackerleute nennt, ſo finden ſich doch Spuren, daß nicht lange nach ſeiner Zeit, ſich auch ein gewiſſer Handelsverkehr in Erfurt bildete. Dies ſoll beſonders durch ſlaviſche Familien bewirkt worden ſein, welche aus ihren gewöhnlichen Wohnſitzen jenſeit der Saale ſich tiefer in's Land hereinzogen, und am rechten Ufer der Gera niederließen, wo ſie ſich mit Handel beſchäftigten, während die früheren, urſprünglich deutſchen Bewohner dieſer Gegend, die ſich am linken Gera-Ufer angebaut hatten, ſich fortwährend mehr auf Ackerbau und Viehzucht legten. Von dieſem Umſtand leitet man es ab, daß jener Theil der Stadt am rechten Ufer der Gera, den Namen unter den Kaufmännern erhielt, deſſen Spuren wir noch heutigen Tages, ſowohl in der Kaufmannskirche, als in der Krämerbrücke erkennen. — Begünſtiget durch ſeine vortheilhafte Lage, wie durch den Fleiß ſeiner Bewohner, wuchs Erfurt ſchnell an äußerer Größe und innerem Wohlſtande, und war ſchon zu Carl des Großen Zeiten ſo bedeutend, daß derſelbe (805) es zu einer Stapelſtadt machte, mit der Beſtimmung, daß die Kaufleute hier für einen gewiſſen Bezirk ihre Niederlage zu halten hätten. — König Ludwig der Deutſche hielt hier (852) einen Reichstag, und Heinrich I. (932) eine Kirchenverſammlung. Auf Veranlaſſung jener denkwürdigen Kriege mit den Ungarn, wurde Erfurt durch den Letztern, gleich vielen andern nordteutſchen Städten, befeſtiget, und bei dieſer Gelegenheit auch das bis dahin abgeſonderte Dorf Schilderoda in der Gegend der jetzigen Andreas-Kirche mit der Stadt vereinigt. — Der Erzbiſchof Wilhelm von Mainz, welchem ſein Vater Otto der Große (um 960) die Regierung Thüringens übertrug, ſcheint die innere Verfaſſung der Stadt Erfurt in eine gewiſſe Ordnung gebracht zu haben. Außerdem ſoll Wilhelm auch die Befeſtigung der Stadt verbeſſert, und zu größerer Aufnahme derſelben, verſchiedene adelige Familien vom Lande herein gezogen haben. —

Unter den folgenden Königen nahm Erfurt häufig (und zwar meiſt zu ſeinem Schaden) Antheil an den Kriegen und Empörungen welche die Ruhe Deutſchlands, und beſonders Thüringens ſtörten; war aber auch öfters der Schauplatz bedeutender Staats- und Kirchenverſammlungen. — Die Bemühungen des Stammvaters der Thüringiſchen Landgrafen, Ludwigs des Bärtigen, (ſeit 1036) um die Cultur Thüringen, wurden auch für dieſe Stadt, wegen ihres Verkehrs mit den Thüringer Waldgegenden, wichtig; und auch im Innern erhielt Erfurt in dieſer Zeit manchen anſehnlichen Zuwachs, beſonders an geiſtlichen Stiftungen und Gebäuden, unter denen das

Peters=Kloſter (ſeit 1059) einen vorzüglichen Rang einnahm. — Der bekannte, für Thüringen ſo nachtheilige Streit um den Zehnten, berührte Erfurt vorzüglich, und es kam dabei unter andrem, zur Zeit des Erzbiſchofs Adalbert (1123) zum Theil innerhalb der Stadt zu einem blutigen Kriege, weshalb dieſer Erzbiſchof ſich veranlaßt fand, auf dem Severi=Berge ein befeſtigtes Schloß zu erbauen. Bei einer Wiederholung dieſes Zehntenſtreites (1142) brach in Folge der darüber entſtandenen Empörung in der Stadt eine ſchreckliche Feuersbrunſt aus, welche ſelbſt den erzbiſchöflichen Hof und das Petri=Kloſter mit vielen unerſetzlichen Urkunden verzehrte.

Unter die glänzendſten Erſcheinungen in Erfurts Geſchichte gehört der große Reichstag, welchen Kaiſer Friedrich I. (1176) daſelbſt hielt, auf welchem unter andern ein Kreuzzug beſchloſſen und Heinrich der Löwe in die Acht erklärt wurde. — An ſich nicht ſo merkwürdig, aber durch ihren ſchrecklichen Ausgang noch berühmter, wurde die Verſammlung, welche Heinrich VI. (der Sohn Kaiſer Friedrich I.) 1185 zu Erfurt veranſtaltete, indem am 26. Juli durch die Laſt der zahlreich verſammelten Menſchen, der Verſammlungsſaal im Gebäude der Dompropſtei zuſammenbrach, und da ſich ein Kloak unter demſelben befand, viele der anweſenden Großen, — worunter Graf Heinrich von Schwarzburg, — einen ſchmählichen Tod fanden, welchem der König ſelbſt, wie der Erzbiſchof und der Landgraf nur mit genauer Noth entgingen.

Die anhaltenden Kriege gegen Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, brachten auch die Stadt Erfurt öfter in große Gefahr, ohne ſie jedoch in ihrer innern Entwickelung und Fortbildung weſentlich zu behindern.

Von Erfurts Verfaſſung in jenem Zeitraume läßt ſich wenig Zuſammenhängendes ſagen, wie denn auch das Ganze noch zu keiner Einheit und inneren Vollendung gediehen war. — Noch zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts finden wir zu Erfurt eine kaiſerliche Burg, auf welcher die Grafen von Kevernburg und von Gleichen gemeinſchaftlich das Burggrafenamt verwalteten, und vom Kaiſer zum Lehen trugen. — Ein ſtädtiſcher Magiſtrat war damals ſchon vorhanden, deſſen Mitglieder ſich in ihren Urkunden Consiliarii Civitatis nennen, und von den Erzbiſchöflich Mainziſchen Beamten zu unterſcheiden ſind; und aus den kaiſerlichen Beſtätigungen der hergebrachten ſtädtiſchen Privilegien ergiebt ſich, daß die Stadt ſchon damals bedeutende Freiheiten und Rechte genoß. Die älteſte dieſer kaiſerlichen Beſtätigungen iſt, ſo viel bekannt, von Kaiſer Friedrich II. gegeben im Jahr 1234.

Daß ſich unter den Einwohnern Erfurts ſchon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl Juden niedergelaſſen hatten, beweiſt unter andern die Eidesvorhaltungsformel, welche Erzbiſchof Conrad I. zum Behuf des gerichtlichen Verfahrens mit denſelben vorſchrieb. Für die Größe der Bevölkerung und ſeinen Wohlſtand zeugen die Waſſerleitungen, die zahlreichen und zum Theil großen Kirchen und andere anſehnliche Gebäude, die ſich damals ſchon

in Erfurt befanden. In kirchlicher Beziehung war Erfurt der Sitz eines Erzbiſchöflich-Mainziſchen Archidiaconats, welches der Propſt des Marien-Stiftes verwaltete. Die Stadt ſelbſt aber war (ſeit 1182) in mehrere Parochien eingetheilt, und hatte, außer ihren Pfarrkirchen, auch mehrere Klöſter, deren Anzahl zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, noch durch das Prediger- und Barfüßer-Kloſter vermehrt wurden, nebſt den Schulen des Marien- und Severi-Stiftes, zugleich die einzigen Anſtalten für wiſſenſchaftliche Bildung, durch die ſich beſonders die Geiſtlichen des Peters-Kloſters hervorthaten. —

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann für Erfurt der merkwürdige Zeitraum eines nach allen Richtungen thätigen, öffentlichen Lebens, mit ſchnell zunehmender Macht und Größe. Doch wir würden die Grenzen dieſer Schilderung weit überſchreiten müſſen, wenn wir in der begonnenen Weiſe zergliedernd fortfahren wollten, weshalb wir uns nur auf einzelne einflußreiche Ereigniſſe beſchränken dürfen.

Zu Beſeitigung der innern unter den Patriziern (höherem Bürgerſtande) und dem niederen Bürgerſtande ſtattfindenden Streitigkeiten, kam unter Leitung des Erzbiſchofs Gerhard I.*) (1255) eine neue ſtädtiſche Regimentsverfaſſung zu Stande. — Die Stadt ſchloß mit benachbarten Grafen und Herren Bündniſſe und Verträge, führte Kriege und erwarb ſich allmählig bedeutende auswärtige Beſitzungen bald durch Eroberungen, bald durch Kauf. Aber die Erfurter kämpften auch für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und halfen beſonders dem Kaiſer Rudolf I. (1289 — 90) viele landgefährliche Burgen zerſtören. Um dieſelbe Zeit erkaufte der Stadtrath von den Grafen von Gleichen mit Bewilligung des Erzbiſchofs das Vogtgeding, wodurch ein großer Theil der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit in die Hände einer rein ſtädtiſchen Behörde gelangte. — Vermöge des geſtiegenen Wohlſtandes konnte die Stadt mit ungewöhnlicher Kraft in den erſten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts einen wichtigen Krieg gegen die mächtigen Burggrafen von Kirchberg unternehmen, in welchem die feſten Schlöſſer Wirtberg, Kirchberg und Greifenberg von den Erfurtern zerſtört, und die Burggrafen von der Höhe ihres bisherigen Anſehens in Thüringen herabgeſtürzt wurden. Landgraf Friedrich I. aber wollte der wachſenden Bedeutenheit Erfurts Einhalt thun, und rückte (1310) mit einem anſehnlichen Heere vor die Stadt, wo dieſelbe, bei den hinzukommenden innern Unruhen und dem ausſchweifenden Uebermuth der Patrizier, dem Verderben nahe ſtand; nach ſchweren Kämpfen gelang es ihr jedoch (1315) einen dauerhaften Frieden zu ſchließen, und ſich ihre Beſitzungen, wie die Erhaltung ihrer hergebrachten Rechte und Freiheiten zu ſichern. Auch an dem 1242 ausgebrochenen Thüringiſchen Grafenkrieg nahm Erfurt, mit dem Landgrafen Friedrich II. verbündet, den lebhafteſten Antheil, bis derſelbe in einem dauerhaften Frieden (1346)

---

*) † 1260 und iſt im Chor der Barfüßerkirche begraben.

günſtig für den Landgrafen und die Erfurter endete, nachdem die Macht des vordem großen Hauſes Orlamünde für immer gebrochen war. — 1343, noch während dieſes Krieges, erkaufte Erfurt von den Grafen von Gleichen, die aus 15 Dörfern beſtehende Grafſchaft Viſelbach, erwarb bald nachher (1346) wiederkäuflich die feſten Schlöſſer Tonndorf und Mühlberg, und kaufte (1348—50) das wichtige Amt Kapellendorf, beſtehend aus dem Schloſſe dieſes Namens und 13 Dörfern, wovon einige Theile unmittelbar vom Kaiſer und Reiche zu Lehen gingen. Mit der kaiſerlichen Beſtätigung aller dieſer Beſitzungen wurden den Erfurtiſchen Rathsmeiſtern auch adlige Rechte zuerkannt, und mit dem Schloſſe Kapellendorf war ihnen zugleich das Münzrecht zu Theil geworden; auch erkauften ſie (1354) die bis dahin dem Erzbiſchof zuſtändige Münze, — eine, in Hinſicht des Handels beſonders wichtige Erwerbung. — Bei der Streitigkeit um das Erzſtift Mainz, zwiſchen den Söhnen Landgraf Friedrich II. und dem Grafen Adolf von Naſſau (1374), konnte Erfurt nicht ohne Theilnahme bleiben; es erklärte ſich mit Eifer und Nachdruck für Adolf, ohne der ſich dadurch zugezogenen Reichsacht und des päpſtlichen Bannes zu achten. — Die Stadt wurde vergebens von der vereinigten Macht Kaiſer Carl IV. und der Landgrafen, ſechzehn Wochen lang belagert, und ihr beharrlicher Widerſtand trug nicht wenig dazu bei, Ludwigs Abſichten endlich ganz zu vereiteln, — welcher den Erzbiſchöflichen Stuhl einnehmen wollte und ſollte. — Adolf ließ die Anhänglichkeit der Stadt Erfurt nicht unvergolten; denn durch ſeine Verwendung erhielt ſie die päpſtlichen Privilegien für die neu zu begründende Univerſität, die jedoch erſt nach ſeinem Tode (1392) eröffnet wurde, und ſowohl wegen damaliger Seltenheit der Univerſitäten, — Erfurt war damals die fünfte in Deutſchland, — als auch bald durch den Ruhm und die Verdienſte ihrer Lehrer nicht geringes Aufſehen machte, und den Glanz der Stadt beträchtlich vermehrte.

Die immerfort wachſende Macht und der Glanz Erfurts trug, wie dies die Geſchichte anderer Orte ebenfalls lehrt, in ſich ſelber den Keim ihres Verfalles. Die Eiferſucht der Kurfürſten von Mainz ward rege, und ſie ſtrebten immer eifriger dahin, die Stadt ihrer unbedingten Herrſchaft zu unterwerfen; — auch erwuchs Erfurt während ſeiner innern Streitigkeiten in den mächtigen Herzögen von Sachſen ein neuer gefährlicher Nachbar (1440). Sie ſtellten das faſt vergeſſene landgräfliche Geleitsrecht durch Thüringen, ſowie die alte Schirmvoigtei über das Marienſtift wieder her, und ſuchten daraus eine Schutzgerechtigkeit über die ganze Stadt zu entwickeln. Erfurt war die Seele des 1447 zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen und mehreren Biſchöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten zu Erhaltung des Friedens und der Ordnung in Thüringen geſchloſſenen Bündniſſes, nahm zwar an dem deſſenohnerachtet ausgebrochenen, verderblichen Bruderkriege keinen thätigen Theil, wirkte aber ſehr einflußreich auf den 1451 erfolgten Frieden. Bei der Vertreibung der bekannten Herren von Vitzthum aus Thüringen, und

der Eroberung aller ihrer Schlöſſer und Burgen, zeichneten ſich die Erfurter vorzüglich aus.

In dem Jahr 1472, machte man den Anfang einen neuen Wall um die ganze Stadt mit Einſchluß der ſich durch die zunehmende Bevölkerung beträchtlich erweiterten Vorſtädte aufzuführen, welcher auch in demſelben Jahre großentheils vollendet wurde. Während man aber auf die äußere Sicherheit bedacht war, drohete im Innern Vernichtung, denn am 19. Juni 1472 brach an mehreren Stellen zugleich eine furchtbare Feuersbrunſt aus, und legte faſt die Hälfte der Stadt in Aſche; ſelbſt der Dom und die Severi-Kirche wurden in ihrem Innern zerſtört, und in einem glühenden Strome floß das geſchmolzene Metall ihrer prächtigen Glocken die hohen Stufen herunter.

Dieſer große Brand, von welchem ſich Erfurt nie wieder ganz erholte, eröffnete gewiſſermaßen eine Reihe entſcheidender Unglücksfälle, und es ſind ſeitdem nur noch die Spuren von Erfurts ehemaliger Größe zu erkennen. Der Mordbrenner, ein entlaufener Mönch aus dem Kloſter Pforte, wurde zwar ergriffen und litt eine ſchreckliche Todesſtrafe, aber die Vollziehung derſelben verurſachte der Stadt noch einen beträchtlichen Aufwand. — Die Erfurter fühlten jedoch durch dies Unglück ihren Muth ſo wenig gebrochen, daß ſie ſchon 1474 dem Kaiſer zur Belagerung von Neuß eine ſtattliche Kriegshülfe ſandten; auch wurde die Befeſtigung der Stadt in der angefangenen Weiſe vollendet, und überhaupt würde ſich Erfurt vielleicht auch von jenem großen Schaden völlig erholt haben, wären nicht noch andere verderbliche Ereigniſſe in raſcher Reihenfolge hinzugetreten, welche die Kraft der Stadt allmählig erſchöpften.

Wir überſpringen einen Zeitraum von 43 viel und mitunter ſchrecklich von außen, mehr aber noch von innen bewegter Jahre, in welchen, wenig erfreuliche Lichtpunkte abgerechnet, wuthentbrannter Partheienkampf in weltlichen und geiſtlichen Angelegenheiten, Vorurtheil, roher Uebermuth und Zügelloſigkeit in vielfach wechſelnden Geſtalten die Schranken der Geſetzmäßigkeit überſchritten, und bis zu den fürchterlichſten Gräueln, ja bis zur Vergießung von Bürgerblut ausarteten, ſelbſt jenes Schreckensjahr, in welchem alle dieſe Gräuel ihren Culminationspunkt erreichten (1510), welches unter dem Namen des tollen Jahres als ein ſchwer zu vertilgender Flecken in Erfurts Annalen aufgezeichnet iſt, wollen wir übergehen, und für die ausführliche Beſchreibung jener unglückſeligen Periode auf das 1829 erſchienene Werk: „Erfurt und ſeine Umgebungen," von Dr. H. A. Erhardt, verweiſen; aber auf's Neue verweilen müſſen wir bei dem Zeitpunkt, wo Dr. Luthers, eines ehemaligen gelehrten Mitbürgers der Erfurter Hochſchule am 31. October 1517 in Wittenberg an's Licht getretene Sätze gegen den Ablaßhandel, in Erfurt bekannt wurden, daſelbſt wie überall großes Erſtaunen verurſachten, und dem Streben der meiſten Erfurter Gelehrten eine ganz neue, beſtimmtere Richtung gaben. — So tief indeſſen der Streit über Luthers Lehren auch eindrang, ſo behielt er doch auch hier lange

die Eigenſchaft eines bloßen Meinungskampfes, bis (1520) die durch Luthers perſönlich erbitterten Gegner Dr. Eck in Rom ausgewirkte päpſtliche Bann-Bulle erſchien, und in Deutſchland verbreitet wurde. — Mit dieſer Erſcheinung begann auch im öffentlichen Leben die entſchiedene Trennung der Partheien, und es entſpann ſich eine neue, innere Zwietracht, für eine Stadt, wo Uneinigkeit ohnedies zu den Grundübeln gehörte, doppelt verderblich. — Luther kehrte auf ſeiner Reiſe zum Reichstage nach Worms (den 6. April 1521) in Erfurt ein, wurde von ſeinen Freunden und Verehrern auf's Feierlichſte empfangen, und hielt auf allgemeines Verlangen am erſten Sonntage nach Oſtern eine eindringliche Predigt in der Auguſtiner-Kirche über den Text: „Habt Frieden!" — Deſſen ohnerachtet brach, als der treue Lehrer kaum ſeine Reiſe fortgeſetzt hatte, im gräßlichſten Widerſpruche mit ſeinen Ermahnungen zu Friedfertigkeit und Sanftmuth, eine der verderblichſten Friedensſtörungen aus. — Die beiden Dechanten des Dom- und Severi-Stiftes (Luthers Feinde) beabſichtigten diejenigen Geiſtlichen, welche an Luthers Empfang Theil genommen hatten, von ihren Stiftern auszuſchließen. — Als nun Johann Draconites, welcher zu dieſen Geiſtlichen gehörte, in die Severi-Kirche kam, ſeines Amtes als Canonicus zu warten, empfing ihn der Dechant nicht allein mit heftigen Vorwürfen, ſondern riß ihm ſogar die geiſtliche Amtskleidung von Leibe und ſtieß ihn aus der Kirche. Draconites wendete ſich wegen der erlittenen Beſchimpfung an die Univerſität, wodurch die Sache zur Kenntniß der Studenten kam; dieſe machten ſich ſogleich in Schaaren auf, um in Geſellſchaft mißvergnügter Bürger an den Verfolgern jenes geachteten Mannes eine tumultuariſche Rache zu nehmen. Sie drangen mit ſtürmender Hand in die Häuſer mehrerer Stiftsgeiſtlichen, verwüſteten was ihnen vorkam und überfielen in ihrer blinden Wuth auch unſchuldige, ſonſt geachtete Männer. Zwar wurde dieſem Unfuge noch zeitig geſteuert, doch blieb dieſer Auftritt von den Gegnern der Reformation nicht unbenutzt, um dieſe ſelbſt als Quelle des Aufruhrs zu bezeichnen. Gleichwohl vermochte nichts die Wiederholung ſolcher Auftritte zu verhindern; Studenten und Bürger rotteten ſich (am 12. Juni) abermals zuſammen, brachen in die Häuſer vieler Geiſtlichen ein, und wütheten ärger als zuvor gegen ſie; ja ſie ſtürmten endlich ſogar das Erzbiſchöfliche Gerichtshaus zur rothen Thür, und machten es beinahe der Erde gleich. — Der Aufruhr wurde zwar durch die kräftigſten Maßregeln des Stadtrathes geſtillt, aber die traurigen Folgen des Pfaffenſtürmens — wie man jenen Unfug gewöhnlich nennt, — blieben nicht aus; er war für die Univerſität gleichſam der Grenzſtein ihres Wohlſtandes. Die meiſten Studirenden verließen Erfurt, indeß der Zufluß von außen immer ſpärlicher wurde. Auch die meiſten Gelehrten entfernten ſich nach und nach, und die ſchöne Pflanzſchule der Wiſſenſchaften war in Kurzem verödet. — Dennoch litt die Kirchenverbeſſerung nicht unter dieſen Uebeln: man fing gegen Ende des Jahres 1521 an, viele für heilſam erkannte Neuerungen des chriſtlichen Weſens öffentlich einzuführen, und die Klöſter wurden

von dem größten Theile ihrer bisherigen Bewohner verlaſſen. — Schon 1523 wurde regelmäßig in acht Kirchen evangeliſch gepredigt. —

Auch der bekannte 1525 ausgebrochene Bauernkrieg ging nicht ſpurlos an Erfurt vorüber, denn unter Theilnahme vieler Erfurter Bürger richteten die eindringenden Rebellen in den Kurfürſtlich Mainziſchen Häuſern, den Klöſtern und andern Beſitzungen der katholiſchen Geiſtlichkeit großen Schaden an, bis ſie die Nachricht von der Schlacht bei Frankenhauſen zerſtreuete. Dieſe Vorfälle beſtärkten den Kurfürſten von Mainz immer mehr in ſeinen Beſchwerden gegen Erfurt, welche er ſchon 1521 bei dem Kaiſer darüber angebracht hatte, daß ſich Erfurt ſeiner Landeshoheit entzogen, wie über die Kränkung ſeiner geiſtlichen Rechte durch die Reformation und beſonders durch das erwähnte Pfaffenſtürmen. Er verlangte gänzliche Vertreibung der evangeliſchen Prediger und Rückkehr zu der alten Verfaſſung, und wirkte dazu einen kaiſerlichen Befehl aus. Die Erfurter blieben jedoch ſtandhaft und ſuchten Schutz bei dem Kurfürſten von Sachſen, durch deſſen Verwendung ein gütlicher Vergleich eingeleitet wurde, der am 5. Februar 1530 zu Stande kam. — Da auch bald nachher die Irrungen mit Sachſen wegen des Geleitsrechtes (1533) und mit den Grafen von Gleichen wegen der Grenz- und Lehensverhältniſſe (1534) durch Verträge beſeitigt wurden, ſo genoß Erfurt hierauf eine mehrjährige, ſehr wohlthätige Ruhe, die von innen nur durch die Religionsſtreitigkeiten zwiſchen Evangeliſchen und Katholiken, und von außen durch den Schmalkaldiſchen Krieg (1547) vorübergehend geſtört wurde. Dieſe Periode war für Erfurts Wohlſtand höchſt günſtig und auch das wiſſenſchaftliche Leben erhob ſich wieder aus ſeinem Schlummer.

Eine ungetrübte Friedensſonne war jedoch Erfurt noch lange nicht beſchieden. Zu feſten Fuß hatte der Geiſt der Zwietracht in ſeinen Mauern gefaßt, und nicht allein die religiöſen Beziehungen, auch politiſche und andere Angelegenheiten lieferten immer neuen Zündſtoff, bemächtigten ſich der Gemüther und zogen ſie von den Gegenſtänden ihres wahren Vortheils, von Verbeſſerung der Gewerbe, des Handels und der Bildungsanſtalten ganz ab, ſo daß die alten Quellen des ſtädtiſchen Wohlſtandes verſiegten, und ſich keine neuen eröffneten. Manche einträgliche Gerechtſame der Stadt gingen verloren, ja mehrere ihrer auswärtigen Beſitzungen wurden ihr ſtreitig gemacht und entzogen, die Univerſität verfiel nach kurzer, neu aufgelebter Blüthe wieder. Nur das evangeliche Gymnaſium erfreuete ſich, wenn auch ohne bedeutende Fortſchritte, ſeiner ungeſtörten Erhaltung. – So von allen Seiten in unerfreulicher Lage, befand ſich Erfurt bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, und wir könnten ein eigenes Buch mit der Beſchreibung der von außen und innen kommenden Noth und Drangſale jener Schreckenszeit füllen. — Der weſtphäliſche Friede (1648) brachte für Erfurt eine völlige Umgeſtaltung ſeines Staatsverhältniſſes, und immer wieder durch innere Streitigkeiten, wurde dieſe Kataſtrophe beſchleuniget. —

Mehrere patriotiſch geſinnte Männer, welche ſich der Hydra der innern revolutionären Gräuel mit Kraft und Energie entgegen ſtellten, fielen als blutige Opfer der fanatiſchen Wuth eines zügelloſen Pöbels.

Endlich (1664) ſahe der Kurfürſt von Mainz wohl ein, daß er nur mit bewaffneter Hand die Erfurter zur Ordnung bringen könne, und ſetzte ſich mit einer Executions-Armee, im Auguſt, dahin in Bewegung. — Ihrem Character getreu rüſteten ſich die Erfurter zu kräftiger Vertheidigung; allein bald mußten ſie ſich überzeugen, daß ein hartnäckiger Widerſtand ihr Schickſal nur verſchlimmern könne, und ſo kam am 5. (15.) October eine Capitulation zu Stande, und am 11. (21.) October hielt der Kurfürſt Johann Philipp als anerkannter unumſchränkter Landesherr ſeinen feierlichen Einzug in Erfurt, wo man ſeit länger als 200 Jahren keinen Kurfürſten von Mainz geſehen hatte. — Johann Philipp war der Fürſt wie ihn Erfurt bedurfte, um ſich aus dem Abgrund, in den es verſunken war, wieder etwas zu erheben, und es war zu beklagen, daß nach ſeinem den 12. Februar 1673 erfolgten Tode nicht ganz in ſeinem Geiſte fortgearbeitet wurde, und daher noch immer viel zu wünſchen übrig blieb. Hierzu kam noch, daß in den Jahren 1678, 1682 und 83 die Peſt ungeheuere Verheerungen anrichtete, ſo daß Erfurts Bevölkerung ſeitdem ihre vorige Größe nie wieder erreichte.*)

Philipp Wilhelm, Graf von Boyneburg, fand daher, als er (1702) die Stadthalterſchaft über Erfurt antrat, eine verarmte, verſchuldete und entvölkerte Stadt, und die Einwohner in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben verſunken, voll innern Unfriedens, und ohne Zutrauen und Liebe zu ihrer Regierung. Mit dem ſchönen Bewußtſein, Erfurt vom gänzlichen Verfalle gerettet, und ſeinen Wohlſtand auf's Neue begründet zu haben, konnte dieſer edle Mann am 23. Februar 1717 die Erde verlaſſen, und obgleich ihm kein in ſeinem Geiſte fortwirkender Nachfolger ward, und vieles bald wieder in die alte Erſchlaffung gerieth, ſo konnten doch die Spuren des von Boyneburg in Erfurt hervorgerufenen neuen Lebens nicht wieder verlöſchen.

Ein ſchreckliches Ereigniß weckte Erfurt am 21. October 1736 aus vieljähriger Ruhe; es war der große Brand, welcher zwei Tage fortwüthete und 188 Wohnhäuſer nebſt vielen Hintergebäuden und Scheuern, und zwei ungangbare Kirchen zerſtörte. — Wieder überaus thätig für Erfurts Wohlfahrt war die Regierung des Kurfürſten Johann Friedrich Carl aus dem Hauſe Oſtein, und beſonders wurden die Jahre 1752—58 durch viele Verbeſſerungen wichtig. Dem Handel und Fabrikweſen, wie den übrigen Gewerben wurde aufgeholfen, eine Merkantil-Deputation zu Gewinnung und Verarbeitung einheimiſcher Naturproducte errichtet, und (1754) die Akademie der

*) Im Jahre 1683 ſtarben in der Stadt allein 8792, und in 36 von der Peſt ergriffenen Dörfern 2610 Menſchen.

Wiſſenſchaften, mit ausdrücklicher Beſtimmung, vornehmlich die innere Cultur zu befördern, geſtiftet, die ganz verfallene Medizinal-Polizei hergeſtellt, und auch die Univerſität erhielt namhafte Verbeſſerungen. Das Fortſchreiten auf dieſem glücklichen Wege wurde nicht allein durch den ſiebenjährigen Krieg gehindert, ſondern auch die Verwirrung welche ſich in dieſen neuen Drangſalen der Behörden bemächtigte, der noch immer nicht beſchworene Geiſt der Uneinigkeit und des Mißtrauens, der Eigennutz unwürdiger Staatsdiener und manches andere innere Uebel, machten dieſen Zeitraum zu einem der unglücklichſten, die Erfurt unter der Mainziſchen Regierung durchlebte. — Kaum war (1763) der Friede geſchloſſen, als der Kurfürſt ſtarb; aber ſich immer erneuernde und in wahre Gräuel ausartende, innere Bewegungen trübten die Regierungsjahre des Kurfürſten Emmerich Joſeph, eines gelehrten, freiſinnigen und mit dem beſten Herzen begabten, aber leider durch manche unwürdige Creaturen für die Wahrheit verblendeten Fürſten. Manches Gute was er — beſonders für die Univerſität — wollte, blieb theils unerreicht, oder wurde im Entſtehen wieder vereitelt. Die 1771 ſtattfindende große Theuerung, und die ihr folgenden, viele Menſchen hinwegraffenden, epidemiſchen Krankheiten, waren neue Uebel, welche der Kurfürſt nach Kräften zu lindern ſuchte. Die wohlthätigſten Ereigniſſe ſeiner Regierung waren ohne Zweifel die Aufhebung des Jeſuitenordens (1772), welcher ſo viel Unheil in Erfurt angerichtet hatte, und die Ueberweiſung der Güter deſſelben zu einem Fond für das katholiſche Schulweſen; ſein ſchönſtes Vermächtniß aber, was er Erfurt hinterließ, war die Ernennung des Freiherrn Karl Theodor von Dalberg zum Statthalter von Erfurt, nach welchem er bald (1774) am Ziele ſeiner Laufbahn ſtand.

Was Dalberg unter der Regierung des trefflichen Kurfürſten Friedrich Carl Joſeph für Erfurt geweſen und für daſſelbe gethan hat, iſt und bleibt in Erfurts Annalen unvergeſſen, und die Erinnerung an jene Zeiten, in welchen alles verfallene Gute wieder neu in's Leben trat, alles, was den Wohlſtand beleben und fördern konnte, verbeſſert und neu organiſirt, ein neuer friedlicher Geiſt zwiſchen Behörden und Bürger hervorgerufen, und dabei was das Leben von ſeinen ſchönſten Seiten erfaſſen lehrt, ſelbſt das öffentliche geſellige Vergnügen gehoben und mit den wichtigſten Verbeſſerungen in Einklang gebracht wurde; dieſe Erinnerungen leben noch jetzt in Erfurts Bewohnern, und werden ſich auf ſpäte Generationen fortpflanzen. —

Der franzöſiſche Revolutions-Krieg, der dem Erzſtifte Mainz vor allen andern deutſchen Staaten ſo verderblich wurde, bereitete auch Erfurt bedeutende Laſten, obgleich es dem eigentlichen Kriegsſchauplatz fern lag. Dalberg wurde durch die Erhebung zum Fürſt-Biſchof von Conſtanz (1799) ſeinen Erfurtern etwas ferner geſtellt, wenn er auch die daſige Statthalterſchaft noch beibehielt. — Dreimal ſuchte der ehrwürdige Kurfürſt, vor ſeinen Feinden fliehend, während dieſes Krieges, in dem treuen Erfurt einen Zufluchtsort, und ſahe ſich, wie ein Vater von ſeinen Kindern, mit dem Entzücken der

Wehmuth empfangen; und als endlich der Lüneviller Friede die Ruhe wieder hergebracht, und er (am 18. Mai 1801) in die ihm noch gebliebene Reſidenz Aſchaffenburg zurückgekehrt war, traf in der größten Spannung auf die bevorſtehenden politiſchen Verhältniſſe die Trauer-Botſchaft in Erfurt ein, daß Friedrich Carl Joſeph der Weiſe, der liebevolle Vater ſeiner Unterthanen, der treue Wächter der deutſchen Verfaſſung (am 25. Juli 1802) aus den Stürmen des Lebens hinüber geſchlummert ſei zur Freude der Vollendung; und als ſofort Dalberg nach Aſchaffenburg abreiſte, um die Regierung als längſt erwählter Nachfolger anzutreten, dachte in Erfurt Niemand daran, daß der allgemein verehrte Statthalter für immer ſchied. — Nach wenig Tagen ſchon verbreitete ſich die Nachricht, daß ſich der König von Preußen Erfurt als einen Theil der ihm gebührenden Entſchädigung auserſehen habe, und ſchon am 22. Auguſt 1802 zogen die Preußiſchen Truppen in Erfurt ein. Stadt und Land wurde für des Königs von Preußen Majeſtät feierlich in Beſitz genommen, und es begann ein neuer Zeitraum für Erfurts Geſchichte.

Die neue Organiſation welche natürlich erfolgen mußte, war eben ſo wenig leicht auszuführen, als ſie in manchen Beziehungen einen großen Theil von Erfurts Bewohnern ſchwer anzunehmen werden mochte; und wenn auch nicht in der erſten Zeit ſchon eine allgemeine gegenſeitige Zufriedenheit ſtatt fand, ſo verkannte doch der denkende Theil der Erfurter die weſentlichen Vortheile nicht, welche daraus erwachſen mußten, und das beginnende Jahr 1803 ſahe ſchon manche merkwürdigen Veränderungen hervortreten. Am 30. Mai dieſes Jahres ſahe die Stadt ihren königlichen Herrn mit ſeiner allgeliebten Gemahlin zum erſtenmale in ihren Mauern, und alle Bewohner fühlten ſich von der Humanität und Milde des Herrſcher-Paares mit feſten Banden angezogen. — Jetzt begann auch erſt die eigentliche Umbildung von Erfurts Verfaſſung, und manche neue Einrichtung trat ſchon, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit in's Leben, und viele muſterhafte Verordnungen des Preußiſchen Staates für alle Verhältniſſe des öffentlichen und Privat-Lebens ließen ihre wohlthätige Wirkung nicht vermiſſen. — Der Univerſität wurde leider das Schickſal gänzlicher Auflöſung zu Theil; dagegen aber ward bereits an einer dringend nothwendigen Reform des geſammten Schulweſens eifrig gearbeitet, als neue Stürme hereinbrachen, und die ſchönen Zwecke hinderten. Deutſchlands Verfaſſung war zwar durch den Lüneviller Frieden umgewandelt, aber ſeine Ruhe keineswegs für die Dauer garantirt. Frankreichs Anmaßungen führten bald einen neuen Krieg mit Oeſtreich herbei, und Preußen durfte nicht unthätig zuſehen; daher bewegte ſich im Herbſt 1805 das ungewohnte Schauſpiel eines großen Heereszuges wieder auf Thüringens Fluren. Doch die Gewitterwolke zog diesmal noch ruhig vorüber. Das Jahr 1806 begann mit ſchmeichelnden Friedenshoffnungen und den Gerüchten von einer bevorſtehenden Vertauſchung Erfurts, letzteres wurde jedoch amtlich widerſprochen. Frankreichs Uebergewicht in Deutſchland erregte die ernſtlichſten Beſorgniſſe, und Preußens König, von dem

allein man noch Rettung hoffte, warf ſich als der letzte ſtarke Damm dem Andringen jenes verheerenden Stromes muthig entgegen. Der Krieg wurde erklärt, und auf Thüringen, wo ſich das große Beginnen entwickelte, auf Erfurt, als das Hauptquartier des Königs, waren die Augen aller Deutſchen voll Hoffnung gerichtet. — Der unglücklich entſcheidende Tag von Auerſtädt und Jena (14. October 1806) iſt mit blutiger Schrift in der Geſchichte aufgezeichnet, und mit Entſetzen ſahe Erfurt von den Schaaren, die vor wenig Tagen ſtolzen Muthes ausgezogen waren, nur flüchtige Trümmer zurückkehren. Schon am 17. October war Erfurts Uebergabe an die Franzoſen vollzogen. — Ein Schleier falle über jene Tage der Schmach, der Angſt und des Schreckens, wie der alle Kräfte erſchöpfenden Leiſtungen, welche die an der großen Heerſtraße liegende Stadt betrafen. Erfurt wurde vorläufig ſchon am 26. October von den Franzoſen förmlich in Beſitz genommen, und ſeine Verwaltung — in ihrem vorigen Gange — von franzöſiſchen Behörden geleitet. — Der Friede zu Tilſit (am 7. Juli 1807) endete das Geräuſch der Waffen für einige Zeit, und entſchied mit dem Schickſal ſo vieler deutſcher Provinzen, auch die Loßreißung Erfurts von Preußen, als deſſen Glied es kaum begonnen hatte ſich mit Wohlgefallen zu fühlen. Erfurt blieb, unter unmittelbarer franzöſiſcher Herrſchaft, einem troſtloſen unbeſtimmten Schickſale hingegeben. — In der nun, wie in dem größten Theile Deutſchlands, auch in Erfurt beginnenden Sichtung, bewährten ſich nur Wenige als treue Söhne des damals unglücklichen Vaterlandes, Viele hingegen ließen ſich durch Eigennutz, Wankelmuth und Leichtſinn, oder durch irrige politiſche Grundſätze verleiten, ihr Herz dem Vaterlande zu entziehen, und ſich mit Wohlgefallen in das fremde Joch zu ſchmiegen. —

Das Jahr 1808 machte ſich für Erfurt durch die von Napoleon daſelbſt veranſtaltete Monarchen-Verſammlung merkwürdig, welche am 27. September begann und den 14. October endete. — Erfurt erhielt die glänzendſten Zuſicherungen für ſeine Zukunft, worunter ſich auch die Wiederherſtellung der Univerſität befand. Alles dies blieb aber meiſt nur auf dem Papiere ohne ſich zu verwirklichen; das innere, immer tiefer eingreifende Elend wurde mit äußerem oberflächlichem Glanz und Pomp — ächt franzöſiſch — übertüncht, und es herrſchte eine allgemeine Sittenloſigkeit, Eigennutz, Verwirrung, Unzufriedenheit aller rechtſchaffen Geſinnten, und eine immer zunehmende Erſchlaffung, als Napoleon jenen unvergeßlichen Feldzug nach Rußland begann. — Erfurt hatte mit Staunen den Auszug des gewaltigen Heeres geſehen, und war nun auch Zeuge des über alle Beſchreibung traurigen Zuſtandes bei ſeiner Rückkehr. — Bei Friedrich Wilhelm III. Aufruf (im Frühjahr 1813) erwachte bei Allen, deren Herzen dem Gefühl der Vaterlandsliebe noch offen ſtanden, die freudigſte Hoffnung, doch Erfurt wurde aus dieſem Himmel nochmals auf ſchreckliche Weiſe geriſſen, als zu Oſtern ein ſtarkes, neu zuſammengebrachtes franzöſiſches Heer in Erfurt und der benachbarten Gegend einzog, um auf's Neue den Kampf zu beſtehen. — Die

Befeſtigung der Stadt wurde mit raſtloſem Eifer betrieben, und die Naturzierden in ihrer Umgebung fielen als Opfer. — Erfurts ohnedies nur noch geringe Kräfte wurden im Laufe dieſes Sommers bis zur Erſchöpfung in Anſpruch genommen, ſelbſt die franzöſiſche Militair-Conſcription wurde eingeführt, und gab (am 19. Juli) zu einem fürchterlichen Auftritt zwiſchen den Erfurter Bürgern und dem franzöſiſchen Militair Anlaß, in deſſen Folge (am 4. Auguſt) zwei Bürgerſöhne, nach kriegsgerichtlichem Urtheilsſpruch, erſchoſſen wurden.

Nach der für Deutſchland und Europa entſcheidenden Völkerſchlacht bei Leipzig hatte Erfurt nicht allein während des Rückzugs der furchtbar zerrütteten Heerestrümmern unbeſchreibliche Schreckenstage der Unruhe und betäubenden Angſt zu beſtehen, ſondern auch die am 24. October beginnende Blokade von dem Preußiſchen Heer, führte neue, noch nie gekannte Schreckniſſe herbei. — Durch Ausfälle der franzöſiſchen Beſatzung wurden die benachbarten Dörfer Daberſtädt und Ilversgehofen zerſtört, und in der Stadt ſelbſt verurſachte das Bombardement (am 6. November) eine Feuersbrunſt, welche 121 Häuſer in Aſche verwandelte, und auch das prächtige Petri-Kloſter nebſt andern Gebäuden auf dem Petersberge, ward an dieſem Tage ein Raub der Flammen. Was von Häuſern in der Nähe des Petersbergs und Doms dem Feuer entgangen war, wurde von den Franzoſen niedergeriſſen, um die Citadelle haltbarer zu machen, auf deren Vertheidigung ſich zu beſchränken der franzöſiſche Commandant d'Alton beſchloß. Bevor es jedoch dahin kam, erreichte durch die tägliche Plünderung und Brandſchatzung der franzöſiſchen Soldaten, durch Mißhandlung der Bürger, epidemiſche Krankheiten und andere fürchterliche Uebel das Elend den höchſten Grad. Endlich fand die Räumung der Stadt von den Franzoſen und ihr Rückzug auf den Petersberg ſtatt, und am 6. Januar 1814 beſetzten die Preußiſchen Truppen unter Kleiſt von Nollendorf die Stadt Erfurt. —

Von dieſem Augenblick an trat an die Stelle des vorigen, wildverworrenen Zuſtandes, die möglichſte geſetzliche Ordnung, und Alles wurde aufgeboten, das bis auf's Höchſte geſteigerte Ungemach zu mildern. Erfurts Bewohner ſelbſt, von der neuen günſtigen Schickſalsumwandlung ermuthiget, griffen mit Kraft und Eifer ein, und auch die Frauen blieben in ſchönen patriotiſchen Leiſtungen nicht zurück. — Aber der Erfurter Bürger hat ſich nie an entfernter, mittelbarer Theilnahme begnügt, und war ſtets zum Kampfe für die gerechte Sache gerüſtet; auch jetzt war dies der Fall, denn kaum war die Beſitznahme der Stadt erfolgt, als ſich ſchon Freiwillige in nicht geringer Zahl unter die Preußiſchen Fahnen ſtellten; — als die Errichtung der Landwehr mit Eifer betrieben, und zur Organiſation des Landſturms geſchritten wurde. Selbſt das Bürger-Schützencorps widmete ſich dem Dienſt des Vaterlandes, und leiſtete unter andern durch Bewachung des Petersberges, während der noch fortdauernden Blokade deſſelben, treue Dienſte.

Endlich, als der franzöſiſche Befehlshaber durch einen Courier aus Paris die officielle Nachricht von dem Ende des Krieges und der Thronbeſteigung des Königs erhalten hatte, ließ er (am 5. Mai) die weiße Fahne aufſtecken, und am 16. Mai erfolgte die Räumung der beiden Citadellen und der Abzug der Franzoſen, welches erfreuliche Ereigniß am 22. Mai durch ein kirchliches Dankfeſt gefeiert wurde, bei dem auch die majeſtätiſchen Glocken des nun wieder geöffneten Domes von Neuem erklangen.

Der heilbringende Friede begann nun die freilich zum Theil ſehr tief geſchlagenen Wunden zu heilen, und das allerdings noch lange fühlbare Ungemach auszugleichen; doch noch waren die Unterhandlungen des Wiener Congreſſes nicht zu Ende gediehen, als ein neuer Krieg mit Frankreich die kaum gewonnene Freiheit bedrohete und neue Opfer forderte, welche für die Rettung des Vaterlandes gern gebracht wurden. — Beſonders ehrenvoll war es für Erfurt, daß ſeine Landwehr und ein Theil ſeiner freiwilligen Jäger bei der großen Entſcheidungsſchlacht von Belle-Alliance (den 18. Juni 1815) mit in Thätigkeit waren, und ſich einen Antheil an den Ruhm jenes Tages und der darauf folgenden Ereigniſſe erwarben. Jetzt erſt konnten manche noch unentſchieden gebliebene Verhältniſſe der Staaten geordnet werden; und obgleich durch die Theilung des bisherigen Erfurtiſchen Gebietes, und durch die Abtretung der Hälfte deſſelben an das Großherzogthum Sachſen-Weimar (im November 1815) viele Herzen bekümmert wurden, ſo war doch Erfurt ſo glücklich, ein Theil des Preußiſchen Staates zu bleiben, und feierte aus vollem Herzen mit allen den weit ausgedehnten Provinzen, die ſich nunmehr zu Gliedern dieſes wiedergebornen Staates vereinten, (am 18. Januar 1816) das Feſt eines geſicherten Friedens.

Bei der neuen Geſtaltung des Innern, ward Erfurt der Sitz der Regierung des nach ihm genannten Regierungs-Bezirks, und es hat dieſe Behörde vom Anfang ihrer Errichtung bis jetzt, von ihrer eben ſo weiſen als thätigen Sorge für alle Angelegenheiten ihres Geſchäftskreiſes und der Stadt Erfurt insbeſondere, die unverkennbarſten Beweiſe gegeben. Die gänzliche Aufhebung der Univerſität ward in Folge Königlicher Cabinets-Ordre am 12. November 1816 feierlich vollzogen. — Die nun bis jetzt folgenden Jahre gewähren ein lebendiges Bild von dem bunten Wechſel des menſchlichen Weſens und Wirkens, indem ſie das Verſinken des Alten, und das Aufblühen des Neuen dicht neben einander zu ſtellen fortfahren. — Die letzten noch übrigen Mönchsklöſter und drei Nonnenklöſter, nämlich das Schotten- und Auguſtiner-Kloſter, und drei Nonnenklöſter, das Neuwerks-, Cyriaks- und Martins-Kloſter, wurden aufgehoben und die Locale derſelben zu andern gemeinnützigen Zwecken benutzt, ſo daß von allen vormaligen Stiftungen dieſer Art das Urſuliner-Nonnenkloſter, aus Rückſicht auf ſeine Erziehungsanſtalt allein noch ſein Daſein behielt. — Auch die äußere Geſtalt der Stadt wurde durch die Umſchaffung ihrer Veſtungswerke, unter welchen ſich der Petersberg und die Cyriaksburg als Meiſterwerke auszeichnen, durch die Erhe-

bung des Friedrich=Wilhelms=Platzes (ehemaliger Graben= und Rubenmarkt) aus den traurigen, ſeit dem Jahr 1813 zurückgebliebenen Ruinen zu einem anmuthigen Spaziergang und ſchönem Parade= und Exercierplatz, durch die Herſtellung zweckmäßiger und anſtändiger allgemeiner Begräbnißplätze im Umfange der Stadt, durch den Bau neuer geſchmackvoller Häuſer an verſchiedenen, wüſte gelegenen Plätzen, und durch die Entſtehung neuer Anlagen in ihrer Umgebung, mannichfach und zu ihrem großen Vortheil verändert. — Unter den eingeborenen Bewohnern Erfurts bleibt zwar zum Theil noch immer eine gewiſſe characteriſtiſche Originalität bemerkbar; indeſſen haben ſich die rauhen Seiten, mit welchen ſie im Lauf der vielbewegten Vergangenheit nicht immer günſtig bezeichnend hervortraten, völlig abgeſchliffen, ſo wie auch die alt=eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der neueren, zeitgemäßen Politur, bis auf ganz einzelne Ausnahmen gewichen ſind, das Gute von dem Alten aber iſt geblieben; ein unerſchütterlicher Heimathsſinn, eine erlaubte Selbſtachtung bei dem Rückblick auf die frühere Bedeutenheit und Selbſtſtändigkeit der Stadt, ein treuer, feſter Bürger= und Gemeinſinn, und es ſteht zu erwarten, daß ſie, ſo wie ſie ſich in allem Dieſen bei friedlicher erfreulicher Zeit bewähren, ſie auch ihren Vorfahren an Kraft, Muth und Ausdauer nicht nachſtehen würden, wenn ſich über Erfurt (oder vielmehr über dem Vaterlande) der Horizont wieder verdunkeln ſollte, was jedoch in der dageweſenen Weiſe, zum Heil der Menſchheit nicht wieder zu befürchten ſein dürfte.

Von den örtlichen Verhältniſſen und Merkwürdigkeiten, heben wir nur Folgendes, als der Bemerkung beſonders werth, heraus:

Erfurt hat mit allen alten Städten eine unregelmäßige Bauart gemein, welche jedoch hier weniger als an manchen andern Orten, unangenehm auffällt. In älteren Zeiten war die Stadt, und beſonders der mittlere Theil derſelben viel enger gebaut; aber die großen Feuersbrünſte gaben Gelegenheit zu bedeutenden Veränderungen. — Obgleich die meiſten der alterthümlichen Häuſer, welche noch an den Character und die Begebenheiten der Vorzeit erinnerten, bis auf wenige verſchwunden ſind, ſo ließ ſich doch das Gepräge des Alterthums im äußern Anſehen Erfurts noch keineswegs ganz verwiſchen. — Die meiſten öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme der Kirchen, ſind neueren Urſprungs. In jeder Hinſicht iſt der Verluſt der prächtigen Peterskirche zu bedauern, die in dem ältern, ſogenannten byzantiniſchen Styl eben ſo regelmäßig als großartig erbauet war; mit ihr iſt ohne Zweifel der ſchönſte und vollendetſte von Erfurts Tempeln in Trümmern geſunken. — Die Zahl der Häuſer hat bedeutende Veränderungen erfahren, und beläuft ſich jetzt nur noch auf circa 3500 mit über 24,000 Einwohnern.*) — Auch die Eintheilung der Stadt, auf ihren Flächenraum gegründet, hat ſich im Laufe der Zeit

*) exclusive des Militairs.

verſchiedentlich umgeſtaltet, und iſt ſeit dem Jahre 1826 ganz erneuert und beſteht aus vierzehn Stadtbezirken. Die Anzahl aller Straßen, Plätze und anderer öffentlichen Wege innerhalb der Stadt beträgt gegenwärtig über 200. — unter den Gebäuden verdienen folgende einer beſonderen Bemerkung:

1) Der Dom oder die Marienkirche hat viele Veränderungen erlitten, ehe ſie die Geſtalt erlangte, in welcher ſie gegenwärtig noch als die erſte Zierde der Stadt erſcheint. Sie iſt zuerſt 743 von Bonifacius erbauet, wurde aber, da ſie zu klein war, niedergeriſſen und 1153 neu aufgebauet, und ſpäter eine Vorhalle, das jetzt noch vorhandene Dreieck angefügt. Zu Ende des zwölften, oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wurde der prächtige dreifache Thurm aufgeführt, und mit einem koſtbaren Geläute ausgeſtattet, wie denn, nach dem Berichte der Chroniken, 1251, die erſte über 300 Centner ſchwere, große Glocke gegoſſen wurde. Im folgenden Jahrhundert wurde die Kirche abermals erweitert, mit dem Bau des hohen Chors begonnen und die um die Kirche laufende Cavate angelegt. Die Zeit der Erbauung des Chors giebt eine Inſchrift über einer Thür nach dem Kreuzgange zu an: **Incepta est haec structura hujus chori anno Dei MCCCXLIX. annunciationis M.** (Dieſer Bau dieſes Chores iſt angefangen im Jahre 1349, am Tage der Verkündigung Mariä.) Die Koſten der Erbauung der Cavate mit den breiten Stufen ſollen ſich auf 142,886 Gulden, und des Chores auf 168,000 Gulden belaufen haben. An einen Pfeiler der Cavate befindet ſich die Inſchrift:

In Christi laude, felix Thuringia, plaude,
Cujus habes donis, tantis gaudere patronis.

(Jauchze, glückliches Thüringen, im Lobe Chriſti, durch deſſen Gnade du dich ſo großer Gönner erfreuen kannſt.)

woraus zu ſchließen iſt, daß bedeutende Wohlthäter Unterſtützungen zu dieſem Bau gereicht haben.

Erſt ein Jahrhundert ſpäter kam jedoch die eigentliche Kirche, aber in einem ganz anderen Style und viel ſchlechteren Geſchmack als der Chor, zu Stande. Kaum aber war der Dom in ſeiner jetzigen Größe vollendet, als (1472) der große Brand Alles was in ſeinem Innern brennbar war vernichtete, ſo daß ſelbſt die Glocken im Thurme ſchmolzen. Erſt 1497 wurde, an die Stelle der geſchmolzenen großen Glocke, die noch jetzt vorhandene gegoſſen, welche ohne den Klöppel 275 Centner wiegt, (letzterer wiegt 11 Centner) und nur bei den größten Feierlichkeiten geläutet wird, weil man es wegen der mürbe gewordenen Mauern des Thurmes nicht wagt, ſie öfter in völligen Schwung zu bringen. Unter dem Chor befindet ſich die ſogenannte Gruft (Crypta) eine unterirdiſche Kapelle von beträchtlicher Ausdehnung, die man ehemals am Charfreitage und

bei andern Trauerfeierlichkeiten benutzte. Eine genaue Beſchreibung des äußern und innern Dombaues erlaubt hier der Raum nicht. und wir müſſen deshalb auf die bereits erwähnte Erhardt'ſche Beſchreibung von Erfurt verweiſen. — Von den innern Merkwürdigkeiten berühren wir nur: 1) das ſeiner auffallenden Größe wegen merkwürdige Bild des heiligen Chriſtoph an der ſüdlichen Mauer der Kirche. 2) Ein Kreuz woran eine bekleidete Perſon (nicht der Heiland) geheftet iſt, deſſen Urſprung und Bedeutung man nicht weiß. 3) Das aus der Peterskirche hierher gebrachte Grabmal des wegen ſeiner Doppelheirath berühmten Grafen von Gleichen; 4) dieſem gegenüber, an der nach der Severi-Kirche führenden Thür, eine Gruppe aus Holz nicht übel gearbeiteter Figuren, die Grablegung Chriſti vorſtellend, und 5) ein Kunſtwerk aus neuerer Zeit, nämlich ein von dem Erfurter Bürger und Buchbinder Schropp aus Holz und Pappe angefertigter, aus 139 einzelnen Theilen beſtehender, im Jahr 1828 der Domkirche geſchenkter Kronleuchter. — Der Fußboden iſt mit vielen ſteinernen und metallenen Grabmalen bedeckt. An der nördlichen Mauer im Chore befindet ſich ein ſchön gearbeiteter Denkſtein, den der Mainziſche Vicedom Johann von Allenblumen wahrſcheinlich zur Erfüllung irgend eines Gelübdes machen ließ. — Die ehemaligen, prächtig gemalten Glasfenſter, ſind durch Unglücksfälle größtentheils verſchwunden, und zwar vor ohngefähr funfzehn Jahren bei einer innern Reſtauration zum Theil wieder ergänzt worden, erreichen jedoch nach ſachverſtändigen Urtheilen, in keiner Beziehung den Werth der früheren.

2) Die Severi-Kirche, dem Dom gegenüber auf demſelben Berge, von Bonifacius gleichzeitig mit der Marien-Kirche begründet, war gleich dem Dom manchen Veränderungen und rauhen Schickſalen unterworfen. Sie hat in ihrer Bauart manche, das Auge verletzende Mängel, wovon wir nur ihr unförmlich hohes, geſchmackloſes Dach erwähnen. Im Innern befinden ſich verſchiedene, nicht zu verachtende Gemälde; der im 15. Jahrhundert gearbeitete Taufſtein aber, iſt ein bewundernswürdiges Kunſtwerk.

3) Die heilige Brunnenkirche am Fiſcherſande, zu deren Begründung als Veranlaſſung erzählt wird, daß ein Räuber, welcher in einer Kirche die heiligen Gefäße geſtohlen, und die noch darin befindlichen geweiheten Hoſtien in einen damals offenen Brunnen geworfen, lange nachher dieſen Raub bekannte, worauf (1249) die Hoſtien durch den Erzbiſchof noch unverſehrt aus dem Brunnen herausgefiſcht wurden. Zum Andenken wurde der Brunnen eingefaßt und noch in demſelben Jahre die Kirche darüber erbauet, welche jedoch jetzt nur als eine Kapelle betrachtet wird.

4) Das nicht mehr vorhandene Peter-Kloſter und ſeine Kirche auf dem davon benannten Petersberge, ſoll der Fränkiſche König Dagobert im Jahr 706 geſtiftet haben, was jedoch nicht ganz glaub-

würdig erſcheint. Es wurde zu Anfange des eilften Jahrhunderts von Canonicis bewohnt, welche jedoch durch Erzbiſchof Siegfried I. entfernt wurden, worauf 1059 ein Benedictiner-Kloſter mit anſehnlichen Privilegien und Beſitzungen entſtand; — am 23. März 1803 wurde dies Kloſter aufgehoben, und nachdem es im Innern und Aeußern durch Jahrhunderte Erfurt zur Zierde gedient hatte, verſchwand es mit ſeinen beiden hohen, ſchlanken Thürmen bei dem Brand am 6. November 1813. Die Mauern der Kirche ſind zu einem Fortifications-Gebäude benutzt worden.

5) Das Schotten-Kloſter zu St. Jakob, Benedictiner-Ordens, 1306 durch Walter von Gleißberg geſtiftet, der auch in der Kirche deſſelben begraben liegt, wurde ſpäter von dem Schottenkloſter in Regensburg abhängig kam aber auf längere Zeit in Verfall bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an die Conventualen deſſelben, Mitglieder der philoſophiſchen Facultät waren, und ſich zum Theil als gute Mathematiker und Phyſiker verdient machten. Im Jahr 1820 wurde es aufgehoben und zu andern Zwecken benutzt.

6) Das Kloſter der regulirten Chorherren, Auguſtiner-Ordens, oder Regler-Kloſter, vom Erzbiſchof Adalbert I. (1117, oder auch 1135) geſtiftet, wurde von den meiſten ſeiner Conventualen verlaſſen, und vom Rath eingezogen. Die Kirche dient jetzt mit zur Garniſon-Kirche, gehört aber auch zu einer beſondern ſtädtiſchen Gemeinde.

7) Das ehemalige Dominicaner- oder Prediger-Kloſter, wurde durch Graf Ilger von Hohenſtein, der 1228 mit zwei Ordensbrüdern nach Erfurt kam begründet. Bei der Reformation, da die meiſten Mönche das Kloſter verließen, wurde die Kirche zu einer evangeliſchen Pfarrkirche in Beſitz genommen, und erhielt unter den evangeliſchen Pfarrkirchen in Erfurt den erſten Rang, welchen ſie auch in Bezug auf ihre Schönheit behauptet, da ſie ſelbſt von dem Dom nur an Größe und erhabener Pracht übertroffen wird, ihn aber an einfacher Planmäßigkeit und harmoniſch-kunſtvollem Zuſammenſtimmen aller Theile, den Vorzug ſtreitig macht. Die Kloſtergebäude an der ſüdlichen Seite der Kirche ſind bis auf ein Nebengebäude; in welchem ſich eine Schule befindet, verſchwunden. — Im Innern der Kirche befinden ſich viele Grabſteine, beſonders von Mitgliedern alter Erfurtiſchen Patrizier-Familien. Das ſchätzbarſte Denkmal wegen ſeines Alters und ſeiner Schönheit iſt das eines Ritters Theoderich von Lichtenhayn vom Jahr 1266. Nicht weit davon befindet ſich auch das Denkmal eines Grafen Günther von Schwarzburg, vom Jahre 1345 der als Mönch im hieſigen Kloſter lebte.

8) Das ehemalige Franziskaner- oder Barfüßer-Kloſter wurde 1232 gegründet. — Auch die Kirche dieſes Kloſters wurde

bald nach der Reformation, als die Mönche größtentheils das Kloſter verlaſſen hatten, als evangeliſche Pfarrkirche in Beſitz genommen. Sie iſt im Bau der Prediger-Kirche ähnlich, bei weitem aber nicht ſo ſchön. — Am 8. Januar 1838 ſtürzte der mittlere Theil der Kirche zuſammen, welcher Schaden jedoch nun wieder hergeſtellt iſt.

9) Das Auguſtiner-Eremiten-Kloſter trat zu zwei verſchiedenen Zeiten in Erfurt auf. Zuerſt 1277 wo ſich die Mönche einen in der damaligen Gotthards-Pfarre erkauften Hof einrichteten, und ihnen die, angeblich ſchon 1131 gegründete Kapelle Philippi und Jacobi zur Kloſter-Kirche übergeben ward, die ſie nachher ganz neu und größer erbaueten. Martin Luther und Johann Lange (der erſte Reformator Erfurts) gingen aus dieſem Kloſter hervor, in welchem überhaupt die Reformation frühzeitig vielen Eingang fand; auch wurde bald nach derſelben die Kirche zur evangeliſchen Pfarrkirche erwählt. Nach völligem Abgang der Mönche, wurden in den Kloſtergebäuden 1561 das evangeliſche Gymnaſium und 1669 das evangeliſche Waiſenhaus angelegt, auch erhielt das evangeliſche Miniſterium ſeinen Geſchäftsraum daſelbſt. Der Theil, welchen das Gymnaſium einnahm, wurde 1821 dem Martinsſtifte und der ſtädtiſchen Frei- und Erwerbſchule eingeräumt. Die Kirche iſt groß, aber von keiner ausgezeichneten Bauart. An ihrer nördlichen Seite erhebt ſich der kleine, erſt 1432 erbauete Thurm, und unter demſelben an der Kirchmauer, ſieht man die Ruinen einer alten Kanzel, von welcher ehedem dem Volke Reliquien gezeigt wurden. In dem Theile des Gebäudes welchen das Waiſenhaus einnimmt, befindet ſich noch die Zelle welche Luther als Mönch bewohnte.

10) Im Jahr 1629 entſtand ein neues Auguſtiner-Kloſter an der Wigberti-Kirche. — Zu Anfange des Jahres 1814 mußten die Mönche ihr Kloſter verlaſſen, weil es zum Lazareth gebraucht wurde, und 1822 wurde es ganz aufgehoben und zu militäriſchen Zwecken vorbehalten. Die Kirche beſteht noch als katholiſche Pfarrkirche. Das Innere derſelben iſt freundlich, nur etwas mit Verzierungen überladen.

11) Das Karthäuſer-Kloſter wurde 1372 von Johann Orthonis, Probſt zu Dorla, auf einem damals außerhalb der Stadt gelegenen, die Wolfsweide genannten Platz gegründet. Merkwürdig war die Einrichtung der Wohnungen der Karthäuſer, denn ihre Zellen bildeten nicht, wie in andern Klöſtern, eine zuſammenhängende Reihe von Zimmern, ſondern einzelne, abgeſonderte, kleine Häuſerchen, die an den Kreuzgang angebaut, nur durch dieſen miteinander verbunden, und von außen mit einer hohen Mauer umgeben waren. Nur der Prior hatte in dem größeren Kloſtergebäude eine freie Wohnung. Obgleich von mancherlei Stürmen, beſonders im 30jährigen Kriege erſchüttert, erhielt ſich doch das Karthäuſer-Kloſter bis es 1803 aufgehoben, und ſpäter zur einer Fabrik eingerichtet wurde.

12) Das Kloſter der regulirten Chorfrauen, Auguſtiner-Ordens, wurde 1194 von der Auguſtgaſſe an den Eingang des Hirſchbrühls verlegt, wo es eine eigene Kirche erhielt, die nachher auch zur Pfarrkirche wurde. Durch einen großen Brand (1239) zerſtört, erhielt es nach ſeiner Wiederherſtellung den Namen des neuen Werkes. Die jetzt noch vorhandene Kirche nebſt dem Kloſter wurde 1730 zu bauen angefangen und 1735 eingeweiht. Im Jahr 1820 wurde das Kloſter aufgehoben. Die Kirche beſteht noch als katholiſche Pfarrkirche. Das Kloſtergebäude wird jetzt größtentheils für das königliche Schullehrer-Seminar und die mit demſelben verbundenen Anſtalten benutzt.

13) Das Ciſtercienſer-Nonnenkloſter ſtand anfangs in der Krämpfer-Vorſtadt, wo es wahrſcheinlich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbauet wurde, ward jedoch ſchon 1303 in's Brühl an die Martins-Kirche verlegt. 1730 wurde es ganz neu erbaut, nach ſeiner Aufhebung 1820 aber in eine Kaſerne umgeſchaffen. Die Kirche beſteht noch als katholiſche Pfarrkirche.

14) Das Magdalenen- oder Weißfrauen-Kloſter erhielt ſchon 1258 vom Papſt Alexander IV. einen Beſtätigungs und Schutzbrief. Nach der Reformation ging es beinahe ganz ein. Kurfürſt Johann Philipp wieß den letzten wenigen Schweſtern deſſelben einen gewiſſen Unterhalt an, und übergab es 1667 dem Urſuliner-Orden. Da ſich dieſer Orden durch die Erziehung junger Frauenzimmer beſonders verdient macht, ſo iſt dies Kloſter allein dem allgemeinen Schickſal der Aufhebung entgangen und erhält ſich noch durch die von Zeit zu Zeit erfolgende Aufnahme neuer Ordensſchweſtern.

15) Das große Hospital in der Krämpfer Vorſtadt, findet ſich 1388 ſchon völlig eingerichtet, und hatte eine Kapelle St. Spiritus, aus welcher vermuthlich die jetzige evangeliſche Hospitalkirche entſtanden iſt. Das kleine Hospital, nicht weit von dem vorigen in der Hospitalgaſſe, wurde 1400 von einem gewiſſen Conrad von Duderſtadt geſtiftet. Es hatte ebenfalls eine Kapelle St. Mariä. —

16) Der Kaufmannkirche gebührt unter den übrigen, mit keinen ſonſtigen Stiftungen verbundenen Kirchen, der erſte Rang. Sie war ſchon im eilften Jahrhundert vorhanden, iſt aber in ihrer jetzigen Geſtalt wahrſcheinlich erſt in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbauet worden. In der Reformationszeit war ſie eine der erſten Kirchen, in welcher die evangeliſche Lehre verkündigt wurde. —

17) Die Allerheiligen-Kirche wurde 1125 gegründet, und iſt bis jetzt beſtändig eine katholiſche Pfarrkirche geblieben.

18) Die Lorenz-Kirche ward 1140 durch den Vicedom von Erfurt Giſelbert aus ſeinem Vermögen geſtiftet und 1664 den Jeſuiten zum Gebrauch angewieſen, wobei ſie fortwährend katholiſche Pfarrkirche blieb.

19) Die Michaels-Kirche, um das Jahr 1193 von einem Erfurtiſchen Bürger Namens Walther, aus ſeinem Vermögen gegründet, kam nachher beſonders mit der Univerſität, deren Hauptgebäude in ihrer Parochie lagen, in Verbindung.

20) Die Andreas-Kirche, im Jahr 1203 gegründet und 1399 dem Cyriaks-Kloſter incorporirt. Bald nach dem Anfange der Reformation in eine evangeliſche Pfarrkirche umgewandelt.

21) Die Thomas-Kirche kommt ſchon 1372 als Pfarrkirche vor; ſie iſt unter den evangeliſchen Kirchen die kleinſte.

Außer dieſen Kirchen gab es auch noch mehrere Kapellen, welche jedoch theils eingegangen ſind, theils zu andern Zwecken eingerichtet wurden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden ſind folgende vorzüglich zu bemerken:

1) Das Rathhaus, aus zwei Hauptttheilen beſtehend. Der nach der Marktſtraße zu liegende Theil iſt ein ſehr altes, nach und nach ausgebautes, daher auch ſehr unregelmäßiges und in vieler Hinſicht unbequemes Gebäude, welches wegen Baufälligkeit vor mehreren Jahren zum Theil niedergeriſſen und im Wiederaufbau begriffen iſt. — Der neuere Theil nach der Rathhausgaſſe zu, iſt von dem Statthalter von Boyneburg erbauet, und dient den meiſten königl. Gerichtsbehörden zum Geſchäftsraum.

2) Das Regierungsgebäude, ehemals die Stadthalterei genannt, beſtehet, von außen angeſehen, aus zwei verſchiedenen Theilen. Der ältere, linke Flügel (ehemals ein großes Bürgerhaus) wurde 1698 zur Wohnung des Stadthalters eingerichtet. Boyneburg kaufte einige anſtoßende Häuſer dazu, und bauete 1715 den neuen Theil dieſes großen Gebäudes, während der andere ſeine vorige Geſtalt behielt, indem der Erbauer ſtarb. Seit 1816 iſt es der Sitz der damals errichteten königlichen Regierung, und zugleich die Wohnung des jedesmaligen Präſidenten.

3) Der Packhof am Anger, wurde ſchon 1705 zu bauen angefangen, und zu einem Kaufhauſe beſtimmt. Ob dies Gebäude gleich, von Seiten des guten Geſchmacks, nicht über allem Tadel erhaben iſt, gereicht es doch, ſchon durch ſeine anſehnliche Größe, dem Anger zur Zierde. Es beſteht aus drei Etagen, von welchen die untere zum Packhofe und Geſchäftslocal des Haupt-Steueramtes,

die mittlere zum Landwehr-Zeughaus, und die oberſte zu Verwahrung der königlichen Bibliothek beſtimmt iſt, zu welcher Boyneburg ebenfalls den Grund legte.

4) Das vereinigte königliche Gymnaſium macht einen Theil des ehemaligen Stotternheimſchen Gebäudes aus, welcher 1664 den Jeſuiten zur Reſidenz übergeben wurde, wozu ſie ihn anfangs nur nothdürftig einrichteten, 1737 aber das jetzige große und ſchöne Gebäude aufführten. Seit 1822 hat das vereinigte Gymnaſium in demſelben das zweckmäßigſte und erwünſchteſte Local gefunden.

5) Von den ehemaligen Univerſitätsgebäuden iſt das eigentliche Univerſitäts-Local bei der Michaels-Kirche nach mehrmaligen Veränderungen und nöthig gewordenen Reſtaurationen, nachdem es ſchon ſeit 1805 der Univerſität entzogen war, nach Aufhebung derſelben, zu einem ſtädtiſchen Arbeitshauſe benutzt worden. — Das ſeit 1448 beſtandene Juriſten-Collegium oder Juriſten-Schule, iſt dermalen zu einem ſtädtiſchen Leihhauſe beſtimmt.

Ueber die größeren Arme der Gera zählt man 17 ſteinerne Brücken und 15 hölzerne Stege, ohne die vielen kleinen Brücken über die Hirſchlache und die Straßencanäle. Von den öffentlichen Brunnen der Stadt, iſt keiner beſonders ausgezeichnet. Erfurt hat 22 Waſſermühlen mit 82 Gängen, 10 Oelmühlen, 1 Walkmühle, 1 Lohmühle und 2 deutſche Sägemühlen.

Auch unter den Privathäuſern ſind in geſchichtlicher Beziehung manche bemerkenswerth, als z. B.:

Das Turnier, in der davon benannten Straße, ſchon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts berühmt als Wohnung des Landgrafen Albert von Thüringen, und ſpäter als öftere Herberge fürſtlicher und anderer vornehmer Perſonen; jetzt befindet ſich in demſelben die Freimaurer-Loge.

Die hohe Lilie, am Friedrich-Wilhelm-Platze ſchon 1472 bekannt, als eins der vornehmſten Gaſthäuſer, diente vielen durch Rang und Verdienſte ausgezeichneten Perſonen zur Herberge, als z. B. Dr. Luther, Landgraf Philipp von Heſſen, Kurfürſt Moritz v. Sachſen, König Guſtav Adolf von Schweden und ſeiner Gemahlin u. ſ. w. In neueſter Zeit war es mehrere Jahre Commandanten-Wohnung, und auch König Friedrich Wilhelm III. nahm mehrere Male darin ſein Quartier.

Der große Chriſtoph in alten Nachrichten ebenfalls als Wohnung bedeutender Perſonen erwähnt.

Der Rebſtock in der Futterſtraße, das Stammhaus der alten, um Erfurt ſo hoch verdienten Ziegler'ſchen Familie.

Unter den Gebäuden aus neuerer Zeit erwähnen wir nur das Bernhardiſche Fabrikgebäude am Moritzthore. Die beiden Commandanten-Wohnungen, mehrere der Naumann'ſchen Häuſer im Neuwerk und auf dem Anger, und beſonders das geräumige, mehrere Locale für geſchloſſene Geſellſchaften enthaltende Schauſpielhaus.

An öffentlichen Denkmalen beſitzt Erfurt: Die ſteinerne Rolands-Säule von ſehr hohem Alter auf dem Fiſchmarkte, an welcher vor Alters die öffentlichen Gerichte gehalten wurden, und die herum ſtehenden ſteinernen Bänke dienten den Gerichtsſchöppen zu Sitzen. — Das dem Kurfürſten Friedrich Carl Joſeph 1777 errichtete Denkmal auf dem Graben, und endlich das vor dem Brühler-Thore am Fuße der Cyriaksburg gelegene Sibillenthürmchen, eine alte Wallfahrts-Kapelle von unbekanntem Urſprunge, die Kurfürſt Lotharius Franz vom Untergange rettete und mit einer Inſchrift verſehen ließ; in neueſter Zeit reſtaurirt.

Folgende Behörden haben dermalen ihren Sitz in Erfurt:

a) Militair-Behörden.

1) Das Königl. Commando der 8. Diviſion. — 2) Das Commando der 8. Infanterie-Brigade; — 3) das der 8. Cavallerie-Brigade und 4) das der 8. Landwehr-Brigade. — 5) Die Königliche Commandantur mit Garniſon-Verwaltung, Lazareth-Commiſſion und Garniſon-Schule. — 6) Der Stab des 31. und 32. Infanterie-Regiments; — 7) Der Stab des 31. und 32. Landwehr-Regiments; — 8) Der Stab der 4. Artillerie-Brigade; — 9) Die 4. Pionir-Abtheilung und 10) eine Gensd'armerie-Abtheilung.

b) Civil-Behörden.

1) Die Königliche Regierung. — 2) Die General-Inſpection des Thüringiſchen Zoll- und Handel-Vereins mit dem Hauptſteueramte. — 3) Das Königl. Landrathsamt. — 4) Die Königl. Kreis-Juſtiz-Commiſſion. — 5) Das Land- und Stadtgericht. — 6) Die Schiedsmänner. — 7) Das Königl. Inquiſitoriat. — 8) Das Königl. Grenz-Poſtamt. — 9) Das Königl. Domainenamt. — 10) Das Rentamt des geiſtlichen und Schulfonds. — 11) Die Eichungscommiſſion. — 12) Das biſchöflich geiſtliche Gericht. — 13) Das Mediat-Conſiſtorium für den preußiſch gebliebenen Theil des Fürſtenthums Erfurt. — 14) Die Superintendentur und Ephorie. — 15) Der Magiſtrat. — 16) Die Stadtverordneten-Verſammlung und 17) das Eichungsamt.

Von dem Kirchen= und Schulweſen iſt zu bemerken: 9 evangeliſche Pfarrkirchen mit 17 ordinirten Predigern, worunter die beiden Diviſionsprediger der Garniſon. — 8 katholiſche Parochialkirchen mit 8 Pfarrern und 2 Capellänen.

An Schulanſtalten ſind vorhanden:

1) Das Königl. gemeinſchaftliche Gymnaſium mit 1 Director und 12 Lehrern. — 2) Die ſtädtiſche Knabenoberſchule mit 5 Claſſen. — 3) Die ſtädtiſche Mädchenoberſchule mit 8 Claſſen. — 4) vier vereinigte evangeliſche Parochialſchulen, mit zuſammen 28 Claſſen. — 5) ſieben katholiſche Parochialſchulen mit 20 Claſſen. — 6) Die Frei= und Erwerbſchule mit 5 Claſſen. — 7) Die Waiſenhausſchule mit einer Claſſe. — 8) Die Sonntagsſchule für Handwerker. — 9) Die Kleinkinderſchule. — 10) Die Königl. Garniſonſchule, welche von etwa 200 Kindern beſucht wird.

Die ſtätiſche Erziehungsanſtalt zur Beſſerung ſittlich verwahrloſter Knaben und Mädchen, ſo wie die Privatanſtalt des Herrn Reinthaler, welche unter dem Namen des Martin=Stiftes denſelben Zweck verfolgt, haben keine beſondern Schulen, ſondern benutzen die Parochialſchulen und die Erwerbſchule.

An Special= und Privat=Lehranſtalten ſind noch vorhanden:

1) Das Königl. Schullehrer=Seminar mit einem Director und neun Lehrern. — 2) Eine Muſterſchule. — 3) Ein Taubſtummeninſtitut für den ganzen Regierungsbezirk. — 4) Die Königl. Diviſions=Schule. — 5) Die Königl. Kunſtſchule. — 6) Die Königl. Gewerbſchule. — 7) Die Realſchule des Dr. Unger. — 8) Die Handelslehranſtalt von Chr. Noback.

Es befinden ſich in Erfurt 16 Civilärzte, 5 zur Civilpraxis berechtigte Militairärzte, 6 Civilwundärzte zweiter Claſſe, — 27 geprüfte Hebammen, 1 Thierarzt, 6 Apotheken und mehrere Krankenanſtalten.

Zu milden und gemeinnützigen Zwecken für Wiſſenſchaft, Gewerbe, Kunſt, Geſelligkeit, Menſchenwohl u. ſ. w. hat Erfurt folgende bedeutende Anſtalten, Stiftungen und Vereine aufzuweiſen:

1) Eine Erziehungsanſtalt für verwahrloſte Kinder. — 2) Das evangeliſche Waiſenhaus (mit etwa 50 Kindern). — 3) Das katholiſche Waiſenhaus (mit etwa 50 Kindern). — 4) Das evangeliſche Krankenhaus, worin jährlich im Durchſchnitt 1000 Kranke verpflegt werden. — 6) Die kliniſche Anſtalt. — 7) Zwei evangeliſche Hospitäler und ein Lazareth. — 8) Der Frauen=Verein zu Unterſtützung

armer Perſonen. — 9) Der Militair=Armen=Unterſtützungs=Verein der Garniſon Erfurt. — 10) Die Frei= und Erwerbſchule, worin über 400 Kinder koſtenfreien Unterricht erhalten. — 11) Die Geſellſchaft der Freunde in der Noth-(Martinsſtift). — 12) Das Arbeitshaus mit einer Fabrikanſtalt. — 13) Die Wartſchule für kleine Kinder. — Außerdem noch mehrere Kirchen=, Familien= und Privat=Legate. —

Sonſt ſind noch hierher zu rechnen: 1) Das im Jahr 1822 gegründete ſtädtiſche Leihhaus. — 2) Die Sparcaſſe. — 3) Die im Jahr 1754 von dem Kurfürſten Johann Friedrich Carl begründete, Königliche Akademie gemeinnütziger Wiſſenſchaften. — 4) Der 1828 errichtete Gewerbeverein. — 5) Der 1838 geſtiftete Gartenbau=Verein. — 6) Der Sollerſche und der Erfurter Muſik=Verein. — 7) Die Freimaurerloge. — 8) Der Miſſions=Hülfs=Verein. — 9) Der Bürger=Hülfs=Verein und 10) der Enthaltſamkeits=Verein.

Die größten geſelligen Vereine ſind: Das Caſino und die Reſſourçe.

An Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt bemerken wir nur: 1) Die etwa an 40,000 Bände enthaltende Königl. Bibliothek, im 15. Jahrhundert begründet. — 2) Die Bibliothek des evangeliſchen Miniſteriums, zwiſchen 2 und 3000 Bände enthaltend. — 3) Die Magiſtrats=Bibliothek, welche ſich vornehmlich auf Gegenſtände der Geſchichte und Verfaſſung Erfurts erſtreckt. — 4) Die Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften, enthält aus der neueren Literatur viel Schätzbares. — 5) Die Naturalien= und Kunſtſammlung des evangeliſchen Waiſenhauſes, enthält manches Werthvolle und Sehenswerthe, obgleich ſie nicht regelmäßig vermehrt wird. Beſonders intereſſant iſt der meiſtens aus Bildern des Erfurter Malers Beck beſtehende Todtentanz. — 6) Die Kupferſtich=Sammlung der Kunſtſchule, von Dalberg begründet, enthält viel ſchätzbare Gegenſtände. — Außerdem treffen wir noch manche, ſehr reichhaltige und werthvolle Privat=Sammlungen an.

Erfurt hat aus älterer, neuerer und neueſter Zeit manche fruchtbare Literaten aufzuweiſen.

Noch gedenken wir des von den Univerſitätszeiten her beſtehenden überaus reichhaltigen botaniſchen Gartens, um welchen ſich Herr Profeſſor Bernhardi ein unvergeßliches Verdienſt erworben. —

Obgleich Erfurt von jeher eine gewerbfleißige Bevölkerung und viele Handwerker aller Art, wie auch manche anſehnliche Fabriken

aufzuweiſen gehabt hat, ſo iſt die Stadt doch wegen ihrer Lage und übrigen örtlichen Verhältniſſe, (vielleicht auch ſchon als Feſtung) nicht zu einer Fabrik- und Handelsſtadt erſten Ranges gediehen. — Die ſie umgebende, äußerſt fruchtbare Gegend, und in dieſer vorzugsweiſe die durch ihre Gemüſe-Production berühmten Dreienbrunnen-Gärten, hat einen großen Theil der Bevölkerung auf Gemüſe-, Garten- und Landbau angewieſen, dem ſich noch die Kunſtgärtnerei beigeſellt hat, welche in bedeutendem Umfang getrieben wird, und wovon die jährlich ſtattfindenden Gewächs- und Blumen-Ausſtellungen, die ausgezeichnetſten Beweiſe liefern. — Ein hierher gehörender eigenthümlicher Erwerbszweig iſt der weite Vertrieb, der mit viel Betriebſamkeit in den Gräben (Klingen) der Dreienbrunnengärten erzeugten Brunnenkreſſe.

Von den Gewerben und Fabriken der Stadt ſind am wichtigſten die Brauerei, Branntweinbrennerei und Eſſigfabrication, die Gerberei und die Schuh-Fabrication, die Tuch-, Band-, Strumpfwaaren-, Wollengarn-, Leinen- und Baumwollenzeug-Fabrication; in nicht minder bedeutendem Umfange wird die Bereitung von Gries und Graupen, Taback, Cichorien, Schuhwichſe, Senf, Nudeln ꝛc. betrieben. Auch die Oelraffinerien ſind als wichtig zu nennen.

Erfurts Handel war zu den Zeiten des Hanſa-Bundes weit anſehnlicher und umfangreicher als jetzt. Der Handel mit Material- und Colonial-Waaren iſt faſt nur auf das Bedürfniß der Stadt und Umgegend beſchränkt. — Ausgedehnter dagegen iſt der Verkehr mit Landesproducten (Waid, Mohn, Senf- und Rübſaamen, Annis, Kümmel, Fenchel, Coriander, Schwarzkümmel, Siebenzeiten, Canarienſamen, Bohnen, dürren Erbſen, Pflaumen ꝛc.) ferner Graupen, Gries, Grütze, Nudeln ꝛc. Auch der Verkehr mit Brenn- und Bauholz (beſonders vom Thüringerwalde) und mit Getreide, iſt ſehr lebhaft.

An Gaſthöfen (zum Theil rechten guten) wird Erfurt wohl an zwanzig zählen, und eben ſo fehlt es nicht an Wein- und Kaffeehäuſern, neuerlich beſonders an Bierſchenkhäuſern, da jetzt das Biertrinken an die Stelle des ſonſt beträchtlichen Weintrinkens getreten iſt. —

Nicht allein der bedeutende Zuſammenfluß der vielen angeſtellten Civilbeamten und des Militärs, ſondern auch der Hang der eingeborenen Erfurter zum Spazierengehen, ſowohl in die freie Natur, als an öffentliche Vergnügungsorte, hat ſowohl innerhalb der Stadt, als in ihrer Umgebung eine bedeutende Anzahl ſolcher Gelegenheiten hervorgerufen, wovon wir innerhalb der Stadt nur die Vogelſchen, Sommerſchen, Sticksſchen, Salomonſchen und Höferſchen Gärten nennen wollen, während außerhalb die Milch-Inſel in den Dreien-

brunnen, die vorſpringende Anhöhe des Steigers mit ihrem Gaſthaus, Luſthäuschen, Pavillons, Lauben, Promenaden und ſonſtigen Anlagen, und das am Fuße des alten Steigers ohnlängſt geſchmackvoll neu erbauete ſtädtiſche Schießhaus, ſowohl an Sonn- als Wochentagen mannichfaltige Gelegenheit bieten, ſich an Muſik, Tanz und manchem andern Genuß zu ergötzen. — Zu weiteren Spaziergängen und Landpartḧien laden die im Umkreiſe von 1 — 2 Stunden liegenden Dörfer Marbach, Gispersleben, Kühnhauſen, Ilfersgehofen, Neuſchmidtſtädt, Dittelſtädt, Melchendorf, Roda und Hochheim ꝛc. mit ihren wohleingerichteten Schenkwirthſchaften ein. — An alle dieſe Orte wallfahrtet das Erfurter Publikum von allen Ständen, beſonders an Sonn- und Feſttagen, wenn es die Witterung nur irgend geſtattet, in Schaaren, und es iſt höchſt intereſſant, aus der bunten Menge die an mancher Eigenthümlichkeit ſich noch immer auszeichnenden Familien-Gruppen der eingeborenen Erfurter herauszufinden, unter welchen freilich nun der aus früherer Zeit übrig gebliebenen Originale immer weniger werden.

Mehrere der vordem üblich geweſenen Volksfeſte, liegen allerdings nicht mehr im Character der Zeit, als z. B. das älteſte und größte Volksfeſt der Erfurter, der Walpurgis-Zug, welcher zum Andenken des großen Sieges der Erfurter über die Burggrafen von Kirchberg, jährlich am 1. Mai durch einen allgemeinen Auszug von Jung und Alt in dem Steiger unter beſondern Feierlichkeiten, und nachher durch Beluſtigungen aller Art gefeiert wurde, aber ſchon ſeit der Reduction außer Brauch gekommen, und jetzt faſt ganz vergeſſen iſt. Ein ähnliches, nur noch in der Geſchichte erhaltenes Feſt, war der Tag des jährlichen Stadtrathswechſels. — Jetzt kann man, wenn auch nicht als Volksfeſte, doch als allgemeine Luſtbarkeiten noch nennen:

1) Die Spittelkirmſe (den Sonntag Judica). 2) Die Petrikirmſe (den 1. Sonntag nach Oſtern), welche beide beſonders den Kindern und den zahlreich herbeikommenden Landleuten manchen frohen Genuß bieten. 3) Der grüne Montag (Montag nach Jacobi), urſprünglich ein Feſt für die Handwerker, welche namentlich mit dem Hammer arbeiten, von welchen beſonders die zahlreichen Schuhmacher ihre Werkſtätten mit grünen Büſchen verzieren. Nachmittags iſt der Steiger ein großer Schauplatz des Feſtes und der mannigfaltigſten Gruppen und Scenen, keineswegs unintereſſant für den aufmerkſamen Beobachter volksthümlicher Sitten und Gebräuche. 4) Das große Vogelſchießen, mit mancherlei wohl nach dem Zeitgeſchmack umgeſtalteten Beluſtigungen verbunden, und 5) die Jagd, ein Ueberreſt der alten ſtädtiſchen Freiheiten, welche der Bürgerſchaft in dem Stadt-Weichbilde zuſteht. Die Eröffnung dieſer Jagd iſt ein Feſttag, welcher die Bürger in großer Zahl hinauslockt, und wobei es, da es manchen des Waidwerks ungewohnten Theilnehmer dabei giebt, an ſcherzhaften und beluſtigenden Scenen nicht fehlt, auch wohl Frauen und Kinder ſich in bunten Gruppen den Schützen anſchließen. —

Noch Manches aus Erfurts Vorzeit und von ſeiner jetzigen Beſchaffenheit möchte es wohl geben, was der Aufnahme in dieſe Schilderung werth geweſen wäre; allein der Raum geſtattet keine weitere Ausdehnung. Außerdem iſt unſer Erfurt ja von älterer und neuerer Zeit her, ein ſo allgemein bekannter Punkt, daß vielen unſerer Leſer gewiß nicht allein das hier berührte keineswegs fremd iſt, ſondern daß ſie wohl auch von Manchem unterrichtet ſein mögen, worüber ſich hier nicht mehr verbreitet werden durfte; und ſchon, was hier berührt werden konnte, dürfte hinreichen, den wichtigen Standpunkt zu erkennen, auf welchem Erfurt an und für ſich, aber auch in der Geſchichte Thüringens ſeit grauer Vorzeit geſtanden hat. — Mögen über dem altehrwürdigen Denkmal unvergeßlicher Vergangenheit ſich nie wieder ähnliche Wetter zuſammenziehen, wie ſie es früher bis in ſeine Grundpfeiler erſchütterten; und mag es kräftig, ſtark und rühmlich, wie es aus oft unüberſehbaren Drangſalen hervorgegangen zu ſeiner jetzigen, von heiterer Friedensſonne beleuchteten Geſtalt, in zeitgemäßer Steigerung ſeines Wohlſtandes fortbeſtehen, und ſeine merkwürdige Geſchichte in der freundlichſten Zukunft in jeder Beziehung mit den werthvollſten Beiträgen bereichern.

Friedrich von Sydow.

Ilmenau und Elgersburg.

Ilm.

Meine Ufer ſind arm; doch höret die leiſere Welle,
Führet der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

Schiller.

Der Hauch der Poeſie verklärt die gemeine Wirklichkeit der Dinge, das Wort des Dichters wird zur Strahlenglorie nicht nur um das Haupt des Menſchen, auch Berg und Thal, Strom und Fels tragen dieſen unvergänglichen Schmuck. Das iſt eben der glänzende Segen der Volksſage — denn das Volk iſt Dichter, die Sage ſein Gedicht —, daß ſie die todte Natur wunderbar belebt. Das Thal der Ilm, dieſes kleinen, aus unſern thüringiſchen Bergen herabrinnenden Fluſſes, iſt nicht nur durch die Sage verſchönt, es iſt gleichſam durch den Geiſt der Poeſie verherrlicht, der ihm ſeine ewigen Spuren aufgedrückt. Manches unſterbliche Lied, das „die leiſere Welle, die der Strom an ſeinen armen Ufern vorbeiführte, gehört," hat an ihnen den reichſten Schmuck für alle Zeiten zurückgelaſſen. Ja Deutſchlands größte Dichtergenien haben in dieſem idylliſchen Thale gewandelt, und aus ihren befruchtenden Fußtapfen ſind die unverwelklichen Blumen emporgeſproßt, die die Räume mit dem Dufte großer und ſchöner Erinnerungen füllen. Hier grünt noch immer und wird in alle Zukunft der brennende Buſch der Poeſie grünen, aus welchem dem profanen Wandrer die Worte des Herrn entgegen tönen: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du aufſteheſt, iſt ein heiliges Land."

Die Quellen der Ilm.

Südöſtlich vom Schneekopf dicht unter einem bloßen mit Wieſengrün gezierten Bergſattel, das Mordfleck genannt, an welches ſich eine unbeſtimmte Sage von einer ungeheuern mörderiſchen Schlacht heftet, liegt eine reine, ſchöne Quelle, die im poetiſchen Waldesdunkel ein friſches Bächlein gebiert. Es iſt der Ilmbrunnen, die Quelle der Ilm. Mehrere nahe Quellen gießen ihre Kelche in das ſchnelle Bachgerinne, aber dieſes heißt ſeltſamer Weiſe nicht Ilm oder Ilmbach, ſondern der Keſſelbrunnen oder Keſſelgraben, auch der kleine Sperbersbach. Zwiſchen dem hohen Finſterberge und dem Mittelrain hüpft er in einem düſterwilden, waldigen, einſamen Grunde, der zuweilen zur Schlucht wird, thalwärts. Dieſe Gegend hat den bezeichnenden Namen „Finſtere-Grube" und bildet die Grenze des gothaiſchen und preußiſch-hennebergiſchen Gebiets. Hier liegen zwei Steinkohlenbergwerke einander gegenüber, ein älteres auf gothaiſchem, ein erſt einige Jahre altes, auf preußiſchem Boden. Bei jenem ſteht ein bewohntes Grubenhaus, gewiß das einſamſte Wohnhaus im Gebirge. Einige hundert Schritte ſüdlich davon ſteigt aus dem ſumpfigen Fuße des Finſterbergs ein majeſtätiſcher Porphyrfelſen empor, der „Blaue-Stein", von zwei Seiten in eine ſcharfe Kante zulaufend. Von der Bergſeite iſt er zu beſteigen, man blickt von ſeinem Gipfel in die Waldſchlucht und an die hangenden waldigen Bergwände, ein ſüß ſchwermüthiges Bild tiefer Waldeinſamkeit. Wahrlich an der Wiege der Ilm ſitzt die Poeſie in Waldſchatten gehüllt, das Haupt an einen Felſen gelehnt und lauſcht den Tönen des Kindes, deſſen Taufpathin ſie geworden iſt. Weiter hinab erreicht das Bächlein den Fuß eines andern Bergs, des Sachſenſteins, deſſen Gipfel mit einem prächtigen Felſengebild gekrönt iſt, und bald fällt ein von der andern Seite des Sachſenſteins herabkommender, etwas ſtärkerer Bach herein, der große Sperbersbach. Er entſpringt am ſüdlichen Abhange des Schneekopf, nicht weit von dem gaſtlichen Hauſe der Schmücke, und rinnt dicht am Sachſenſtein in einem engen, wilden Grunde hinab. Sobald die beiden Bäche ſich vereinigt haben, ändern ſie den Namen, aber noch immer nicht nehmen ſie den ihrer hochgebornen Hauptquelle an. „Die Freibäche" heißt jetzt der eine Bach, gleichſam im Majeſtätsplural von ſich ſprechend, als wollte er auf ſeine fürſtliche Würde hindeuten. Er nimmt im weitern Lauf durch einen nun ſumpfigen und zum Theil unfreundlichen Grund den Mühlbach und den Silbergraben, nördlich von der Spielmannsleite herabkommend, und den Zigeunerbrunnen auf. Der Silbergrund giebt wieder einen poetiſchen Silberblick und der Name des Bergs erinnert an muſikaliſch-poetiſches Leben. Dieſer und die andern nahen Gründe, meiſt von kleinen Waldwieſen erfüllt, haben eine ewige, ſchier ſchaurige Einſamkeit mit einander gemein; nur ſchwach betretene Fußpfade führen durch ſie, man findet nur einen Köhler oder Holzhauer. In ſo ſchwermüthig einſamen, finſtern, waldumrauſchten, un-

wegſamen Gründen entſpringt der deutſche Dichterfluß. Trägt ſeine Geburt nicht den wahren, tiefen Character deutſcher Poeſie? Auf den Bergen wird auch ſie geboren, in den Wäldern wächſt ſie auf; Baumesrauſchen und Quellengemurmel ſingen ſie ein, ihr zarter Fuß hüpft in den tiefſten, einſamen Gründen, ihr Fittig ſtreift die Felſenwände.

Im Grunde der Freibäche kommen wir an einem Teiche vorüber, der Ueberlebende dreier Schutzteiche des alten, eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Nach einer halben Stunde tritt der Bach „die Freibäche" zwiſchen dem Roſenkopf zur Rechten und dem Rödelsberg zur Linken in den Ilmgrund heraus, und nimmt die ſüdlich herabkommende Lengwitz auf. So wie die beiden Bäche ſich zum Flüßchen vereinigen, heißt dieſes die Ilm. Kaum hundert Schritte weiter thalaufwärts nimmt die Lengwitz von derſelben Seite den Thaubach, auch die kleine Ilm genannt, auf, welcher am Finſterberge entſpringt. Die Lengwitz ſelbſt entſteht aus mehreren, dicht am höchſten Gebirgsrücken quellenden Bächen, aus dem Kübersbach, Haderloch, Rothenbach, ſie kommen vom Hundskopf, Haderberg, Rothenberg. Sie geht in ihrem Grunde nach einer von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thalweitung hinab, in welchen zwei Dörfer, nur einige hundert Schritte von einander liegen. Beide heißen Stützerbach. Die Lengwitz fließt zwiſchen beiden. Das Dorf rechts vom Bach iſt weimariſch, das links preußiſch. Jedes hat ſeine beſondere Kirche. In dieſem Thale ſteigt die neue, treffliche Chauſſee von Ilmenau nach Frauenwalde.

Der Ilmgrund oder Manebacher Grund.

Der Ilmgrund bildet von Stützerbach bis Ilmenau einen zwei gute Stunden langen Halbkreis um den hohen Gickelhahn mit ſeinen verſchiedennamigen, niedern Köpfen herum. Faſt im Scheitelpunkte dieſes Halbkreiſes liegen die beiden Walddörfer Manebach und Kammerberg dicht bei einander. Jenes an der linken Thalwand iſt gothaiſch und Filial von Elgersburg, dieſes weimariſch. Von der Rechten und Linken fallen mehrere Bäche aus ſteilen Gründen in die Ilm herab. In dieſem reizenden Thalgrunde liegt eine halbe Stunde über Manebach der Manebacher Teich, der als ehemaliger Bergwerksteich die leider verwelkte Blüthe des Ilmenauer Bergbaues andeutet. Er iſt durch einen über 40 Fuß hohen, quer durch's Thal gezogenen Damm gebildet worden, wodurch ein artiger Waſſerfall entſtanden iſt. Von hier bis Manebach heißt das Thal gewöhnlich der Manebacher Grund.

Mit jedem Schritte wird es intereſſanter und des deutſchen Dichterfluſſes würdiger. Es iſt eine ſanft gewundene, lachende Wieſenau, von dem murmelnden, klaren Flüßchen durchſchlängelt, von den waldigen Füßen der ſteilen, ſchön geformten Berge zu beiden

Seiten berührt. Verſteckte Pfade laufen bald über eine Höhe, bald am Thalſaume durch den Wald, bald biegen ſie in die Wieſe aus. Die breite, herrliche Chauſſee zieht ſich ſtolz und prangend durch das Thal, wie ein Band über die Bruſt eines ſchönen Mädchens. Erſt ſchmücken ſchwärzliche Porphyrfelſen, weiter unten Granitblöcke die Thalwände. Drüber rauſcht der Bergwald, aus deſſen Düſter Felſenſtirnen hie und da hervordrohen und Waldwieſengründe lieblich hervorlauſchen. — So gelangen wir nach einer kleinen halben Stunde vom Teiche aus zu den zur Rechten dicht am Wege befindlichen Mundlöchern der Kammerberger Steinkohlenbergwerke, die ſich am Fuſſe des Pöckerskopfes, Bergvorſprungs des Gickelhahns, befinden. An der gegenüber liegenden Thalwand münden etwas höher die Manebacher Stollen. Die Gewinnung der Steinkohlen in dieſen Gruben iſt ſehr beträchtlich; es ſollen über 6000 Centner Kohlen aus ihnen gefördert werden. Die Grubenwaſſer wurden auf dem weimariſchen Steinkohlenbergwerke zeither mittels eines vom Langenbache am Fuße des Kleinen= und Großen=Dachskopfes hingeleiteten Kanals, der durch ein 40 Fuß hohes Rad ein Kunſtgezeug in Bewegung ſetzt, gewältigt: ſeit dem Herbſt 1835 wird aber vom untern Thal aus, ohnweit des Ilmenauer Felſenkellers, der Hammergrund genannt, ein 1200 Lachter langer, tiefer Stollen gebaut, welcher die Grubenwaſſer löſen wird, um alsdann die tiefer liegenden beſſern Steinkohlen gewinnen zu können. Die Oerter ſelbſt ſind ſo niedrig, daß die Bergleute, auf einer Seite liegend, mit der Spitzhacke die Kohle losbrechen, eine höchſt beſchwerliche Arbeit, „Krummhälſerarbeit" genannt. Die Kohle wird in kleinen Karren, „Hunden", die ſich die Bergleute an die Füße befeſtigen und kriechend herauszerren, ſodann in Kübeln durch die Schächte zu Tage gefördert. Durch Zerſchlagen wird ſie dann vom Kohlenſchiefer und Schwefelkies gereinigt. Die Waſſer der Manebacher Gruben werden durch einen Stollen gelöſ't, deſſen Mundloch bei dem am Ausgange des Pochwerkgrundes liegenden Hammer iſt. Die Mundlöcher der Bergwerke hinter ſich laſſend, biegt man gleich darauf um die Waldecke und ſieht die Dörfer Manebach und Kammerberg einander gegenüber an den beiden Thalwänden und zum Theil im Thale ſelbſt. Ihr Anblick iſt ſehr maleriſch, und erinnert Beſucher, die die Schweiz geſehen, lebhaft an dieſe. Ueber Manebach am Kohlberg ragt der Manebacher oder Rothe=Stein, eine herrliche Porphyrfelſenpartie mit der Ausſicht auf das Thal. Sowohl die Ilmenauer als die Elgersburger Badegäſte beſuchen dieſen Felſen, und erquicken ſich an der Ausſicht auf das Thal und dem gegenüberliegenden Gickelhahn mit dem Felskoloß des Hermannſtein an ſeiner dem Thale zugekehrten Wand. Ueber Kammerberg ſteht im Walde am letzten Abhange des Gickelhahn der Kleine=Hermannſtein.

Manebach, am Ausgange des Harzhüttengrundes, zwiſchen dem Kohlberge und dem Heidelberge, hat 70 Häuſer mit 502 Einwohnern. An den Wänden der beiden genannten Berge, den Harzhüttengrund durchſchneidend, findet man übereinander die beiden alten

Berggräben des eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Sie beginnen beim großen Teiche und laufen 1½ Stunden an den Wänden der linken Berge hin. Im obern Theil des Thales iſt ihre Spur faſt verwiſcht, je näher der Stadt zu, deſto deutlicher werden ſie, und zeigen ſich an der Sturmhaide wie tiefe Hohlwege.

Kammerberg an der ſteilen Hermannſteiner Wand mit 20 Häuſern und 112 Einwohnern, die ſich wie die Manebacher von Steinkohlenbergbau, Waldarbeit, Köhlerei und Verfertigung von Kienrußbütten, Pechfäſſern ꝛc. nähren, und Schul- und Gottesdienſt in Manebach genießen. — Immer lieblicher wird nun das Thal zwiſchen dem Spiegelskopf, Hangeberg und der Sturmhaide zur Linken, und dem Höllkopf, der Hölle und der Hohen-Schlaufe zur Rechten. Am Hangeberg ragt ein ſchön geſtalteter, das ganze Thal beherrſchender Felſen, der Schwalbenſtein. Auf ſeinem ausſichtreichen, waldumrauſchten Gipfel ſtand ſonſt ein einfaches Häuschen, in welchem Göthe in ſeinen jüngern Jahren oft tagelang zubrachte, ſich dem hohen Genuß der Gebirgsnatur und der poetiſchen Einſamkeit überlaſſend. Hier faßte und entwarf er den Plan zu ſeiner Iphigenie, und arbeitete ſie theilweiſe in ungebundener Rede aus.*) Von Manebach bis Ilmenau geht man eine Stunde. Auf der Hälfte des Wegs findet man rechts am Fuße der Hölle die Männerdouche der Ilmenauer Kaltwaſſerheilanſtalt, von der hier herabrinnenden Adolfsquelle gebildet. Von hier läuft der von Kammerberg ausgehende Promenadenweg weiter am Fuße der Hohen-Schlaufe meiſt durch den Wald, und nach einer Viertelſtunde langen wir bei dem heitern Säulendache des Wellenbades an. Hier iſt ein ſehr angenehmer Aufenthalt, an hellen Sommertagen nie leer von Badegäſten. Nicht weit davon paſſiren wir eine Brücke der Ilm, gehen an der Maſſemühle der Ilmenauer Porzellanfabrik vorüber, und betreten die neue, am Fuße der Sturmhaide thalaufwärts laufende Chauſſee. Hie und da erinnern Springbrunnen, die ein herrliches, kryſtallklares Waſſer ausſchenken, an die Kaltwaſſerheilanſtalt.

Der Felſenkeller oder der Schützenhof.

Nach wenigen Minuten betreten wir den geräumigen Platz des durch ſeine romantiſche Lage, wie durch ſeine großartigen Anlagen und trefflichen Baulichkeiten ausgezeichneten Ilmenauer Felſenkellers, und des ſchönen neuen gegenüberliegenden Schießhauſes. Dies iſt ein durch ſein treffliches Bier in Thüringen berühmter Ort. Das

*) Es iſt bekannt, daß dieſes Meiſterwerk modern-antiker Dichtung erſt in Proſa niedergeſchrieben war, und ſpäter in Verſe umgearbeitet wurde. Das Manuſcript der erſten Abfaſſung befindet ſich auf der Herzogl. Bibliothek in Gotha.

anſehnliche Hauptgebäude beſteht aus zwei Stockwerken, und iſt über 130 Fuß lang, eine Zierde der reizenden Gegend. Es iſt an den Berg angebaut, ſo daß man aus dem obern Stock, in welchem ſich der hohe, geräumige Tanzſaal befindet, ſogleich die freundlichen Berganlagen betritt. Dieſe Anlagen führen weit und hoch empor, ſchließen ſich an den reizenden Wenzelsberg an, und gewähren heitre Blicke auf Stadt und Umgegend. Der in den harten Porphyr eingetriebene Keller beſteht aus zwei parallellen, 170 Fuß langen, ſehr geräumigen Stollen, welche hinten durch einen Querſtollen mit einander verbunden ſind, von wo ein enger Schacht als Luftloch emporführt. Das eigentliche Schießhaus auf der andern Seite des freundlichen Platzes iſt durch einen geſchmackvollen Neubau bedeutend vergrößert, der Platz ſelbſt mit einem neuen Brunnen geziert, und ſo verſchönert ſich dieſe Anlage immer mehr. Reinliche Promenadenwege führen am Ufer des an der Maſſemühle aus der Ilm abgeleiteten, und das Bett derſelben faſt trocken legenden Mühlgrabens, immer am Fuße der Sturmhaide hin, deren letzte Bergſtufe der reizende Wenzelsberg iſt.

Ilmenau.

Die freundlichſte und heiterſte Bergſtadt des Thüringerwaldes, Hauptſtadt der jetzt zum Großherzogthum Weimar-Eiſenach gehörigen, hennebergiſchen Landesparzelle, am Fuße der Sturmhaide ſanft und maleriſch emporſteigend, hell und nett, wohlgebaut und angenehm wohnlich, von mannigfachen Naturreizen umſchmückt, auf zwei Seiten von Bergen umgeben, weſtlich vom majeſtätiſchen Haupte des Gickelhahn überragt, nach Südoſten in eine liebliche, wieſengrüne Thalweitung blickend, durch deren Ebene die ſaubere Kunſtſtraße läuft, an deren ſüdlichen Seite der wohlthätige Dichterfluß ſich am Berghange hinſchlängelt; von thätigen, geſelligen, gemüthlichen, heiterfreundlichen Menſchen bewohnt: ſo bietet Ilmenau nicht nur dem Auge ein gar liebliches Bild, auch Geiſt und Seele ſeiner Beſucher werden hier eine ſüße Befriedigung erhalten, deren ſanfte Eindrücke ſich nie wieder verwiſchen. Es findet in Ilmenau eine ſo glückliche Miſchung des ſtädtiſchen Comforts mit dem friſchen thüringiſchen Waldleben ſtatt, daß ſowohl der Bewohner größerer Städte als auch der des Landes ſich hier behaglich fühlen, und mit vollen Zügen genießen kann, was er ſonſt entbehrt. Wer wäre nicht im Gefühl eines ſtillen, ſchönen Glücks von Ilmenau hinweggegangen, den Genius der Stadt ſegnend, der vom Abhange der Sturmhaide ſo friedlich lächelnd thalwärts blickt! Ja, Ilmenau iſt das gefühlvolle, kräftig pulſirende Herz des Thüringerwaldes. Was uns in dieſem gemüthlich ſchönen Gebirge hie und da einzeln in Thälern und auf Höhen, in Städten und Walddörfern ſeeliſch anſpricht, das finden wir hier in zwangloſer Harmonie zum köſtlichen Ganzen vereinigt.

Die Stadt mit ihren breiten hellen Gaſſen und freundlichen Gebäuden, die edle Kirche, das alterthümliche Rathhaus, das geſchmackvolle Amthaus, dann der in ſeiner bequemen Schönheit ſo vorzügliche Felſenkeller mit ſeinen waldigen, romantiſchen Berganlagen, die reizende Parkanlage des Wenzelsbergs an derſelben Höhe mit der labenden Ausſicht auf Stadt, Thal, Fluß und Berge, der idylliſche Manebacher Grund mit ſeinen reichen Springbrunnen und dem modernen Wellenbad, das melancholiſch einſame, wahrhaft poetiſche Schurtenthal, die belebte Thalebene bis zum Grenzhammer, links das von ſeinem Beſitzer ſo äußerſt geſchmackvoll reſtaurirte Wenzels-Haus, die übrigen Häuſer und Gewerke und die Teiche in dieſer Ebene, die prächtige Waldung und der majeſtätiſche Gickelhahn — geben zuſammen ein ſo vollendetes, reiches, unvergleichlich ſchönes Landſchaftsbild, daß man es mit Recht den zum Selbſtbewußtſein gekommenen Ausdruck einer hochſinnigen, keuſchen Bergnaturpoeſie nennen kann. Wie verwandt ſich die größten Dichterherzen Deutſchlands dieſes kleine Paradies fühlten, beweiſ't ihr öfterer Aufenthalt hier. Wie viel ſchöne, große Stunden, voller Genuß und Poeſie verlebte Göthe als junger Mann hier, und als achtzigjähriger Greis kehrte er noch einmal hierher zurück, um ſich an den wehmüthigheitern Bildern ſeiner Jugend zu laben, und auch Schillers ſinniges Auge weilte mit Entzücken auf dieſen Reizen. Die landſchaftliche Staffage in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren" iſt das Abbild Ilmenau's und ſeiner nächſten Umgegend. Der Grenzhammer hat Schiller zum „Gang nach dem Eiſenhammer" begeiſtert. Eines der heißeſten Dichterherzen Deutſchland wurde eine Stunde von hier am Ufer der Ilm geboren, Wilhelm Heinſe, und verträumte ſeine Jugend in dieſem Thale. Und ſo iſt Ilmenau und ſein Thal poetiſch verklärt und verherrlicht worden, und wird als klaſſiſcher Boden unſterblich ſein.

Ilmenau hat 421 Häuſer und 2721 Einwohner, und iſt der Sitz eines Juſtiz- und Rentamtes, einer Superintendentur, einer Förſterei und einer Poſtverwalterei. Außer den ſtädtiſchen Gewerben beſtehen die Nahrungszweige aus Viehzucht, die vorzüglich iſt, aus Bierbrauerei, Bergbau auf Eiſen und Braunſtein. Die Eiſengruben liegen an der Sturmhaide und am Gabelbach (Berg), die Braunſteingruben am Lindenberg. Ferner iſt hier eine große Porzellanfabrik, eine Baumwollenzeug-Manufactur, eine Kammwollenſpinnerei, eine Buchdruckerfarbenfabrik. Der Handel mit Eiſen, Braunſtein, Steinkohlen und Eiſenwaaren iſt beträchtlich, und die Kaltwaſſerheilanſtalt bringt der Stadt namhafte Vortheile. Und doch war ſie einſt in einem weit blühendern Zuſtande, als das Silber- und Kupferbergwerk noch im Gange war. — Die Stadt iſt nach allen Seiten hin offen, keine Mauer, kein Thor droht dem ſpäten Wandrer Ausſchluß; doch nennt man die Gegenden, wo ſonſt die Thore ſtanden, noch nach denſelben, und ſo hört man den Ausgang nach Norden noch Oberthor oder Erfurterthor, nach Nordoſten Südenthor oder Stadt-Ilmerthor, nach Südoſten Mühlthor oder Langen-

wieſenerthor, und nach Südweſten Endleichsthor oder Frauenwalderthor nennen. Das Endleich iſt eine neue, mit prächtigen, ſchattigen Linden beſetzte Straße nach dem Ritzebieler Grund zu. Einen höchſt eigenthümlichen, fremdartigen Anblick in der nächſten Umgebung der Stadt gewähren die drei großen Schlackenhalden des ehemaligen Silber- und Kupferbergwerks, die ſich wie ungeheuere Grabmonumente desſelben ausnehmen. Der größte dieſer ſchwarzgrauen, kahlen Hügel, deren Anblick das Auge ſchmerzt, liegt am Ausgange des Großen-Endleichs, dicht am rechten Ufer der Ilm. Seine Schlacken werden zum Bau der Chauſſee benutzt. Die beiden andern grenzen dicht an die ſich am Berge erhebende Weſtſeite der Stadt, ſie überragend, und ſtehen nahe an einander.

Ilmenau, einſt „freie Bergſtadt,“ iſt ſehr alt, und kommt bereits im zehnten Jahrhundert als Dorf vor. Zum „Langewicz-Gau“ gehörig, war es Beſitzthum der Grafen von Keſernburg, die ein Schloß hier hatten. Es muß ſchon ſehr früh Stadtgerechtigkeit gehabt haben. Am Abhange der Sturmhaide, wahrſcheinlich in der Nähe der beiden Schlackenhalden, wo man es jetzt noch „der Burggraben“ nennt, ſtand eine andre Burg, „das Haus Ilmenau,“ worin ein Theil jener berüchtigten Räuber ſaß, die Rudolf von Habsburg 1290 von Erfurt aus mit Feuer und Schwert verfolgte. Die Chroniſten erzählen, in Ilmenau wären 29 Räuber ergriffen und in Erfurt hingerichtet worden. Ihr Schloß hatte das Schickſal ſo vieler Raubburgen im Thüringerwalde, es wurde zerſtört, und man findet keine Spur mehr davon.

Die Grafen von Keſernburg verkauften die Stadt 1343 an die Grafen von Henneberg, die ſich zuweilen hier aufhielten, und bei denen ſie bis zum Ausſterben des Hauſes verblieb (1583). Das Schloß fiel allmählig in Ruinen, deren letzte Reſte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch zu ſehen waren. Es ſtand im jetzigen Amtsgarten. Ueber 50 Jahre war das Amt Ilmenau im vierzehnten Jahrhundert an die Grafen von Schwarzburg verſetzt.

Schon ſeit dem zwölften Jahrhundert war hier auf Kupfer und Silber geſchürft worden, doch begann der kunſtgemäßige Betrieb desſelben erſt zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Einige Erfurter Bürger brachten es empor, doch ſtörten die eindringenden Waſſer ſchon 1535 die Arbeit, die erſt 1556 von einer andern Gewerkſchaft wieder aufgegriffen wurde, um ebenfalls bald wieder eingeſtellt zu werden. Die eigentliche Blüthe des Ilmenauer Berg- und Hüttenweſens fällt in die Jahre 1680 bis 1739, hervorgerufen und unterſtützt von den Herzögen von Weimar, an welche Ilmenau in der Theilung der Hennebergiſchen Lande 1660 gefallen war. Von 1693 an wurde in Ilmenau aus dem Metall der dortigen Bergwerke ſogar Geld geprägt. Die ſchönen Thaler mit der Henne haben ſich in die Münzſammlungen verloren, und auch die $\frac{2}{3}$- und $\frac{1}{12}$-Stücke, ja ſogar die Kupferdreier und Pfennige mit der Henne auf dem Berge ſind verſchwunden. Und doch waren binnen zehn Jahren an dritte-

halb Tonnen Goldes an Geld in Ilmenau geſchlagen worden. — Durch einen Durchbruch des Manebacher Teiches 1739 wurden aber die Gruben erſäuft, die Waſſer darin konnten nicht mehr gewältigt werden, und der ſegensreiche Bergbau kam zum Erliegen. Unter den ſpätern Verſuchen, ihn wieder in Betrieb zu bringen, iſt der 1784 begonnene der vorzüglichſte. Er wurde unter den Auſpicien des jungen Herzogs Carl Auguſt gemacht, und Göthe ſtand an der Spitze. Der bekannte Mineralog Voigt war dabei thätig. Aber eines Theils war die Stelle des erzhaltigen Schieferflözes, das nun erſunken, zu geringhaltig, andern Theils ſtaute ein Stollenbruch des Martinröder Stollens 1796 die Aufſchlagewaſſer auf, die Gewerkſchaft wurde durch die großen bis dahin vergeblichen Koſten entmuthigt, und das Bergwerk wurde abermals aufläſſig. Mit tüchtigen Dampfmaſchinen dürften übrigens die Waſſer zu heben ſein, und der Ilmenauer Silber- und Kupferbergbau in neuen Flor gebracht werden können.

Ilmenau hat von der Wuth des Feuers mehrmals ſchlimme Zerſtörung erfahren müſſen, aus welchem Umſtande ſich das neue und nette Anſehen der Stadt erklärt. Der ſchlimmſte Brand, der die ganze Stadt mit der Kirche und dem erſt zehn Jahre vorher erbauten herzoglichen Schloſſe bis auf wenige Häuſer am Endleiche in Aſche legte, war 1752. Ein Pavillon des Schloſſes, welchen die Flammen verſchont hatten, wurde wegen Baufälligkeit 1838 abgetragen. Die hieſige Kaltwaſſerheilanſtalt wurde 1838 durch einen Actienverein in's Leben gerufen, und erfreuet ſich alljährlich eines zahlreichen Beſuchs.

In der ſchon erwähnten Thalweitung unterhalb der Stadt laſſen wir, der Chauſſee und dem Fluſſe folgend, mehrere Häuſer zur Linken liegen. Das vorzüglichſte iſt das eine Viertelſtunde von der Stadt entfernte Wenzelshaus, erſt Neuhaus genannt, ehemals Gutsgebäude eines nun zerſchlagenen Kammerguts, jetzt ein ſtark beſuchter Vergnügungsort. In der Nähe deſſelben ſehen wir die Teiche, von denen einige beträchtlich ſind. Da wo eine Lohmühle, eine Schneidemühle, die Buchdruckerfarbenfabrik und Zainhammer zur Linken der Chauſſee ſtehen, verengert ſich das Thal wieder, und wir ſtehen über der ſtattlichen Herrenmühle, mit der eine Schneidemühle verbunden iſt. Noch einige hundert Schritte, und wir begrüßen den am Abhange des hier ſtark hervortretenden Oehrenbergs gelegenen G r e n z h a m m e r, über welchem die Chauſſee nach Langenwieſen am Berge ſich hinzieht. Auf dem großherzoglichen Eiſenhüttenwerk „der Grenzhammer" mit einem Blauofen, Friſchfeuer, Stab- und Zaineiſen. Auch iſt damit ein Schlackenbad und eine Steinſchneiderei verbunden, in welcher Granit in Tafeln geſchnitten wird. Ihm gegenüber ſüdlich öffnet ſich das Schurtethal; rechts herab kommt die Schurte, links aus einem engen Grunde der Oehrenſtocker Bach, und am Vereinigungspunkte derſelben liegt der L e f f l e r s h a m m e r, Blauofen mit Friſch-

feuer, Stab- und Zainhammer. Die beiden Hammerwerke zu beiden Seiten des Fluſſes, der eine tief am grünen Schurtethal, der andre am Berghange, ſcheinen zuſammen ein kleines Dorf auszumachen. Ihre Lage, die zerſtreuten Häuſer, das Pochen der Hämmer, das Rauſchen der auf die Räder ſtürzenden Waſſer, das Sprühen der Funken, die ſchwarzen Kohlenſchoppen und die grünen Berge geben zuſammen ein höchſt romantiſches Bild.

Der Gickelhahn.

Vom Hundskopf oder Hundsberg, einem hohen bewaldeten Berge (2600 Fuß über dem Meere) am höchſten Gebirgsjoch, zieht ſich Anfangs ein ſchmaler, dann aber ſich ausbreitender Gebirgsrücken zwiſchen den Quellen der Ilm (der Lengwitz) und der Schurte, erſt nördlich dann nordöſtlich hinab. Die vorzüglichſten Berge deſſelben ſind der Helmsberg, die Hohe-Tanne, an deren ſüdweſtlichen Abhange in einem Grunde ſich weimariſch Stützerbach ausdehnt. Oben auf dem Bergſattel, zehn Minuten über Stützerbach, liegt an der alten Straße von Ilmenau nach Schleuſingen, die über dieſen ganzen Bergzug hinläuft, der Auerhahn, ein Gaſthof mit Nebengebäuden, wegen ſeiner Höhe (2228 Fuß) und waldigen Bergnatur im Sommer ein ſehr angenehmer Aufenthalt. Ferner: der Wolfsgraben, das Keſſelhaupt, zwiſchen welchem und dem Gickelhahn der Langebach durch einen Teich in den Ilmgrund hinabgeht. Der höchſte und ausgezeichnetſte Berg dieſes Zugs iſt der Gickelhahn (2643 F.) Nach dem Ilmthal weſtlich und nördlich umgiebt er ſich mit mehreren Vorſprüngen und Köpfen, wie den großen und kleinen Dachskopf, den Pöckerskopf, den Höllkopf; nach dem Schurtethal ſüdlich und öſtlich ſtehen die Erbsköpfe und der Gabelbachskopf als Vorwerke an ſeinem Rieſenbau, mit ihm zu Eins verbunden. Nach der Stadt zu haben ſich der Aſcherofen und die Hohe-Schlaufe vor ihn gelegt, aber ſein Haupt ragt weit über ſie empor. Man beſteigt ihn am beſten von Ilmenau her auf der alten Schleuſinger Straße, die von der Stadt aus den Rietzebielergrund ſanft aufſteigt, dann ſich am Gabelbachskopf emporzieht. Auf der Höhe geht dann der Weg rechts ab; in der Entfernung eines Büchſenſchuſſes erreicht man ein kleines mit ergrauten Brettern überkleidetes Haus, von dichtem düſtern Fichtenwald umgeben. Es iſt bewohnt und heißt der Kleine-Gabelbach. Die Ilmenauer, welche Luſtpartien auf den Gickelhahn machen, pflegen ſich hier mit Kaffee zu reſtauriren. In abermaliger kleiner Entfernung gelangt man durch eine Stellung zu einem zweiſtockigen, hübſchen Jagdhauſe, ebenfalls mit Brettern beſchlagen, unbewohnt. Es iſt der Große-Gabelbach oder das Gabelbachsſchlößchen. Gleich dahinter beginnt das Haupt des Gickelhahn, deſſen Gipfel man in einer Viertelſtunde, immer ziemlich hoch aufwärts ſteigend, erreicht. Man tritt überraſcht heraus, wie auf einen großen Altan,

der ſich im Halbkreis von Oſten nach Norden an dem ebenen Gipfel des Berges hinzieht. Die beiden Endpunkte dieſes natürlichen Altans bezeichnen Rondele mit Bänken. Die Ausſicht auf Thüringen iſt bezaubernd ſchön, eine der ſchönſten vom Thüringerwalde. Wenn der Gickelhahn auch kein Panorama bietet, wie der Inſelsberg, ſo iſt doch der Blick auf Thüringen ein Ganzes, Abgeſchloſſenes. — Einige hundert Schritte ſüdweſtwärts liegt tief im Walde ein kleines, thurmähnliches Häuschen, mit grauen Bretern umhüllt und mit Schindeln gedeckt. So klein und unanſehnlich dieſes Dach iſt, einen ſo hoch berühmten Namen trägt es, um den es manchen Palaſt beneidet; es heißt „Göthes Häuschen." Göthe pflegte es in frühern Jahren auf ſeinen Streifereien durch dieſe Gebirgsgegend öfter zu beſuchen, und wohnte einmal im Jahre 1783 ganzer acht Tage mit ſeinem Bedienten hier in der tiefſten Waldeinſamkeit, abgeſchloſſen von aller Welt. Aus dem Zimmer hat man eine poetiſch-ſchwermüthige Ausſicht auf die endloſen, bewaldeten Bergeshäupter des Hauptgebirges; in Thäler oder Fernen ſieht man nicht und gewahrt keine Spur von der Menſchenwelt. Berg an Berg, die Häupter emporſtreckend, wie Wellen eines erſtarrten Meers, und weiter Fichtenwald ringsumher. Die poetiſche Stimmung, welche dieſe Ausſicht zumal am ſpäten Sommerabend in der Seele hervorruft, hat Göthe ſo trefflich in dem kleinen Gedichte ausgeſprochen, das er damals mit Bleifeder an ein Fenſterbrett der Stube anſchrieb:

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh',
In den Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein ſchweigen im Walde
Warte nur! Balde
Ruheſt du auch."

Am Tage vor ſeinem 82. Geburtstage, am 25. Auguſt 1831, beſuchte der Dichter noch einmal dieſes Häuschen, überlas dieſen Vers und weinte ſeinen ſchönen Jugendgefühlen eine Thräne der Erinnerung. Möchte die Pietät für den größten deutſchen Dichter dies Häuschen fort und fort erhalten!

Der Hermannſtein.

Wenn man den nördlichen Abhang des Gickelhahn nach Kammerberg hinabſteigt, kommt man auf der Hälfte des Wegs zu einem von der Bergwand ſteil emporſtrebenden, über 100 Fuß hohen, wohl 500 Fuß im Umfange haltenden impoſanten Felſenkegel, dem Hermannſtein, ganz von Wald umgeben. Mit einiger Mühe und ſelbſt Gefahr iſt er zu erſteigen; ſein Rücken iſt ſchmal und kaum zwanzig Schritte lang. Auf ſeinem öſtlichen Kopfe findet man noch

einige Ueberreſte eines runden, engen Thurmes, und nur die Sage weiß etwas von einer Burg, die von da oben ins Ilmthal herabgeſchaut haben ſoll. Am Fuße dieſes mächtigen Porphyrfelſen iſt eine Höhlung, die von Menſchenhänden gemacht zu ſein ſcheint, aber zum Burgkeller iſt ſie zu klein, wie überhaupt der Scheitel des Felſen zu einer Burg. Die Mauerreſte gehörten höchſt wahrſcheinlich nur einem Wartthurme an; einer bewohnten Burg hätte die Geſchichte nicht vergeſſen. Weiter hinab iſt die Bergwand noch mit mehreren Porphyrfelſen geſchmückt, unter welchen der Kleine-Hermannſtein der vorzüglichſte iſt.

Das Schurtenthal.

Auf der entgegengeſetzten Seite des Gickelhahn gelangt man in das Schurtenthal hinab. Die Schurte oder Schorte entſpringt am Hauptgebirgsrücken unter dem Dreiherrnſtein am Rennſteige. Unter den Quellen, die ihr bald darauf zufallen, iſt der Einſiedlersbrunnen die vorzüglichſte. Sie hat den Namen von einer ſonſt an der Straße nach Frauenwald gelegenen, einſamen Waldherberge für arme Reiſende, „zum Einſiedel" genannt, welche 1364 gebaut wurde, und der jene nah dabei entſpringende Quelle als Brunnen diente. — Am Fuße des Großen-Helmsbergs vereinigen ſich dieſe Quellen in einer engen, düſtern Schlucht, in welcher gleich darauf der Bach von einem Felſen ziemlich hoch herabſtürzt und einen hübſchen Waſſerfall bildet. Felſen umkränzen ihn, und hohes, dichtes Nadelholz überſchattet die enge, vom Rauſchen des ſtürzenden Waſſers wiederhallende Schlucht von allen Seiten, die hier bezeichnend den Namen „das Finſtere-Loch" führt. Es iſt ein ſehr einſames, düſtres, melancholiſches, ſchier ſchauerliches Plätzchen, ganz zu ſinniger Selbſtbeſchauung geeignet. Dieſen tiefeinſamen, ſüßſchwermüthigen Character verliert das Schurtenthal nicht, wenn es ſich auch ſpäter erweitert, und zu einem grünen Wieſengrund umgeſtaltet, und es iſt in dieſer Beziehung vielleicht das poetiſchſte Thal des ganzen Gebirgs. Zieht man vollends die Nähe der reizenden Bergſtadt in Betracht, ſo giebt es für den ſich dort aufhaltenden Freund romantiſcher Waldeinſamkeit kaum einen anziehendern Thalgrund, in deſſen ſchattigem Schooſe das reinſte Glück jener ſüßen Befriedigung wohnt, welche nur die Gebirgsnatur in ihren heimlichen, von der Menſchenwelt abgeſchloſſenen Thälern gewährt. — Du köſtliches Schurtenthal, möchten noch viele verwundete Herzen den Frieden in dir ſuchen und finden, den der laute Lebensmarkt verſagt! — Unterhalb dem Finſtern-Loch blitzt uns ein kleiner Waſſerſpiegel entgegen. Von beiden Seiten ziehen ſich anmuthige Gründe, welche der Schurte helle Bächlein zuführen, zum Theil mit lieblichen Felſen geſchmückt, zwiſchen den Bergen herab. Weiter

hinab treten die ſteilen Berge etwas zurück, und das Thal erweitert ſich zum ſchwermüthig lächelnden Wieſengrunde, der im Sommer mit tauſend Blumen bedeckt iſt. Nach einer kleinen Stunde kommt von der Rechten zwiſchen dem Mittelsberge und dem Aechtelsberge der Steinbach in die Schurte herab. Gegenüber an der linken Thalſeite ſteht die Schurtenwand mit einzelnen Felſen beſetzt, und hier finden wir auf einer kleinen Thalebene, zum Theil im Schatten des Waldes und zur Seite eines anſehnlichen Felſen, eine Pechhütte, das einzige Haus des Schurtenthals, in deren Nähe der Steinbach in die Schurte rieſelt. Ein herrliches Plätzchen! Am Flußberg, ſüdöſtlichem Abhang des Lindenbergs, des letzten in dieſer Bergreihe zwiſchen Ilm und Schurte, iſt wiederum eine ſchöne, oft beſuchte Stelle an einer Quelle mit Tiſchen und Bänken, und einem Blick in das grüne Thal. —

Ueber den Flußberg geht der Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Ilmenau hinüber. Wir aber verfolgen das liebliche Thal bis zu ſeinem Ausgange am Lefflers-Hammer. Rechts nach Oehrenſtock zu liegen die zahlreichen und ergiebigen Braunſteingruben, dann tritt der Trogberg hervor, welcher ſowohl von der Schurte als von der Ilm beſpült wird. Die beiden einander gegenüber liegenden Hüttenwerke machen den ſchönen Beſchluß des ſchönen Thals.

Elgersburg.

Von Manebach ſteigt man über den Heidelberg nach Elgersburg hinüber. Dieſer anmuthige, anfangs ſteile Waldweg beträgt eine Stunde. Das Auge wird durch herrliche Ausſicht belohnt. Die hohe Elgersburg auf ihrem Porphyrfelſen, an ſeinem Fuße das Dorf mit den vielen ſchönen, faſt ſtädtiſch gebauten Häuſern, das ſich am Berghange emporzieht, machen auf den Nahenden einen ſehr angenehmen Eindruck.

Elgersburg, gothaiſches Pfarrkirchdorf mit 90 Häuſern und 726 Einwohnern, die ſich von Braunſteingräberei, Waldarbeit, Viehzucht, etwas Ackerbau (meiſt Kartoffelbau) und in der hieſigen Porzellan- und Steingutfabrick nähren. Auch ſind vier Kienrußhütten hier, und die Kaltwaſſerheilanſtalt bringt natürlich dem Dorfe ebenfalls bedeutende Vortheile ein. Die große, ſchöne, helle Porzellanfabrik (ehemalige Gutsgebäude) und das geräumige, moderne Kurhaus ſind die Zierden des Orts. Beide liegen, aneinander grenzend, dicht am öſtlichen Fuße des Schloßberges. Aber die Krone des Dorfs und der Umgegend iſt die ragende, äußerſt maleriſche Burg. Sie hat ſeit Kurzem durch Reſtauration und Anlagen viel gewonnen. Die reno-

virten Räumlichkeiten werden zum Beſten der Badegäſte verwendet. Das der herzoglichen Kammer in Gotha gehörige Schloß beſteht jetzt aus einem untern und einem obern Theil. Hier erhebt ſich das Hauptgebäude, ein altes ſteinernes Haus mit zwei Stockwerken; die Zimmer darin ſind hoch und geräumig. Im obern Stock befindet ſich ein kleiner Saal. Den untern Theil zeichnen zwei nah an einander ſtehende Thürme aus, ein runder, an der nordöſtlichen Ecke außerhalb, und ein höherer viereckiger innerhalb des Schloßraumes. Die übrigen nördlich und öſtlich ſich herumziehenden ſteinernen Gebäude ſind weit niedriger als das Ritterhaus im obern Theil. Der Schloßhof iſt ebenfalls getheilt, von dem untern führen ſteinerne Stufen zu dem obern, der mit Gartenbeeten geſchmückt iſt. Im untern gießt der Schloßbrunnen ſein reiches friches Waſſer aus. Auf dem Plateau des Schloßberges, unmittelbar vor dem Schloſſe nach Norden ſteht eine Douche, die ihr Waſſer aus dem Schloßbrunnen enthält. Die Ausſicht von dieſer Stelle, ſo wie aus den Fenſtern des Ritterhauſes feſſelt Auge und Herz.

Das Kurhaus beſteht aus zwei ſtattlichen Gebäuden; im vordern findet man die Wohnzimmer der Badegäſte, im hintern einen hellen geräumigen Saal, worin die Badegeſellſchaft ſpeiſ't und ſich zur geſelligen Unterhaltung verſammelt Die klaren, kalten Bergwaſſer ſpringen im Hauſe (wie auch im Schloſſe) in große Wannen. Vor dem Hauſe ſind einige freundliche Anlagen mit ſchattigen Bäumen, einem Brunnen und einer Kegelbahn; auch iſt der zur Porzellanfabrik gehörige ſchöne Garten vom freundlichen Beſitzer mit großer Liberalität den Gäſten geöffnet. Schöne Partien, die die Gäſte häufig beſuchen, ſind: der **Wolfsſtein**, ein Felſenaltan am nördlichen Kopfe des Heidelbergs, gerade über dem Dorfe, in welches man aus der Vogelperſpective herabſieht. Dieſe Felſenplatte gewährt eine ſehr wohlthuende Ausſicht nach Weſten, Norden und Nordoſten. Das **Steigerthal** weſtlich unter dem Wolfsſtein, mit ſeinen köſtlichen Quellen und einer kleinen Fontaine, eine ſchattige heimliche Waldſchlucht. Die **Steigerhöhe**, eine Waldwieſe auf dem Gipfel des Steigers mit bezauberndem Blick auf den ganzen Manebacher Grund bis zum Ilmenauer Felſenkeller hinab, auf Manebach und Kammerberg zu unſern Füßen, auf den Gickelhahn und den Hermannſtein gegenüber und durch den Ilmgrund bis nach Stützerbach hinauf. Das **Moorthal**, nach Oſten, ein kleiner Wieſengrund zwiſchen dem Heidelberge und der Alten-Lage, einer Leithe. Man geht durch daſſelbe zur Männerdouche, die am Ausgang des Steingründchens zwiſchen dem Heidelberg und dem Spiegelsberg ſteht. Eine zweite iſt in demſelben Grunde weiter oben unter dem majeſtätiſchen Spiegelsſtein. Auch führt ein Weg nach Roda und Ilmenau durch das Moorthal. Der **Hirtenberg**, eine waldſchattige Berghöhe nordöſtlich nach Martinroda zu. Die **dicke Eiche**, ein hochehrwürdiger Baum an der Chauſſee zwiſchen Martinrode und Ilmenau auf der

Rothen=Heide oder Martinröder Berg. Das Alter dieſer Eiche dürfte wohl ein tauſendjähriges ſein. Sie iſt nicht höher als ohngefähr 60 Fuß, und ihr Stamm ſehr niedrig; aber der Umfang deſſelben beträgt faſt 30 Fuß. Ihre Aeſte ſind ſtark im Abſterben begriffen. Ihr gegenüber, auf der öſtlichen Seite der Chauſſee, ſteht in Geſtalt eines antiken Altars ein Denkſtein mit der Aufſchrift: „Marienſtraße. Ihr Name unſer Stolz, ihr Zweck gemeiner Nutzen." Und auf der Rückſeite: „Die Communen des Amtes Ilmenau 1809 — 1811." Dieſe Chauſſee wurde nämlich zu Ehren der jetzigen Großherzogin von Weimar Maria Paulowna, Marienſtraße genannt.

Der Körnbach.

Die ſchönſte Partie der Elgersburger Umgebung. Man geht vom obern Ende des Dorfes, oberhalb der Burg weſtwärts am Waldſaume des Rumpelsberg auf einem ſehr angenehmen Promenadenwege in einer Viertelſtunde dahin. Zur Rechten läßt man eine felſige Leithe, welche mit einem maleriſchen, runden Felſenhaupte endigt, dem Todtenſtein oder Rothenſtein, auf deſſen Gipfel ein geräumiger Pavillon ſteht, zu welchem ebenfalls ein Promenadenweg führt. Es iſt ein gar liebes und freundliches Plätzchen auf dem Gipfel des Todtenſtein unter dem ſchützenden Dache. Zwiſchen ihm und dem Wege zum Körnbach liegen kleine grüne Waldwieſen. Auf dieſem Wege biegt man zuletzt um eine Waldecke und ſteht überraſcht vor dem Felſenthor oder den grandioſen Eingangspfeilern der waldigen Bergſchlucht und vor der ſchweizeriſch gebauten Maſſemühle der Elgersburger Porzellanfabrik die wahrhaft romantiſch zwiſchen den beiden Eingangsfelſen liegt. Das kleine Waſſer des Körnbach entſpringt an der Nordſeite des Bergzugs zwiſchen der Gera und Ilm, am Rumpelsberge, und fällt in einem ſteilen Grunde hinab. So klein auch dieſer Grund bis zu ſeinem Ausgange aus dem Gebirge iſt, ſo hochromantiſch machen ihn ſeine Felſen, die von ſeltener ſchöner Form und herrlich gruppirt ſind. Sie haben meiſt eine reſpectabele Höhe, reizende Abſtufungen und Windungen, Vorſprünge und Zacken, theils glatt, theils von Vegetation überwuchert und mit Fichten bepflanzt. Die meiſten, ſieben bis acht, dieſer ausgezeichneten Felsbildungen ziehen ſich an der Weſtſeite des Körnbachs in ganz geringer Entfernung von einander hin, herrliche Porphyrkoloſſe, immer einer ſchöner und reizender als der andre, breite Felſenſtirnen, ſtolze Steinhäupter, aufgethürmte Klötze, vorſpringende Hörner, dazwiſchen ein Promenadenweg, der zu allen führt, oft über ihren Scheitel, oft dicht unter ihrer ſchroffen Wand hinweg. Einige hängen über und bilden ein Dach, andre ſchießen jäh in den Grund ab. Das Ganze

bildet ein romantiſches Felſenlabyrinth, das man in einer halben Stunde nach allen Felſen hin durchwandern kann. Der Fels, der ſich über der Mühle als linke Thürpfoſte des kleinen ſüßſtillen, lieben Grundes erhebt, ein prächtiges, weitſchauendes Felſenhaupt, führt den erhabenen Namen „Götheſtein," und von ſeiner Stirn leuchtet der Name „Göthe" in großen vergoldeten Lettern auf einer eiſengegoßnen in den Felſen genieteten Tafel in den grünen Thalgrund hinab. Göthe brachte einige Nachmittagsſtunden ſeines 82. Geburtstags, des 28. Auguſt 1831, mit einigen Freunden hier zu, und ſchrieb ſeinen Namen in das Stammbuch des Körnbachs, welches in der Maſſemühle für die Beſucher des reizenden Felſengrundes liegt. Zum Andenken an den letzten Beſuch des Dichterfürſten wurde der Fels mit ſinniger Pietät Götheſtein getauft. Man erſteigt ihn auf gewundenem Felſenpfad von einem Vorſprunge zum andern, bis man ſeinen ragenden Gipfel erreicht, auf welchem ein runder Pavillon aus rohen Baumſtämmen mit Gezweig durchflochten und mit Tannenreis und Schalen gedeckt ſteht, und ſteinerne Sitze, in deren Mitte ein Tiſch, rund um zur Raſt einladen. Von dieſem Punkte hat man eine freundliche Ausſicht auf das Gerathal, auf das helle reinliche Dorf Gera und die daſſelbe umgebenden Berge; auch nimmt ſich der ſchief gegenüber liegende Todtenſtein mit ſeinem Pavillon auf dem runden Scheitel ſehr maleriſch aus. Von hier aus ſchlängelt ſich der Weg zu den übrigen Felſen, ein andrer zum Hohwartskopf und der Mönchsheide hinauf. Der niedere linke Eingangsfelſen heißt der „Dröſeſtein," zum Andenken eines um die Errichtung der Elgersburger Porzellanfabrik verdienten Mannes, Namens Dröſe, dem eine hoch in einer Felſenniſche ſtehende Votivtafel mit einem Aſchenkruge geweiht ſind. Der Dröſeſtein iſt theilweiſe durch künſtliche Stufen zugänglich gemacht. Sein Haupt iſt mit Fichten gekrönt. Hinter der Mühle iſt ein kleiner ſchattiger Platz; aus der Felswand rechts ſpringt eine der köſtlichſten, reinſten, friſcheſten Quellen, das reizendſte kühlſte Kind dieſer Porphyrberge. Durch die Felsſchlucht, in welcher die Damenbuche liegt, ſteigt man zu dem Hohwartskopf (Hochwartskopf), einem Berghaupt mit ſchöner Ausſicht nach Arnſtadt, Gotha u. ſ. w. Drüber der Mönchswald, wo der Alterthumsforſcher die drei Mönchsſteine findet, wahrſcheinlich Grenzſteine des Waldgebiets. Auf ihnen iſt der Ritter St. Georg im rohen Relief ausgehauen, und auf einem eine nicht mehr zu enträthſelnde Inſchrift (bis auf das Wort S. Georgius). Vom Körnbach läuft am Bergfuße des Hochwartskopfs der ſchöne Weg nach Arlesberg durch den Wald, wo man das liebliche Gerathal betritt. Dieſer friſche ſüße Wieſengrund dehnt ſich bis zum ſchönen Dorfe Gera aus. Andre Reize bietet der Grund der großen Gera, in welchem man nach dem hochgelegenen Dorfe Gehlberg und von da nach der Schmücke und auf den Schneekopf ſteigt, lauter ſchöne Partien für die Elgersburger Badegäſte. Andre ſind nach Roda, Martinroda, Geſchwende.

Auch die Ilmenauer Schönheitspunkte werden viel von den Elgersburger Gäſten beſucht, ſo umgekehrt die Elgersburger Plätze von den Ilmenauer Gäſten. Natur und Menſchenhand haben eine ſchier unerſchöpfliche Fülle von Reiz über dieſe ganze Gebirgsgegend ausgegoſſen, und der iſt glücklich zu preiſen, der einige Sommermonate, von allen kleinlichen niederdrückenden Sorgen befreit, ſich mit voller kindlicher Seele ihrem Genuß hingeben kann.

Und ſo ſchließe ich dieſen meinen letzten Artikel für dies meinem ſchönen Vaterlande gewidmete Werk mit dem aufrichtigen Wunſche: Gott ſegne Thüringen und ſeine Bewohner!

Ludwig Storch.

Die Anmerkung am Schluſſe des Artikels „der Inſelsberg" gilt auch von dieſem.

Goslar.
Eine hiſtoriſche Beſchreibung.

Sei mir gegrüßt, ehrwürdige Kaiſerſtadt,
Tochter des großen Heinrich, der ritterlich
Schlug der Barbaren wilde Horden,
Welche des Vaterlands Gau'n verheerten,

Goslar, umfloſſen einſt von dem Purpurglanz
Höherer Freiheit, treulich von Kaiſerhand
Lange gepflegt, und hochgefeiert
In der Geſchichte bewährten Büchern;

Freundin des Rechts und muthigen Ritterſinns,
Freundin des Lichtes, die du den Fackelglanz
Luthers ſo früh ſchon ſorgſam pflegteſt,
Trotzend dem Dräuen der Nachtgenoſſen,

Ha! — welche Würde lagert ſich um dich her!
Schaaren von Zeugen ziehen im ernſten Chor
Durch der entſchwund'nen Zeiten Halle,
Laut deine Größe vereint verkündend!

Welcher Bewohner deutſchen Gaues, dem nicht jede Bekanntſchaft mit der Geſchichte des Vaterlandes abgeht, ſollte nicht die alte, hochberühmte Kaiſerſtadt Goslar kennen, deren Lob wir hier ſangen? Wem ſollte ſie unbekannt ſein — dieſe einſtige, beliebte Reſidenz deutſcher Kaiſer, dieſe vormalige Fürſtin der Städte in der Nachbarſchaft weitumher, welche an Alter faſt alle ihre Schweſtern im

Königreiche Hannover übertrifft, und in welcher einſt Heinrichs IV. Wiege ſtand? Wohl iſt ihres höchſten Ruhmes goldner Glanz verronnen; aber ſie trauert nicht troſtlos um den entſchwundenen Glanz. Dort liegt ſie im friedlichen Thale, von himmelanſtrebenden Bergen umkränzt, — ein Bild der Ruhe, welche vergangener Zeiten gedenkt. Anſcheinend bedeutungslos ragen ihre alten Zwinger zu den Wolken empor, und doch ſind ſie großentheils brauchbare Diener des modernen Goslar geworden.

Doch wir treten in die Hallen der Geſchichte, um zu ſehen, was Goslar einſt war, und mit dem gewonnenen Bilde das heutige Goslar zu vergleichen.*)

Denken wir uns die ſieben Perioden der Geſchichte Goslars als ſieben Gallerien!

Ein Dämmerlicht umfängt uns anfangs in der erſten Gallerie, welche den Zeitraum von 923 bis 1137 umfaßt. Hier ſehen wir, wie die Stadt in den Jahren 923 und 924 von Kaiſer Heinrich I., Finkler genannt, durch Zuſammenlegung mehrerer Dörfer an der Goſe (Wehrlager an der Goſe = Goslar) gegründet wird, und wie ſie unter der Regierung von 9 Kaiſern an Umfang und Glanz allgemach gewinnt. Wir ſehen, wie unter Kaiſer Otto I., Heinrichs I. glorreichem Sohne, in dem Schooße des nahen Rammelsberges um 968, der Sage nach durch des Kaiſers Jagdgenoſſen Ramme, die edlen Gold- und Silberſchätze geöffnet werden. Die ſächſiſche Bevölkerung Goslars wächſt durch herbeigerufene Bergleute aus dem Frankenlande. Die St. Auguſtini-Capelle wird erbaut, und nimmt ſchon unter Otto I. die angekommenen Bergleute in ihre Bethallen auf. Ein kaiſerlicher Pallaſt erhebt ſich in der Mitte der neuen Stadt, nach einigen ſchon unter Otto I., wenigſtens unter Heinrich II., dem Heiligen. Je größer der Beter Schaar wird, deſto zahlreicher werden die entſtehenden Bethäuſer. Uns begegnet die Entſtehung einer Marien-Capelle und der jetzigen Marktkirche unter Heinrich II., ſowie der St. Thomas-Capelle (vor 1017), ferner einer lieben Frauen-Capelle nahe am Kaiſerpallaſte um 1024, der Jacobi-Kirche um 1020, des St. Georgenbergs-Kloſters um 1025, unter Conrad II., ferner des großartigen Doms, welchen der Pabſt Leo unter vielem Pompe einweihte, des St Petersſtiftes nebſt der Clus und der Catharinen-Capelle um 1045, über welches der Pabſt Victor II. ſeine weihende Hand ausſtreckte, und endlich der St. Petri- und Pauli-Kirche auf dem Frankenberge (vor 1108) und der St. Stephani-Kirche, welche zu Lothars Zeiten gegründet wurde. — Es umrauſchen uns aber auch die Stürme

*) Wir verweiſen auf das von uns benutzte, durch billigen Preis und köſtliche typographiſche Ausſtattung ſich empfehlende Werk: „Geſchichte der vormals Kaiſerlichen, freien Reichsſtadt Goslar am Harze. Von G. F. Eduard Cruſius. Oſterode. Verlag von A. Sorge. 1842.“ Dort ſind unſere Gewährsmänner angeführt. Wir erſparen uns alſo hier ermüdende Citate.

mannigfacher Unruhen, welche wie düſtre Gewitterwolken das Thal umlagern. Der Ungarnkriege fürchterliche Greuel waren ja die Hauptveranlaſſung zur Erbauung der Stadt. Faſt endlos ſind die Kämpfe der ſächſiſchen Fürſten mit dem vielgeprüften Heinrich IV. und deſſen Sohne Heinrich V. in Goslars Nähe. Doch durch die düſtern Nachtwolken des Aberglaubens und der hierarchiſchen Beſchränkung, welche einem Kaiſer das Büßerhemde anzog, dringt von Zeit zu Zeit zu unſerer Freude das erquickende Licht einer frommen Einfalt, welche in glühender Anhänglichkeit an das Heilige ihre ſegnenden Arme in die fernen Jahrhunderte hinausſtreckt. In ſolcher Einfalt ſtiften edle Woldenberger, ein hochberühmtes Grafengeſchlecht, das 1383 ausſtarb, 1064 die St. Cäcilien-Capelle in Goslar, ſpäter eine Beſetzung des Kloſters Walkenried.

Wir treten nun in die zweite Gallerie der Geſchichtshallen Goslars. Das Dämmerlicht verſchwindet; heller Lichtglanz umfängt uns. Doch nur flüchtige Blicke können wir hier auf die Erſcheinungen werfen. Dieſe zweite Periode umfaßt die Zeit von 1138 bis 1291, oder von Kaiſer Conrad III. bis zu Rudolphs I. Tode. Wir ſehen auf dieſer vielbewegter Vergangenheit großem Schauplatze zunächſt Heinrich den Löwen, als öftern Bedränger der Stadt Goslar, nach deren Beſitze er eifrigſt ſtrebt. Zuerſt im Kampfe mit Kaiſer Conrad III., dann gehoben und hochgefeiert von Kaiſer Friedrich I., geräth er bald auch mit dieſem in Streit, und wird zuletzt ſeiner Würden als Herzog von Baiern und Sachſen beraubt. Heinrichs des Löwen wechſelnde Schickſale berühren Goslar vielfach. Sein Zorn zerſtört 1181 die Treib- und Schmelzhütten bei Goslar. Ja, ein Sproß des gewaltigen Löwen, Kaiſer Otto IV., läßt durch ſeinen Kriegsoberſten Gunzelin, Grafen von Peine, die Stadt ſogar erſtürmen und plündern, 1205. Doch ehrwürdig muß uns die Standhaftigkeit erſcheinen, welche Goslar in ſeiner Anhänglichkeit an das ſchwäbiſche Kaiſerhaus, namentlich an Otto IV. Gegner, Philipp bewährt, und deren Belohnung bis in Friedrichs II. und deſſen Sohnes, Heinrichs Zeiten reicht. Nicht minder muß unſer Blick ſtaunen über die Feſtigkeit, mit welcher ſich die Stadt in den Wirren des Zwiſchenreiches (1256 bis 1273) behauptet, und im Bunde mit der großartigen Hanſa (1241), allgemach belehnt mit dem Reichsvoigtei-Rechten, und ſchöpfend aus den köſtlichen Erzquellen des Rammelsberges zu immer größerer Macht und Selbſtſtändigkeit ſich emporſchwingt. Die Raubburg Herlingsberg, unweit Wöltingerode, welche Otto IV. zu einer Plage für die Stadt befeſtigt hatte, ſinkt 1291 zur großen Freude der Goslarienſer in Trümmer zuſammen; aber auch des Kaiſerpalaſtes Herrlichkeit ſehen wir einen Raub der Flammen werden, 1288 oder 1289, gleichſam zur ernſten Vorbedeutung, daß fortan doch keines Kaiſers Anweſenheit ihr mehr Glanz verleihen könne; denn Wilhelm von Holland war der letzte Kaiſer, welchen Goslar in ſeinen Mauern ſah, 1283. — Daneben ziehen die geiſtlichen Stifter dieſer vormaligen kleinen Roma unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Des Doms, wie des St. Petersſtiftes und des St. Georgen-

bergs-Kloſters Anſehen und Reichthum ſehen wir wachſen, und die erſtern Stifter werden Pflanzſtätten für Biſchöfe und Erzbiſchöfe. Neue Stiftungen entſtehen, wie das Kloſter zum Mariengarten (Neuwerk), welches 1186 eingeweiht wird, des Franciscaner- oder Brüdern-Kloſter 1209, das Marien-Magdalenen-Kloſter auf dem Frankenberge 1225 und das St. Johannis-Hospital oder das ſogenannte große heilige Kreuz 1253. Und wenn auch das Schickſal eines Heinrich Minneke, Propſtes zum Mariengarten, welcher als Ketzer 1225 den Scheiterhaufen beſteigen mußte, uns wehmuthsvoll der Geiſtesfinſterniß gedenken läßt, welche mehr und mehr ihre ſchwarzen Fittige über die Chriſtenheit ausbreitete, ſo müſſen wir doch von der anderen Seite der kindlichen Hingebung uns freuen, mit welcher ſo Viele, wie der kaiſerliche Voigt Vincentius Volkmar von Wildenſtein, der Stifter Neuwerks, und Diedrich von Sulinge, der Stifter des Johannis-Hospitals, in frommem Sinne der Kirche, als der Trägerin des Heiligen dienten, und das irdiſche Gut in bleibendem Segen für die Nachwelt zu verwandeln ſtrebten.

Indem wir nun in die dritte Gallerie der Geſchichtshallen Goslars eintreten, ſind es 200 Jahre, deren Ereigniſſe unter zwölf Kaiſern Deutſchlands unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Es iſt die Zeit von 1292 bis 1493, oder von Kaiſer Adolph von Naſſau bis Friedrich III. Wir ſehen hier, wie Goslar ſeine Rechte zu wahren und ſeine Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu befeſtigen ſtrebt, wie es namentlich 1340 von Kaiſer Ludwig dem Baier das Heerſchildrecht empfängt, und nach und nach alle Reichsvoigtei-Rechte an ſich bringt, wie ferner das Gildenweſen geordnet, die Regierungsverfaſſung immer demokratiſcher geregelt, für die Geſetzgebung um 1350 durch jene denkwürdigen Statuten und für die Bergwerksverwaltung bald darauf auch durch Berggeſetze geſorgt wird. Der kriegeriſche Geiſt der Bürger Goslars thut ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, beſondrrs in den Harzburgſchen Fehden 1411 und 1412 hervor, wo die tapfern Ritter von Schwicheldt auf der alten, berühmten Reichsfeſte hauſ'ten. Aber auch grauſenvolle Schickſalsſtürme umbrauſen die Stadt während dieſer 200 Jahre. Wiederholt kehren die ſchrecklichſten, peſtartigen Seuchen hier ein, und fordern ihre Opfer 1348 bis 1350 und 1376, in welchem letztern Jahre acht Nonnen des Kloſters Neuwerk in Ein Grab gelegt wurden, ſowie 1450 und 1473. Waſſerfluthen (1419) und Feuersbrünſte, wie z. B. der große Waldbrand des Harzes 1473 in jenem ungewöhnlich heißen Sommer, beängſtigen Goslars Einwohner. Feindliche Anfälle von Außen hemmen oft den Handel und rauben der Stadt die Heerden, z. B. 1438, wo Hartwig von Utze von der Harzburg aus die Umgegend beunruhigt. Und wenn auch, bei den vielfachſten von Hohen und Niedern erlittenen Beeinträchtigungen, die geiſtlichen Stifter und Klöſter Goslars fortwährend ihr Anſehen, wie ihr irdiſches Gut zu wahren, und das Verlorne von letzterm ſelbſt durch päpſtliche Hülfe wieder herbeizuziehen ſtreben, ſo herrſcht doch während dieſer Zeit in Beziehung auf Religion ein finſterer Geiſt, der beſonders in den

Geißelfahrten der Kreuzbrüder um 1350, wie in der Reliquienverehrung beim Dome um 1461, und der vielfachſten Ablaßkrämerei, wie auch namentlich in mancher ſittlichen Verſunkenheit einzelner Kloſterperſonen, z. B. im Frankenbergſchen Kloſter um 1427, auch in Goslar ſich kund thut. Immer dringender muß uns daher das Bedürfniß einer Reformation erſcheinen.

Und gerade die Reformation iſt es, deren Eingang und Einführung in Goslar unſere Aufmerkſamkeit beſonders erregt, indem wir in die vierte Gallerie der goslarſchen Geſchichtshallen jetzt eintreten. Dieſe vierte Periode umfaßt 119 Jahre unter der Regierung von fünf deutſchen Kaiſern, von Maximilian I. bis Rudolph II. Hier ſehen wir, wie die Stadt, nach Erfindung des Schießpulvers, welche die Sage einem goslarſchen Mönche, Bartold Schwarz um 1350 zuſchreibt, noch ſtärker befeſtigt und mit gewaltigen Zwingern, dem Achtermannszwinger 1508 und dem großen oder dicken Zwinger 1517 verwahrt, daneben an öffentlichen anſehnlichen Gebäuden, wie 1494 der Worth, einem Gildenhauſe der Gewandſchneider, bereichert und zugleich innerlich kräftiger wird durch ſteigendes Anſehen des Rathes und größern Einfluß der Gilden, welche namentlich 1528 auf Abſchaffung papiſtiſcher Gebräuche dringen. Die große Umwälzung, welche die Reformation in ſo vielfacher Hinſicht hervorbrachte, zieht vor unſerm Blicke vorüber. Johann Klepp, Vicar an der St Jacobi-Kirche, wird der erſte Herold der gereinigten Lehre, 1521. Nicolaus von Amsdorf aus Magdeburg führt die Reformation feierlichſt ein 1528, und entwirft eine Kirchenordnung. Doch auch ſchwere Prüfungen ſahen wir die Stadt heimſuchen. Mit wilden Parteigängern, wie 1529 einem Hermann Raßler, einem Lorenz Weiland und einem Heinrich Kindermann, und 1530 einem Georg Ziegenmeyer und ſeinen Rotten im Kampfe, und unter unſäglichen Bedrückungen von Seiten des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunſchweig Wolfenbüttel 1527 und 1541, geht Goslar jenen unermeßlichen Verluſten entgegen, welche der verhängnißvolle Vergleich, der 1552 mit gedachtem Herzoge abgeſchloſſen wird, herbeiführt. Das Bergwerk am Rammelsberge bis auf vier Gruben, ein weiter Raum von Forſten mit dem Gebiete der Stadt im Süden und Weſten, mehrere Meilen im Umfange, muß abgetreten, alle Schuldverſchreibungen, welche auf den Herzog lauten, müſſen vertilgt, zehn Stück ſchweren Geſchützes abgeliefert und fortan jährlich 500 Thlr. Schutzgeld gezahlt werden, und noch ſind es erſt wenige Jahre, ſeitdem Goslar 1547 für ſeine Theilnahme am ſchmalkaldiſchen Bunde 40,000 Goldgulden an den Kaiſer Carl V. hatte erlegen, und zwölf Kanonen ausliefern müſſen. Oft wird die Stadt von Feuersbrunſt 1589, von Waſſernoth 1539, von verheerenden Seuchen 1578 und 1597 und vorhergehender Theuerung heimgeſucht. Aber wohlthuend muß es uns ſein, mitten unter den Stürmen und dem Wogendrange der Zeit, kräftige Stimmen zu hören, wie die eines Luther, der 1529 einen Troſtbrief an die Jacobi-Gemeinde erläßt, und wackere Männer zu ſehen, die den Stürmen trotzen und über die Fluthen emporragen,

wie ein Balder, der, als Bürgermeiſter, Goslars Rechte 1530 zu Augsburg verficht, ein Corvin, welcher als erſter Prediger an der St. Stephani-Gemeinde dem Aberglauben ſteuert, ein Wiedenſee, welcher als Superintendent die Sittlichkeit ſiegreich fördert, und 1536 die Abſchaffung des ſogenannten langen Tanzes, eines wahren Bacchusfeſtes, durchſetzt und endlich ein Holzhauſen und Groſſehans, die als Wiedenſee's Nachfolger für Recht und Ordnung, für Geiſtesfreiheit und den Sieg des lautern Gotteswortes muthvoll ſtreiten. Wir ſehen ferner, wie zwar der Kirchenſtaat Goslars von dem nachmals ſo berühmten Superintendenten Heßhuſius durch eine beſondere Conſiſtorial-Ordnung 1555 geregelt wird, aber wir ſehen auch mit innerem Schmerze, wie der Geiſt der Zeit, welcher eine ſtarre Anhänglichkeit an den Buchſtaben der Schrift begünſtigte, auch in Goslar beklagenswerthe Reibungen veranlaßt, bei welchen ein Zwingli und Calvin in die Reihe der Ketzer verſetzt werden, und die des Zwinglianismus verdächtigen Prediger Knigge und Grauert 1531 die Stadt zu verlaſſen genöthigt ſind. In Schutt verſinken ſehen wir ehrwürdige Gebäude, welche Jahrhunderte hindurch dem Sturme der Zeit getrotzt hatten, wie 1527 das St. Georgenbergs-Kloſter, das St. Petersbergs-Stift, das Kloſter zum heiligen Grabe und die St. Johannis-Capelle im Bergdorfe, welche ſämmtlich wegen eines gefürchteten Angriffs von Seiten des Herzogs Heinrich des Jüngern demolirt werden.

Wir treten nun in die fünfte Gallerie der Geſchichtshallen Goslars ein, welche die Zeitereigniſſe von 1612 bis 1658 umfaßt. Immer mehr ſehen wir hier den Purpurglanz der frühern Macht und Größe Goslars verrinnen. Mehr als irgend ein anderer Zeitraum iſt dieſer von mancherlei Stürmen umrauſcht. Neben den inneren Wirren und Empörungen, welche 1622 namentlich der Wucher der Münzverfälſcher erzeugte, neben Hungersnoth und Theuerung (1621), neben Peſt (1624, 1625), Brand (1617) und anderen Geißeln, bedrängen auch äußere Feinde die ſchon ſo hart geprüfte Stadt. Jene Kriegsgeißel, welche 30 Jahre hindurch über unſer deutſches Vaterland geſchwungen ward, trifft auch die Stadt Goslar. Die Hoffnung, durch Treue gegen den Kaiſer, Schutz gegen Braunſchweig zu finden, hält die Stadt ab zu den Verbündeten überzugehen. Wallenſteins befreundete Schaaren werden 1625 eine Plage für die Stadt. Herzog Chriſtian von Braunſchweig belagert Goslar 1626 und ſucht es vergebens zu erſtürmen. Da ſehen wir 1632 die ſiegreichen Schweden einrücken, und die bedrängte Stadt muß 60,000 fl. zahlen, und abermals zwölf Kanonen ausliefern. Deſto theilnehmender hören wir nach ſolchen Bedrängniſſen den Jubel, den auch in Goslar die Kunde von dem 1648 geſchloſſenen Frieden weckte. Und erhebend iſt uns der Blick auf Männer, welche dem Wogendrange des Schickſals trotzen, gleich den Felſen im Meere, und das Gemeinwohl fördern und ſchirmen, trotz aller dräuender Gefahren; wir meinen den gelehrten Bürgermeiſter Johann Beck, welcher durch weiſe Rede Wallenſtein bei Liebenburg der Stadt geneigt macht, Wilhelm von

Mudersbach, den kräftigen Volkstribunen, der 1622 unter die aufrühreriſchen Rotten tritt und ihren Zorn beſchwichtigt, und den berühmten Rector Johann Nendorf, der als Rector der Schule das Heil der Jugend fördert, und oft auch politiſch durch heilſame Rathſchläge für die Stadt ſich ſegnend erweiſt. Und ſo ſehr uns auch die Wandelbarkeit des Irdiſchen bei den verſchiedenen, nach und nach ſämmtlich evangeliſch gewordenen Stiftern und Klöſtern, welche auf kurze Zeit 1630 wieder von den Katholiken occupirt wurden, fühlbar werden muß; ſo müſſen wir uns doch freuen über den Sieg der guten Sache, welcher nach ſo mannigfachen Veränderungen doch zuletzt erfolgt, und uns jene frommen Stiftungen, wenn auch nicht in allem Glanze, (— der Dom verlor Vieles durch die Schweden) — doch in ihrer Unabhängigkeit in den Händen der Evangeliſchen erblicken läßt. Vor Allem aber zieht die Blüthe der goslarſchen lateiniſchen Schule uns an, welcher ein Nendorf vorſtand, auf welchen ſpätere wackere Nachfolger ſtets mit Hochgefühl hinſchauen konnten. Er ſtirbt 1647.

Die ſechſte Gallerie der Goslarſchen Geſchichtshallen nimmt jetzt uns auf. Die Ereigniſſe des Zeitraums von 1658 bis 1740 ziehen vor unſerm Geiſte vorüber. Wie ein von Krankheit abgehärmter Greis ohnmächtig auf ſeinem Lager daliegt, ſo erſcheint uns Goslar nach den Leiden und dem Jammer des dreißigjährigen Krieges. Die ſittliche Verſunkenheit erreicht einen hohen Grad. Umſonſt kämpfen weltliche und geiſtliche Obrigkeiten gegen die verderblichen Folgen jenes Krieges an. Das Volk geräth in Gährung. Rath und Gemeinde trennt die Zwietracht. Da wird der ſogenannte Kurzrockſche Vergleich 1682 geſchloſſen, und die demokratiſirende Stadtverfaſſung bildet ſich vollends aus. Wird Goslar auch von den Kriegsunruhen der Zeit nicht unmittelbar berührt, ſo finden doch Neckereien mit dem Stifte Hildesheim ſtatt, welches zum Nachtheile Goslars 1695 ſeine Grenzen erweitern will. Die Stadt kämpft muthig gegen ſolche Willkür an. Zwar wird 1702 durch plötzliches Einrücken hannoverſcher Truppen Goslars Reichsfreiheit einmal verletzt; aber deſto ſtandhafter behauptet es dieſelbe gegen die Herzöge von Braunſchweig, welche die Stadt beſetzen wollen. Von Drangſalen bleibt die vielgeprüfte Stadt auch während dieſes Zeitraumes nicht frei. Theuerung (1683) und Feuersbrünſte (1668, 1671, 1682) Waſſersnoth und andere Unfälle ſuchen ſie heim. Am Schrecklichſten wüthet der Brand 1728, welcher 186 Wohnhäuſer, ohne Neben- und Hintergebäude, in Aſche legt, und die ſchöne, ehrwürdige St. Stephani-Kirche mit ihren köſtlichen Glocken zertrümmert. Erſt 1734 wird die neue Kirche wieder geweiht, und öffnet ihre Hallen den frommen Betern. Dagegen ſehen wir eine Stiftung entſtehen, welche auch in die Zukunft ſegnend eingreiſt. Es iſt dieß das Waiſenhaus 1693, zu welcher ein Goslarienſer, der edle Goldſchmidt, ein Bedeutendes beiſteuert. Die letzte glanzvolle Huldigungsfeier begegnet uns 1705 bei

dem Regierungsantritte des Kaiſers Joſeph I. Die ganze Stadt iſt erleuchtet. Der Donner der Kanonen verkündet der Umgegend die ſeltene Feier.

Und ſo treten wir denn in die ſiebente und letzte Gallerie der goslarſchen Geſchichtshallen ein. Der Raum geſtattet auch hier uns nur flüchtige Blicke. Es umfaßt dieſe Periode den Zeitraum von 1741 bis 1842 — vielleicht den wechſelvollſten von allen. Nicht unberührt bleibt die Stadt von den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges. Kriegerſchaaren wechſeln hier mit ihrem Aufenthalte. Die Braunahrung geräth in Verfall. Der Ruhm der Goſe, jenes ausgezeichneten Biers der Stadt, den einſt Dichter feierten, ſchwindet dahin. Eine neue Feuersbrunſt legt 1780 die bedeutende Anzahl von 218 Wohnhäuſern in Aſche. Juſtiz und Adminiſtration gerathen in Verfall. Ein Deficit von 2560 Thlr. 29 Gr. 4 Pf. ergiebt ſich im Jahre 1787 bei der Cämmerei. Die Reichsfreiheit hört auf. Goslar wird 1802 eine preußiſche Landſtadt. Doch der edle Organiſations-Commiſſair von Dohm wird ein Wohlthäter der Stadt. Die Einkünfte der aufgehobenen Stifter, SS. Simonis und Judae (Domſtifts) und des St. Petersſtiftes, werden zu einem Kirchen- und Schulfonds der Stadt beſtimmt. Neuwerk bleibt als Verſorgungsanſtalt. Das Kirchen- und Schulweſen wird durchgreifend verbeſſert, und die lateiniſche Schule in eine höhere Bürgerſchule verwandelt, an welcher der verdienſtvolle Rector Gehrich ſegensvoll fortwirkt. Die Schlacht bei Jena 1806 bringt Goslar den Franzoſen in die Hände. Es erhält franzöſiſche Verwaltung, wird 1807 zum neuen Königreiche Weſtphalen gezogen, und leidet in weſtphäliſcher Zeit weniger, als andere Städte. Der Freiheitskrieg 1813 bringt einen neuen Wechſel. Hannover nimmt 1813 Goslar in Beſitz, doch Preußen erhebt dagegen ſeine Anſprüche, und zwei Jahre hindurch tritt wieder preußiſche Verwaltung ein, bis es 1816 definitiv an Hannover abgetreten wird. Die Stadt erhält 1816 eine neue Verfaſſung, tritt 1820 ihre letzten drei Gruben im Rammelsberge gegen 1000 Thlr. Louisd'or ab, geräth 1811 bei der allgemeinen Aufregung in eine ſchnell vorübergehende Gährung, und zeichnet ſich nun durch treue Anhänglichkeit an ihren König aus, welchen ſie 1838 in ihren Mauern zu begrüßen das Glück hatte.

Hier treten wir aus den Hallen der Geſchichte, um das heutige Goslar zu durchwandern, und ſeine Merkwürdigkeiten anzudeuten. *)

Nicht unbedeutend iſt noch immer das Gebiet Goslars. Es umfaßt beinah ½ □ Meile und grenzt auf drei Seiten an das Braunſchweigiſche, nördlich aber an die Aemter Liebenburg und

---

*) Wir verweiſen hier auf: „Mund's topographiſche Beſchreibung von Goslar, 1800."

Wöltingerode. Den größten Theil des Gebiets nehmen die Forſten ein, zu deren Beaufſichtigung drei Forſtbediente angeſtellt ſind. Doch gehören Goslars Forſten nach dem Grenz=Receſſe von 1824 zum braunſchweigiſchen Gebiete.

Zunächſt ruht jetzt unſer Blick auf den ehrwürdigen Bergen, welche Goslar umſchirmen. Südlich erhebt ſich nah' an der Stadt der allbekannte, erzreiche Rammelberg, weſtlich der tannen= und fichtenreiche Herzberg, von dieſen beiden weſtlich der Hohekehl, über welchen die Kunſtſtraße nach dem Harze führt, und an deſſen Nordſeite Schiefer lagert. Weſtlich von der Stadt erhebt ſich der Steinberg, von dieſem nördlich der mit Laub= und Nadelholz beſetzte Nordberg. Im Norden der Stadt iſt der Cattenberg mit erſchöpften Kalkſteinbrüchen.

Wir verweilen noch bei der Umgegend Goslars. Gewiß wenige Gegenden zeichnen ſich, wie dieſe, durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Foſſilien aus, denn hier wird Schiefer, Lehm, Mergel, Sand, Ocker und Kalkſtein gewonnen. Aber vor allen war und iſt der Rammelsberg wichtig, welcher viel Silber, Blei, Kupfer, Schwefel, Vitriol, etwas Zink und Gold enthält. Öſtlich von der Stadt findet ſich grauer Thon, welcher zu Töpferarbeiten, Backſteinen und Ziegeln gebraucht wird. An derſelben Seite, 200 Schritte von der Stadt, liegt der Petersberg, ein Sandſtein, welcher an der nördlichen Seite Kalk hat. Am Sudmerberge (eigentlich Sudburger Berge, vom ehemaligen Orte Sudburg ſo genannt), auf welchem noch ein weithin ſichtbarer Wartthurm ſteht, wird Quaderſand gebrochen. Am Fuße des Petersberges iſt auch die ſchon erwähnte, von Fremden häufig beſuchte Clus, eine in Felſen gehauene Capelle, deren ſich die Sage bemächtigt hat.

Mehrere Bäche durcheilen das Stadtgebiet. Die Abzucht (eigentlich früher Ageducht von aquaeductus genannt) kommt aus dem Thale zwiſchen dem Herz= und Rammelsberge, bildet, durch einen Damm am Ausgange des Thals gehemmt, einen anſehnlichen Teich, deſſen Waſſer für den Rammelsberg wichtig iſt, und geht neben dem Clausthore unter dem Stadtwalle durch, treibt eine Papiermühle, nimmt ſodann die Goſe auf und verläßt auf der Südoſtſeite die Stadt durch einen überwölbten Ausgang in der Stadtmauer. Die Goſe, ein zweiter nicht unbedeutender Bach, entſpringt im Gebirge zwei Stunden weſtlich von der Stadt, fließt in dieſelbe durch einen gewölbten Weg unter dem Walle und der Mauer nicht weit von der Frankenberger Kirche, und verſorgt, in einem theils ausgemauerten, theils hölzernen Gerinne fließend, die Stadt mit Waſſer zum Brauen, Kochen und Waſchen. — Verſchieden davon iſt das Marktbecken=Waſſer, ſo genannt von dem ſehr alten, bronzenen Becken auf dem Markte, in welchem es aufgefangen wird. Seine

Quellen ſind am Fuße des Rammelsberges. Hier an der Weſtſeite des Berges iſt auch noch eine andere liebliche Quelle, der Kinderbrunnen genannt, von welchem gleichfalls eine Sage vorhanden iſt. Das Waſſer dieſer Quelle fließt in den Herzberger Teich. — Neben der Chauſſee nach Clausthal entſpringt der Weinbrunnen, ein köſtliches kryſtallhelles Waſſer, das der Winterfroſt nicht erſtarren macht. Am Steinberge, jenem vormaligen Sitze der Edlen von Steinberg, deren Geſchlecht noch blüht, iſt der Trülke, deſſen Waſſer durch Röhren dem Frankenberger Kloſter und dem weſtlichen Theile der Stadt zugeführt wird. Der Gelenbeck, oder gewöhnlich Gelmke genannt, welcher den St. Pankratii- oder Siechhof im Oſten der Stadt mit Waſſer verſorgt, entſpringt ſüdlich von der Stadt, und iſt um eine Anhöhe beim Petersberge ſo geleitet, daß er durch eine optiſche Täuſchung von einigen Standpunkten aus bergan zu laufen ſcheint.

Das Klima um Goslar iſt, der Nähe des Harzes wegen, rauher, die Vegetation ſpäter, als bei andern Orten gleicher Breite, jedoch iſt der mildere Weſtwind vorherrſchend, und im Winter erleichtert der Schnee die Communication und den Transport.

Noch vor 40 und einigen Jahren gaben die Wälle der Stadt ein düſteres Anſehen. Gegenwärtig ſind dieſe bis auf einen kleinern Theil abgetragen, und der Stadtgraben iſt größtentheils in Gartenland umgewandelt, — eine Verbeſſerung, welche die Stadt beſonders dem vormaligen Kriegsrath Siemens verdankt. Der Umfang des Stadtgrabens beträgt 5260 Schritte. Auf der alten Mauer ſtanden vordem 182 kleine Thürme. Der ſogenannte dicke Zwinger an der Südſeite iſt ein Bürgerhaus geworden, in welchem die Fenſter die Stellen der alten Schießſcharten einnehmen. Es iſt eine Tabagie der mittlern Claſſen.

Statt der vormaligen ſechs Thore hat Goslar gegenwärtig vier Thore, weſtlich das Claus- oder Nicolai-Thor, nördlich das Vitsthor und das Roſenthor und öſtlich das breite Thor. Wir durchwandern nun die Hauptſtraßen der Stadt. Sie gehen ſämmtlich von Weſten nach Oſten, und ſind ziemlich breit, wiewohl nicht ganz gerade. Am Ungeradeſten ſind die Nebenſtraßen. Seit dem bedeutenden Brande von 1780 iſt der nördliche Theil der Stadt regelmäßiger aufgebaut. Noch gefälliger ſind die Bauten ſeit 1803, bei welchen mehr Ziegeldächer angewandt ſind, welche der Stadt ein freundlicheres Anſehen geben. An der Verbeſſerung der Straßen iſt in den letztern Jahren viel geſchehen. Wir betreten zuvörderſt die breite Straße, die anſehnlichſte der Stadt. Sie fängt am breiten Thore an, führt vor der St. Stephani-Kirche und nahe am Markte vorbei, und leitet oberhalb der Marktkirche auf die Marktſtraße und auf die nach Clausthal führende Bergſtraße. Parallel mit der breiten Straße läuft

die Bäckerſtraße, welche vom breiten Thore nördlich abbiegt. Es iſt dieß die längſte Straße der Stadt, und ſie vereinigt ſich an ihrem weſtlichen Ende mit der Marktſtraße. Eine Fortſetzung beider iſt die Frankenberger Straße, welche bis zur Frankenberger Kirche an das weſtliche Ende der Stadt führt. — Die Bauart der Häuſer iſt ſehr verſchieden. Das hohe Alter der Stadt verräth ſich noch durch manche Gebäude und deren Verzierungen.

Die Zahl der Häuſer betrug im Jahre 1828 gerade 1021, die der Einwohner 5722.

Unter den Nahrungszweigen der Stadt ſteht noch immer der Bergbau oben an, wiewohl Goslar keinen unmittelbaren Antheil an demſelben mehr hat. Mittelbar indeſſen genießen viele Bürger die Vortheile des Bergbaues. Die Erze der eilf Gruben des Rammelsberges, welche auch für Fremde nicht ſchwer zu befahren ſind, werden ihrer Härte wegen durch Feuer gewonnen, wozu jährlich 7000 Malter Holz verbraucht werden. Der jährliche Ueberſchuß beim Bergbau wird auf 60 bis 70,000 Thlr. angegeben. Als die Stadt noch im Beſitze ihrer Gruben war, wurden im Jahre 1800 auf dem ſeitdem eingegangenen Vitriolhofe des Rathes 3000 Centner grünen, 100 Centner weißen Vitriols und 300 Centner Alaun bereitet. Ein alter Zwinger iſt zu der Hagelgießerei des Herrn Oberfactors Cramer von Clausbruck verwandt. Die Kupferſchmiede der Stadt verarbeiteten ehedem jährlich 800 bis 1000 Centner Kupfer. Dieß hat indeſſen abgenommen, ſeitdem man angefangen hat, auf der Ockerhütte auf Koſten der Regierung Kupferarbeiten zu fertigen und einzeln zu verkaufen. Auch werden daſelbſt, auf der Meſſinghütte, Klavierſaiten verfertigt.

Zum Aufbewahren und Verkaufe der Producte des Rammelsberges ſind in Goslar zwei Factoreien, von deren Ertrage nach dem Geſetze der Communion Hannover $\frac{4}{7}$ und Braunſchweig $\frac{3}{7}$ erhält. Der Rammelsberg beſchäftigt etwa 200 Bergleute, ſowie viele Fuhrleute, welche ihren Wohnſitz in der Stadt haben. Außer andern Bergofficianten wohnen hier der Oberbergmeiſter, der Zehntner, die Oberfactoren und der Oberförſter. Die Hüttenofficianten wohnen bei ihren Hütten, die übrigen beim Bergwerke Angeſtellten am Rammelsberge. Einer der ſtädtiſchen Aerzte bezieht als Bergmedicus Gehalt, einer der Chirurgen als Bergchirurgus, eine der Apotheken, deren es zwei in Goslar giebt, liefert auf Koſten der Bergcaſſe die den Bergleuten verordneten Arzneimittel. Auch eine königl. Eiſenfactorei befindet ſich in Goslar.

Noch immer nicht unergiebig ſind die Stein- und Schieferbrüche der Stadt. Ein Steinbruch iſt am ſogenannten Sudmer- (eigentlich Sudburger) Berge. Die Rathsſchieferbrüche am Hohen-

kehl, welche bereits ſeit 700 Jahren bearbeitet werden, liefern noch immer ſchöne, blaue Steine, welche weitumher verſendet werden. Zwei kleinere Schieferbrüche liegen am Nordberge auf braunſchweigiſchem Boden, und gehören der herzoglichen Cammer, welche ſie verpachtet.

Von ſonſtiger Induſtrie in Goslar iſt noch Folgendes bemerkenswerth: 1 Tapetenfabrik, 1 Spielkartenfabrik, einige Tabacks- und Lederfabriken, Leimſiedereien, Seifenſiedereien, 1 Ziegelbrennerei in der Nähe, 10 Oelmühlen, 6 Mahlmühlen, 1 Papier- und 1 Sägemühle. Die Branntweinbrennereien ſollen jetzt ſehr abnehmen. Es finden ſich ferner in Goslar vier Schnittwaarenhandlungen, viele Materialwaarenhandlungen; Oel-, Frucht-, Gemüſe- und Wollhandel iſt nicht unbedeutend. Von dem Ruhme der Goſe verlautet nichts mehr; die ganze ſtädtiſche Brauerei iſt ſeit 1840 verpachtet. Der Ackerbau Goslars iſt weniger bedeutend; beſſer wird von Jahre zu Jahre der Garten- und Obſtbau.

Goslar iſt der Sitz eines Steuerkreiſes nebſt einer Hauptreceptur und vier ſtädtiſchen Licentbeamten. Ferner iſt hier ein Poſtamt, ein Stadtphyſikus, ein Landphyſikus und ein Stadtchirurgus.

Der Stadtverfaſſung von 1816 gemäß übt der Magiſtrat die Criminaljuſtiz bis zu ſechswöchentlicher Gefängniß- und 50 Thaler Geldſtrafe aus. Adminiſtration und Juſtiz ſind geſchieden. Der erſte verwaltende Bürgermeiſter iſt zugleich Polizei-Director, der zweite Director des Stadtgerichts. Zum Magiſtrate gehören noch zwei Stadtrichter, ein Syndicus, ein Cämmerer, zwei Senatoren, ein Stadtgerichtsſecretair, ein Auditor und ein Regiſtrator. Die Cämmerei hat bedeutende Hülfsmittel, welche in der Einnahme von 11,074 Morgen Waldung, von Schieferbrüchen, von einer Kalk- und Ziegelbrennerei, von 500 Morgen Acker- und Wieſenlandes, von vier Schäfereien, von Mühlen, Häuſern, Gärten u. dgl. beſtehen.

Wir nähern uns jetzt dem Markte. Hier ſteht das alte, ehrwürdige Rathhaus, ein maſſives Gebäude im Geſchmacke des zwölften Jahrhunderts, deſſen Vorderſeite auf acht gewölbten Bogen ruht. Am Markte iſt ferner die ſogenannte Worth, jetzt als Gaſthof „die Kaiſersworth" genannt. Es war früher das Gildenhaus der Gewandſchneider, niemals aber ein Abſteigequartier der Kaiſer, welche ihren Pallaſt hatten. Dieſer ſtand noch bis 1288 oder 1289, und 1253 war zuletzt ein Kaiſer in Goslar, wie wir oben ſchon erwähnt haben. Immer aber bleibt die Worth ein merkwürdiges Gebäude, an deſſen Fronte in den Zwiſchenräumen der Fenſter acht Standbilder der Kaiſer in Lebensgröße, in Harniſch gekleidet und den Reichsapfel in der Hand haltend, ſtehen. Gleich

empfehlungswürdig, wie dieſer Gaſthof, iſt für die Reiſenden der Gaſthof zum römiſchen Kaiſer, nicht weit von der Worth. Anſehnlich iſt auch das Communion-Zehent-Gebäude am Markte.

Wir wandern nun zum Kaiſerbleke oder Kaiſerbeete an der Südſeite der Stadt. Hier in der Nähe des Domplatzes ſteht von dem vormaligen Kaiſerpallaſte noch der unſcheinbare Reſt eines Nebengebändes, das Kaiſerhaus noch immer genannt. In der Nähe ſteht auch die anſehnliche Caſerne für die Garniſon.

Das geiſtliche Miniſterium beſteht jetzt aus zwei Predigern an der Martkirche, ein Prediger an der St. Stephanikirche, ein Prediger an der Frankenberger Kirche und zwei Gehülfspredigern. Einer der älteren Geiſtlichen iſt Stadtſuperintendent. Die Reihenfolge der Superintendenten ſeit der Reformation iſt folgende: 1) Amandus, 2) Paulus a Rhoda, 3) Wiedenſee, 4) Heßhuſius, 5) Groſſehans, 6) Holzhauſen, 7) Bünting, 8) Trautmann, 9) Rakenius und 10) Georg Henrici, der jetzige, als Redner, Dichter und philoſophiſcher Schriftſteller, ausgezeichnete Herr Superintendent, welcher in dieſem Jahre 1842 ſein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert hat. Indeſſen iſt hier zu bemerken, daß im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte in Goslar keine Superintendenten waren, ſondern nur die zeitweiligen Senioren an der Spitze der Geiſtlichkeit ſtanden. Die drei letzten Ephoren gehören daher der hannoverſchen Zeit an. Die Pfarrſtellen Goslars werden übrigens vom Magiſtrate beſetzt. — Auch eine katholiſche Kirche befindet ſich jetzt in Goslar. Es wurde nämlich der katholiſchen Gemeinde im Jahre 1803 die St. Jacobi-Kirche eingeräumt, und mit dieſer Parochie die Capellanei des nahen Kloſtergutes Riechenberg verbunden. Der katholiſche Pfarrer und der Capellan wohnen in Goslar.

Was das Schulweſen Goslars betrifft, ſo ward eine beſondere lateiniſche Stadtſchule ſchon zur Zeit der Einführung der Reformation neben der Münſterſchule errichtet, und es ſind von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Lehrer an dieſer Schule geweſen. Doch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerieth die Anſtalt in Verfall, und hob ſich erſt wieder zu des Rectors Gehrich Zeit. Zur preußiſchen Zeit ward eine höhere Bürgerſchule aus dem bisherigen Lyceum, und die Gehalte der Lehrer wurden anſehnlich verbeſſert. Seit mehreren Jahren befinden ſich ſämmtliche Knabenſchulen Goslars in Einem Gebäude, welches die Stadt angekauft und eingerichtet hat. Gegenwärtig iſt die vormalige höhere Bürgerſchule ein Progymnaſium. Auch eine höhere Töchterſchule ward zur preußiſchen Zeit errichtet, und die bisherigen Opferſchulen, vier an der Zahl, wurden in eine Elementarſchule für Knaben und eine Elementarſchule für Töchter verwandelt, deren jede drei Claſſen und zwei Lehrer hat. Beiden iſt ein Inſpector vorgeſetzt, welcher beſonders den Religionsunterricht

ertheilt. Im Waiſenhauſe iſt eine Induſtrie- und Freiſchule für arme Kinder. Die Katholiken haben ihre beſondere Elementarſchule. Die ſämmtlichen Schulen Goslars ſtehen unter der Aufſicht eines Schulcollegii, welches von Dohm errichtet hat. Dieſes beſteht aus zwei Magiſtratsperſonen, zwei Predigern und zwei Lehrern des Progymnaſii, nämlich dem zeitweiligen Rector und Conrector.

Gelegenheit zu Vergnügungen und angenehmer Unterhaltung finden die höhern Bürgerclaſſen in verſchiedenen Clubbs, einer Gartengeſellſchaft, Theegeſellſchaften, zuweilen in Concerten und jetzt auch im Theater, wozu 1841 das vormalige Marſtallsgebäude ſehr zweckmäßig eingerichtet worden iſt. Erſt in dieſem Herbſte 1842 ward das neue Theater eingeweiht, wozu der Herr Superintendent Henrici einen anſprechenden Prolog gedichtet hatte. Auch ein Singverein beſteht in Goslar, welcher ſich 1841 bei einem auf der alten Reichsfeſte Harzburg veranſtalteten Singfeſte beſonders auszeichnete. Der hier geſtiftete Miſſionsverein verbreitet ſich zugleich über die Umgegend. —

Die jetzigen vier Parochial-Kirchen Goslars bedürfen noch einer beſondern Beſchreibung. 1) Die Haupt- und Marktkirch, SS. Cosmae und Domiani ehedem S Nicolai, welche noch in einem alten Kirchenwappen in der Mitte der beiden heiliggeſprochenen Aerzte dargeſtellt iſt, zeichnet ſich durch ihr Alter aus. Der Thurm dieſes in gothiſchem Style gebauten Gotteshauſes hat zwei Spitzen, und gewährt eine köſtliche Ausſicht. Schon 1009 findet die *Marktkirche* in der Geſchichte eine Erwähnung, denn hier war es, wo der Freund Kaiſer Heinrich II., Meinwercus, zum Biſchofe von Paderborn geweihet wurde. Die Dotation der Kirche ward von den adligen Familien von Walmoden und von der Gowiſche im Laufe der Zeit vermehrt. Früher ſtanden an dieſer Kirche drei Prediger. Die dritte Stelle ward ſchon 1793 eingezogen. Für die ehemaligen Sitzungen des ſtädtiſchen Conſiſtorii war hier ein beſonderes Lokal, in welchem während der letzteren Jahre die Bibliothek dieſer Kirche, beſtehend aus alten Büchern des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, aufbewahrt wurde. Gegenwärtig ſind dieſe Bücher (1841) in ein neu gebautes Zimmer derſelben Kirche gebracht, und die Conſiſtorial-Stube iſt zum ſtädtiſchen Archive eingerichtet worden, welches jetzt geordnet wird. — 2) Die St. Stephani-Kirche, erbaut nach dem Brande 1728 vom Baumeiſter Köppel aus Hannover im Style der vom Baumeiſter Mitta aus Mailand in dem nahen Kloſter Grauhof gebauten Kirche, ward vor wenigen Jahren geſchmackvoll renovirt. 3) Die Frankenberger- oder St. Petri- und Pauli-Kirche ward erbaut, als die St. Auguſtini-Capelle die Bergleute nicht mehr faſſen konnte, und war ſchon 1208 zur Zeit des Biſchofs Udo von Hildesheim eine Parochialkirche. Vor einigen Jahrzehenten mußte der Thurm dieſer Kirche abgenommen werden. Dennoch iſt das ſchöne

Geläute, der hohen Lage der Kirche wegen, durch die ganze Stadt vernehmlich. 4) Die katholiſche St. Jacobi-Kirche iſt dadurch merkwürdig, daß in ihr 1521 zuerſt das lautere Evangelium verkündigt wurde.

Die Synagoge der Juden, welche eine ſolche ſchon 1610 in Goslar beſaßen, iſt gegenwärtig auf der Bäckerſtraße.

Von den ehemaligen Klöſtern beſteht noch Neuwerk und das Frankenbergs-Kloſter, wiewohl nicht mehr nach urſprünglicher Stiftung. Neuwerk iſt jetzt eine Verſorgungsanſtalt für Töchter aus dem höhern Bürgerſtande. Es liegt zwiſchen dem Roſen- und Vilsthore. Die Priorin und eilf Conventualinnen haben hier freie Wohnung und Unterhalt, ſowie auch eine beſtimmte Geldeinnahme. Die Präbendirten halten ſich zur Marktkirche, wo ſie eine Prieche haben. Vor der Stiftung dieſes Kloſters war hier eine villa romana, welche wahrſcheinlich Kaiſer Friedrich I. verſchenkte. Das hier geſtiftete Kloſter wurde bald ſehr reich. Noch vor 1188 erhielt es auch das neuangelegte Gut in Ole oder Ale, den jetzigen Ohlhof, welcher noch unter goslarſcher Gerichtsbarkeit ſteht. Er liegt etwa ½ Stunde nördlich von der Stadt. Durch ein kaiſerliches Privilegium von 1188, welches der Pabſt 1193 beſtätigte, ward das Kloſter exemt, und ſodann die Schirmvoigtei über daſſelbe dem Rathe zu Goslar übertragen. Neuwerk beſaß früher das Patronat der Jacobi-Kirche, deren Pfarrer in der noch vorhandenen, ehrwürdigen Kloſterkirche predigte. Auch beſetzte das Kloſter die Pfarren in Groß-Flöthe und Flachsſtöckheim im Hildesheimſchen. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ward das Kloſter in Goslars Ringmauern aufgenommen. Vorher führte aus dem Kloſter ein eignes Thor in die Stadt, durch welches die Aebtiſſin Antonia 1205 Otto's IV. Krieger in die Stadt gelaſſen haben ſoll. Das Thor nach Außen hieß das Burgthor, indem die vormals hier ſtehende Villa eine Feſtung bildete. Das Kloſter verarmte durch langwierige Prozeſſe mit Herzog Julius und ſeinem Nachfolger (1572 bis 1604), und erhielt erſt 1689 den ihm vorenthaltenen Ohlhof wieder zurück. Die Reformation nahmen die Nonnen erſt 1577 an. Gegenwärtig wird ein Theil der Einkünfte dieſer Anſtalt für die höhere Töchterſchule verwandt.

Auch das Frankenbergſche Kloſter beſteht noch, freilich nicht mehr als Reinigungsanſtalt von Marien-Magdalenen-Schweſtern; denn der gegenwärtige Probſt iſt ein braunſchweigiſcher Officier. Das Kloſter iſt nämlich braunſchweigiſch, wiewohl es innerhalb der Ringmauern der Stadt liegt. Schon 1268 beſaß es 43 Hufen Landes. Um 1260 bis 1270 ward es in die Ringmauern Goslars gezogen. Im Jahre 1568 nahm es das augsburgſche Bekenntniß an. Es blieben die Plätze eines Priors, einer Domina und von vier Conventualinnen, welche vom Herzoge von Braunſchweig vergeben wurden.

Probſt war gewöhnlich der Generalſuperintendent zu Seeſen, welcher auch im Kloſter ſeine Zimmer hatte. Im Jahre 1838 wurde das Kloſtergebäude an den Herrn Förſter Schwickard verkauft. Seitdem ſind hier keine Kloſterperſonen mehr. Die jetzige Domina befindet ſich in Braunſchweig,

Von den eingezogenen beiden Hauptſtiftern, dem Domſtifte und St. Petersſtifte, bemerken wir noch Folgendes:

1) Das Domſtift (oder SS. Simonis et Judae) kann hier nicht genau beſchrieben werden, da ein Blick in die Geſchichte deſſelben zu umfaſſend ſein würde. Die alte Münſterkirche ward vor zwanzig Jahren niedergeriſſen, ſo daß von dem Dome nur noch ein kleiner Reſt, die von Fremden vielbeſuchte Domcapelle ſteht. An der Vorderſeite derſelben lieſt man: Propylaeum aed. cathedr. tuendis antiq. Germ. monimm. instaur. A. D. MDCCCXXIII. Wir treten in die ehrwürdige Halle ein. Da ſehen wir zuvörderſt jenen merkwürdigen Crodoaltar, über deſſen Aechtheit oder Unächtheit, Herkunft und urſprüngliche Beſtimmung bereits ganze Bücher geſchrieben ſind. So viel iſt gewiß, daß man das hohe Alter ihm nicht abſtreiten kann. Außer dieſem wichtigſten Denkmale ſehen wir hier einen Sarg mit einem ſteinernen Bilde, die Ränder des Kaiſerſtuhls, das Diplom Josephs II. über die Verleihung eines Ehrenkreuzes an die Domherren, verſchiedene Glasmalereien aus dem ſechzehnten Jahrhunderte, vier Leichenſteine der Familie von Schwicheldt, einen Grabſtein aus Schiefer, die Kreuzigung Chriſti, wie ſolche auf dem hohen Chore geſtanden, einen kleinen Altar, eine gothiſche Verzierung in Form eines Kreuzes, gewirkte Gemälde, welche hinter den Domherrnſtühlen geweſen, ſieben Säulen, die im Gewölbe unter der Kirche geweſen, zwei Altarblätter und einen gekreuzigten Chriſtus mit dem ausdruckvollſten Antlitze. Dies vormalige hochberühmte Stift, eine Pflanzſtätte für Biſchöfe und Erzbiſchöfe, bedarf einer beſondern Beſchreibung.

2) Eben ſo verhält es ſich mit dem St. Petersſtifte, deſſen Hauptgebäude ſchon 1527 zerſtört wurden. Die mit ihm in Verbindung ſtehende St. Catharinen-Capelle iſt ſeit Aufhebung des Stifts nicht mehr gebraucht worden. In ihr hielten zuletzt die 1566 proteſtantiſch gewordenen Chorherren ihre Chorſtunden. Auch aus dieſem Stifte ſind mehrere Biſchöfe hervorgegangen.

Das vormalige St. Georgenbergs-Kloſter, deſſen Gebäude gleichfalls 1527 zerſtört wurden, ward ſpäter nach Grauhof, eine halbe Stunde von Goslar, verlegt; aber auch dieſes Kloſter iſt zur preußiſchen Zeit aufgehoben worden. Die Geſchichte der Schickſale des St. Georgenbergs-Kloſters, welches auf einer Anhöhe an der Nordſeite der Stadt lag, iſt vielfach anziehend.

3) Das erwähnte Kloſter zum heiligen Grabe, welches 1527 mit dem zuletzt genannten gleiches Schickſal hatte, lag vor dem Vitsthore, wo jetzt Gärten ſind. Die Stelle der alten Grabgewölbe fand man 1830 bei Planirung eines Platzes. Es gehörte dies Kloſter dem Johanniter-Orden, und hatte eine längere Zeit hindurch blühende Schulen.

Größtentheils verſchwunden ſind folgende kirchliche Gebäude, deren die Geſchichte erwähnt:

1) Das Carmeliter-Kloſter, nur in einer Chronik erwähnt; 2) das Eremiten-Kloſter in der Münzſtraße, ſchon 1017 durch Nennung einer Eremitenſtraße erwähnt, — verſchwunden; 3) das Kloſter der Prediger-Mönche, ſchon 1297 erwähnt, — wahrſcheinlich die jetzige Superintendentur; 4) das Kloſter der Trollmönche, 1530 dem Johanniter-Orden eingeräumt; — der ſogenannte Trollmönch iſt das jetzige ſtädtiſche Gefängnißhaus; 5) die St. Thomaskirche, abgeriſſen; 6) die Auguſtini-Capelle, abgeriſſen; 7) die Marien-Capelle, verſchwunden; 8) die Kirche zu unſerer lieben Frauen beim Kaiſerhauſe, verſchwunden; 9) die St. Nicolai-Capelle beim Clausthore, nicht mehr vorhanden; 10) die Egidii-Capelle, — verſchwunden; 11) die St. Ulrici-Capelle, ſpäter ein Gefängniß um 1622; 12) die St. Viti-Capelle, ſchon 1390 verfallen, 1572 an Corvei verkauft; 13) die St. Marci-Capelle beim Schneiderthurme, verſchwunden; 14) die St. Cäcilien-Capelle an der Kornſtraße, 1571 dem Rathe überlaſſen vom Kloſter Walkenried, — verſchwunden; 16) die St. Andreä-Capelle im Kläperhagen, — verſchwunden; 17) die St. Marien-Magdalenen-Capelle auf der Glockengießerſtraße, — verſchwunden; 18) die St. Johannis-Capelle im Bergdorfe, 1527 zerſtört; 19) die St. Daniels-Capelle an der Südſeite des breiten Thors, 1506 vom Dome an den Rath verkauft; 20) Eine Capelle vor dem breiten Thore für Pilger und Fremde, verſchwunden; 21) Die Kirche des Dorfes Sudburg, ſpäter vom Petersſtifte abhängig, — verſchwunden; 22) das Ludwigs-Hospital, 1274 von Beghinen bewohnt, verſchwunden; 23) das St. Eliſabethen-Haus oder das deutſche Haus, welches 1546 von der Ballei Sachſen verkauft, und dann zum Gebäude der Stadtſchule eingerichtet wurde. Jetzt ſteht an deſſen Stelle ein neues Haus.

Endlich werfen wir noch einen Blick auf die milden Stiftungen und das Armenweſen Goslars. 1) Das St. Annenhaus an der Südoſtſeite der Stadt, 1494 von den edlen Gebrüdern Geismar geſtiftet, verſorgt alte, im Dienſte bei Goslars Bürgern ergrauete Mägde. 2) Das kleine heilige Kreuz neben der Frankenberger Kirche, deſſen Stiftungszeit unbekannt iſt, dient gleich-

falls zur Unterſtützung alter Perſonen. 3) Der St. Pancratii- oder Siechhof, öſtlich von der Stadt, erfüllt ſeine urſprüngliche Beſtimmung als Domus leprosorum nicht mehr. Die noch vorhandene, 1750 neugebaute Kirche wird jetzt wenig benutzt. 4) Das Brüdern-Kloſter (vormals Franciscaner-Kloſter) ward 1632 für vierzehn alte Leute beſtimmt, und 1706 deſſen Kirche renovirt, welche jedoch vor mehreren Jahren abgebrochen iſt. Die Hospitaliten dieſer Anſtalt, ſowie des Siechhofes haben ihre Wohnungen im 5) großen heiligen Kreuze oder St. Johannis-Hospitale. Dem geſammten Armenweſen iſt ſeit 1811 ein Armen-Collegium vorgeſetzt, welches auch die Aufſicht über das Waiſenhaus führt.

Zum Schluſſe theilen wir noch die Sage über die Clus am Petersberge mit:

Seht ihr dort zur Ferne ragen
Das Geſtein, genannt die Clus?
Goslars Bürger, euch zum Gruß
Mag des Sängers Lied es ſagen,
Wie in grauer Vorzeit Tagen
Zu Maria's hohem Ruhm
Ward geweiht dies Heiligthum.

Agnes, die zur Welt geboren
Jenen Heinrich, der ſo hart
Vom Geſchick gegeißelt ward,
Ging dereinſt ein Schatz verloren,
Den zur Luſt ſie ſich erkoren, —
Edelſteine, groß an Werth
Und mit Goldſchmuck reich beſchwert.

Lang' im Kaiſerhauſ' vergebens
Sucht ſie das verlorne Gut,
Und auf ihrem Cämmrer ruht
Der Verdacht des Räuberſtrebens,
Und er büßet mit des Lebens
Schmählichem Verluſt die That,
Nach der ſtrengen Agnes Rath.

Aber nah' dem Kaiſerſchloſſe
Stand ein alter Lindenbaum,
Weit beſchattend dort den Raum.
Hier auf ringsumgrünten Sproſſe
Sieht ſie aus dem Kaiſerſchloſſe,
Demantglanz in Sonnengluth
Bei des Raben junger Brut.

Und ſie ſendet hin zur Linde,
Die der Sonne Glanz umfloß
Einen Diener aus dem Troß,
Nimmer ahnend, was er finde.
Aber weh'! die Wucht der Sünde
Faßt ſie, als er heimwärts kehrt,
Mit dem ſeltenen Schatz beſchwert.

Da gelobt ſie, ſich zur Sühne,
Heil'ge Jungfrau, dir zum Ruhm
Auszuhau'n ein Heiligthum
In der nahen Felslawine,
Wo mit ſtiller Büßermiene
Prieſter um den Altar ſteh'n,
Täglich zu Maria fleh'n.

Doch es labet Seelenfrieden
Agnes nicht, ob auch zur Clus
Glanzvoll ſich erheben muß
Peters reiches Stift. Der Müden
Winkt der Ruhe Port hienieden,
Nur in Welſchlands Kloſtergrab,
Dort ſenkt ſie den Pilgerſtab.

E. C.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Sage von dem Tannheuſer.

In ſtürmiſchen Winternächten, wenn Schneeflocken vom Himmel fallen, oder wie der Thüringer Landmann und Dorfbewohner ſpricht, „Frau Holle ihr Bett ausſchüttet", ſieht der Volksglaube den wilden Jäger heraufſteigen aus der Tiefe des Hörſelberges, und hoch in den Lüften ſtreifen durch den Thüringerwald, begleitet von allerlei wunderſamen Geſtalten zu Fuß und zu Roß, oft auf dreibeinigen Pferden, oft den Kopf unter dem Arm, oft das Geſicht auf dem Rücken oder die Beine auf der Achſel. Wem aber der Zug begegnet, den warnt ſich ſeitwärts zu wenden, oder ſich niederzuwerfen, ein alter Mann mit weißem Haar und einem weißen Stabe in der Hand, der getreue Eckard geheißen. Wenn aber der Tag graut, und der tolle Spuk wieder hineingefahren in den Hörſelberg, dann ſitzt der Alte Tag und Nacht in der düſtern Felſenſpalte, jeglichen warnend, der hinein will in den Berg und zu dem Hofe der Frau Venus, um für irdiſche Luſt die ewige Seligkeit zu opfern.

Unbeachtet aber ließ ſolche Warnung ein edler Rittersmann aus Franken, der weit und breit umhergezogen und manches Abenteuer beſtanden. Er wollte nach der Wartburg, wohin er eingeladen worden von dem Landgrafen Hermann, um dem bekannten Wettkampf der Sänger beizuwohnen, der dort beſtanden ward von Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach und Anderen. Als er nun an dem Hörſelberge vorüberkam, gewahrte der fränkiſche Rittersmann an der Felſenpforte ein Frauenbild von wunderſamer Schönheit, leicht und lockend gekleidet, und aus der Tiefe des Berges vernahm er ſüßer Lieder Schall, die ſeine Sinne alſo bethörten, daß er, des treuen Eckarts Warnung ungeachtet, hinabſtieg in die Tiefe des Hörſelberges. Es war Frau Venus, die ihn alſo verlockte, daß er in ſchnöder Sinnlichkeit Feſſeln dort ein ganzes

Jahr verlebte. Endlich aber überſättigt und gleichgültig gegen die Reize der Zauberin, ergriff ihn unbezwingliche Sehnſucht, jenen Ort der Sünde wieder zu verlaſſen. Dagegen aber ſträubte ſich Frau Venus gar ſehr, entließ ihn aber doch endlich, als er ihr gelobte wiederzukehren, dafern es ihm nicht gelänge, Vergebung zu erlangen wegen ſeines ſündhaften Wandels. Da entließ ihn Frau Venus gar traurig. Als nun der Ritter herausgetreten aus dem Hörſelberge, begab er ſich nach Rom zu dem Pabſt Urban, und ſank vor ihm nieder und küßte ihm die Füße, und beichtete ſeine ſchwere Schuld. Aber der Pabſt entrüſtete ſich gar ſehr, und ließ ihn hart an. Da hielt Urban einen weißen Stab in der Hand, den erhob er und ſprach: „Siehe, ſo wenig dieſer dürre Stab grünet, ſo wenig haſt du Vergebung zu hoffen bei Gott und den Menſchen!“

So harte Worte bewegten den armen Ritter gar tief, und als ſein Bitten vergeblich blieb, ihm doch nur ein Jahr Zeit zu gönnen zur Reue und Buße, da zog er, bekümmert und an Gott und ſeinen Heiland verzweifeld, wieder zurück den weiten Weg, und begab ſich in den Hörſelberg, gar freundlich empfangen von der Frau Venus, die dort ſehnſuchtsvoll ſeiner geharrt. Es geſchah aber, daß nach dreien Tagen der Stab des Pabſtes Urban zu grünen anfing. Erſchüttert über dies Wunder der ewigen Gnade, ſandte der heilige Vater ſeine Boten in alle Lande der Welt, um den Ritter zurückzurufen und ihm zu verkünden, daß der Himmel dem Reuigen verziehen. Er war aber nirgends zu finden, und mußte in dem Hörſelberge bleiben bis an der Welt Ende. Noch lange ging die wunderſame Mähr von dem Tannheuſer, wie jener Rittersmann geheißen, unter dem Thüringervolke von Munde zu Munde.

Heinrich Döring.

Inhaltsverzeichniß des ſiebenten Bandes.

Pagina.

Eiſenach, von Ludwig Storch . . . . 5.
Schloß Lohra und ſeine Umgebungen, von C. Duval . . . . 17.
Friedrichslohra, von C. Duval . . . . 41.
Das ehemalige Stift Jechaburg, von Heſſe . . . . 47.
Die Ebersburg, von Aemilianus . . . . 61.
Schloß und Domaine Wendelsſtein, von Nebe . . . . 65.
Hülfensberg bei Geismar, von Aemilianus . . . . 74.
Lauterberg, von C. Duval . . . . 81.
Haynecke bei Natza, von Schwerdt . . . . 87.
Ruine Brandenburg, von Schwerdt . . . . 97.
Schloß Bitzenburg, von Nebe . . . . 107.
Bodfeld, von C. Duval . . . . 112.
Der Landgraben, von C. Rümpler . . . . 117.
Josephshöhe auf dem Auerberge, von Schönichen . . . . 123.
Conradsburg, von C. Duval . . . . 132.
Sage von der Burgmühle bei der Ascanienburg, von Schönichen . . . 140.
Sage vom Bader an der Saale, von Heinrich Döring . . . . 144.
Plaue und die Ehrenburg, von Max von Oehr . . . . 145.
Das Bodethal mit der Roßtrappe, vou Schönichen . . . . 153.
Hiſtoriſcher Nachtrag dazu, von demſelben . . . . 164.
Sage von dem Teufelsſtein bei Themar, von Heinrich Döring . . . 169.
Hardegſen, von Belani . . . . 176.
Sage vom Raben zu Merſeburg, von Schönichen . . . . 190.
Harzburg, von Hohbohn . . . . 193.
Sage von der Ilmnixe, von Heinrich Döring . . . . 199.
Eisleben, von C. Duval . . . . 202.
Kloſter Volkenrode, von Storandt . . . . 223.
Königſee, von Heſſe . . . . 232.
Die Baumanns- und Bielshöhle, von Schönichen . . . . 243.
Das ehemalige Kloſter Göllingen, von Heſſe . . . . 254.
Der Inſelsberg, van Ludwig Storch . . . . 270.
Erfurt, von Friedrich von Sydow . . . . 282.
Ilmenau und Elgersburg, von Storch . . . . 312.
Goslar, von C. C. . . . . 329.
Die Sage von dem Tannheuſer, von Heinrich Döring . . . . 348.

Schluſs-Wort.

Triftige Gründe veranlaſſen den Herrn Verleger, das Werk *Thüringen und der Harz* mit dem 42. Hefte vorläufig für geſchloſſen zu erklären. — Leider haben mehrere Artikel in dem Werke nicht erſcheinen können, welche nach der Ueberzeugung des Unterzeichneten eigentlich nicht fehlen durften. Die Urſachen von dieſem Mangel ſind folgende: 1) Häufte ſich der Stoff zu dem Werke während des Druckes weit mehr, als vorher zu berechnen war. 2) Wurden manche Artikel in der Bearbeitung wohl etwas mehr ausgedehnt, als es hätte geſchehen ſollen, und endlich 3) blieben mehrere der Herren Mitarbeiter ihre zugeſicherten Beiträge ſchuldig. — Im Bewußtſein dieſer Unvollkommenheit haben ſowohl der Herr Verleger, als der Unterzeichnete die beruhigende Ueberzeugung, keine Koſten und Bemühungen geſpart zu haben, um mit dieſem gemeinnützigen Werke, den darauf gerichteten Erwartungen nach Kräften zu genügen, und ſowohl die in vielen öffentlichen Blättern kund gegebene Anerkennung, als auch die ſich bis zum Schluſſe bei der Mehrzahl der Intereſſenten rege erhaltene Theilnahme, geben den erfreulichen Beweis, daß das Unternehmen nicht mißlang. Sämmtlichen geehrten Herren Mitarbeitern, deren Mehrzahl, gleich den Unternehmern, mit ausdauernder Luſt und Liebe thätig war, und den Bau des patriotiſchen Werkes mit gelungenen und werthvollen Geiſteserzeugniſſen förderte, ſo wie Allen, die,

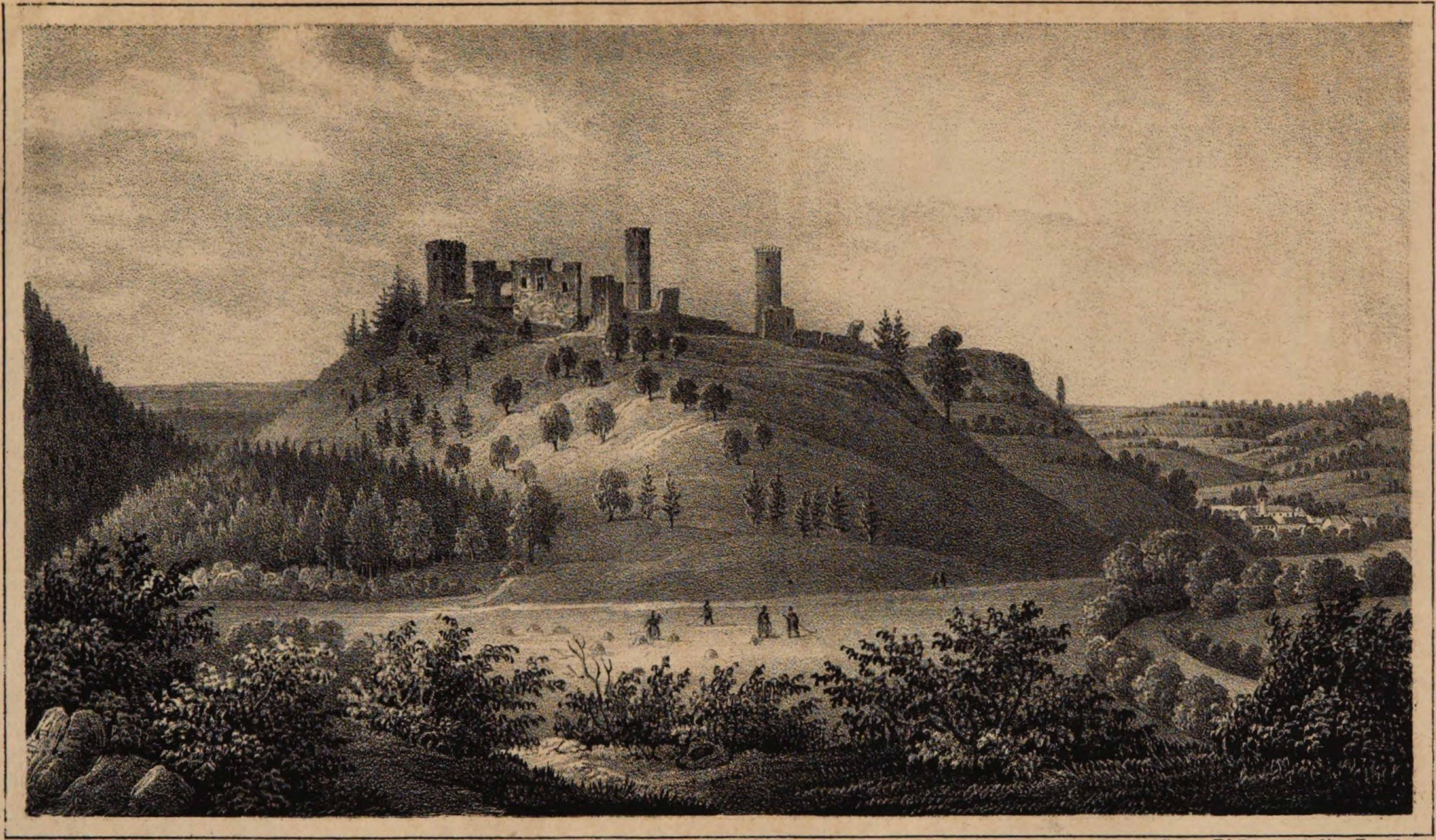
nahe und fern, mit ermunternder ausdauernder Theilnahme demſelben geneigt blieben, ſei hiermit der verbindlichſte Dank geſagt.

Sollten ſich die bereits eingegangenen Wünſche, die dem Werke noch fehlenden Artikel nicht unbeachtet zu laſſen, noch vermehren, ſo iſt die Verlagshandlung nicht abgeneigt, ſowohl die noch vorhandenen Materialien, als auch überhaupt die noch nicht berührten beachtenswerthen Punkte, in einem Supplementbande zum Druck zu fördern, und wird zur Zeit davon die nöthige Anzeige machen. Ueberhaupt ſchmeichelt ſie ſich mit der Hoffnung, daß der noch auf dem Lager befindliche Vorrath des Werkes recht bald den gewünſchten Abſatz finden und das Werk im Allgemeinen auch für die Folge der lebhaften Anerkennung und Theilnahme ſich erfreuen wird, da es unter diejenigen Schriften gehört, deren Inhalt nie veraltet, vielmehr als vaterländiſches Geſchichts-Archiv für die ſpäteſten Generationen noch ſeinen vollen Werth behält.

Sollten ſich — wie es wohl bei einer ſo vielumfaſſenden Arbeit möglich iſt — hier und da kleine Irrungen eingeſchlichen haben, ſo wird der Unterzeichnete deren Bemerkung mit dem größten Danke annehmen, und zur Berichtigung in einem hoffentlich erſcheinenden Supplementbande ſammeln. Für jetzt bittet derſelbe deshalb um freundliche Entſchuldigung und empfiehlt ſich Allen, mit denen ihn das Redactionsgeſchäft dieſes Werkes in ſehr ſchätzenswerthe nähere Verbinduug brachte, zu fortwährendem freundlichen Andenken.

Sondershauſen, im December 1842.

Friedrich von Sydow.



Nach d. Natur gez. v. I. H. Rottmann.
78.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Cº in Dresden.

Die Brandenburg.

141

Alphabetiſch geordnetes Regiſter von dem Inhalt des ganzen Werkes.

	Seite.	Band.
Allſtädt (Stadt und Schloß)	186.	I.
Altenſtein	206.	I.
Altenſtein (Sage vom)	41.	II.
Andreasberg	59.	IV.
Arnſtadt	206.	VI.
Auguſtenburg (bei Arnſtadt)	169.	V.
Bader (der, an der Saale) Sage	144.	VII.
Ballenſtädt	203.	I.
Baumannshöhle	243.	VII.
Becher der Familie von der Aſſeburg (die drei)	57.	III.
Beerberg (der große, und der Schneekopf)	80.	VI.
Beichlingen (Schloß)	49.	V.
Bielshöhle	243.	VII.
Blankenburg (Schloß im Schwarzburgiſchen)	171.	I.
Blankenburg (am Harz, Stadt und Schloß)	53.	II.
Bodenſtein (Schloß)	5.	V.
Bodethal (das, mit der Roßtrappe)	153.	VII.
Bodfeld	112.	VII.
Bornſtedt (Schloß und Herrſchaft)	96.	VI.
Bremberg (und Königsberg)	232.	V.
Brocken (der)	5.	IV.

	Seite.	Band.
Brocken (Sage von demſelben)	28.	IV.
Brotterode	263.	IV.
Buchfahrt	169.	I.
Burgau (Schloß)	140.	V.
Burgmühle (die, bei der Aſcanienburg)	140.	VII.
Burgſcheidungen	145.	II.
Caldenborn (Kloſter)	216.	V.
Cattenburg	129.	I.
Clausthal	76.	IV.
Clettenberg	173.	V.
Coburg	67.	I.
Conradsburg	132.	VII.
Crimderode	135.	IV.
Disburg	94.	I.
Donndorf (Kloſter)	140.	III.
Dorla (die Voigtei)	127.	III.
Dornburg (Stadt und Schloß)	97.	II.
Dreißigacker	247.	VI.
Dürrenberg (Saline)	189.	II.
Ebeleben	241.	III.
Ebersburg	60.	VII.
Eckardsburg	273.	VI.
Eiſenach	5.	VII.
Eisleben	202.	VII.
Elgersburg (ſiehe Ilmenau)	—	—
Engenſtein	119.	III.
Erfurt	282.	VII.
Falkenſtein (der)	49.	III.
Frankenhauſen	146.	IV.
Frankenſcharner Silberhütte	81.	IV.
Friedrichslohra	40.	VII.
Fürſtenbrunnen (der, und der Luthersborn bei Jena)	142.	II.
Georgenſtollen	86.	IV.
Georgenthal	40.	V.
Gersdorfſche Burg bei Quedlinburg	120.	VI.
Gernrode	81.	V.
Giebichenſtein	41.	I.
Gleichen (die, bei Göttingen)	205.	II.
Gleichen (die drei)	206.	V.
Glücksbrunn und Schweina	226.	I.
Gorsleben bei Sachſenburg	166.	III.
Goslar	329.	VII.
Gotha	96.	V.
Göllingen (Kloſter)	254.	VII.
Goſeck	26.	V.
Greifenberg	176.	II.

	Seite.	Band.
Greußen	236.	VI.
Grund	88.	IV.
Hagenrode und Mägdeſprung	160.	I.
Hanſtein	145.	V.
Hardegſen	176.	VII.
Hardenberg	253.	VI.
Harz (allgemeiner Ueberblick)	XXXI.	I.
Harzburg	193.	VII.
Haynecke bei Natza	87.	VII.
Heldburg	121.	III.
Heldraſtein (der)	151.	V.
Herzberg	269.	III.
Himmelgarten	211.	II.
Hohegeis	168.	II.
Hohenſtein	1.	I.
Hülfensberg (der, bei Geismar)	74.	VII.
Jechaburg (das ehemalige Stift)	47.	VII.
Jena	63.	III.
Ilfeld (Kloſter)	180.	IV.
Ilmenau	312.	VII.
Ilmnixe (Sage von derſelben)	199.	VII.
Ilſenthal (das)	132.	VI.
Inſelsberg	271.	VII.
Joſephshöhe	122.	VII.
Kandelaber (der, bei Altenberga)	269.	VI.
Kevernburg	157.	V.
Kiffhauſen	193.	II.
Kirchberg	177.	II.
Klingbrunnen (der, und die Wolfsgruben am Hainich)	225.	III.
Königſee	232.	VII.
Krawinkler Steinbrüche (die)	189.	V.
Kreuzzug, der, der Kinder (Sage)	79.	V.
Kühndorf und Rohra	230.	VI.
Kunitzburg	131.	I.
Kunitzburg (Sage davon)	143.	V.
Landgraben, der	117.	VII.
Landsberg	71.	V.
Langenſalza	49.	VI.
Lauchſtädt	210.	II.
Lauenburg	171.	II.
Lauterbach (das Thal bei)	142.	IV.
Lauterberg	81.	VII.
Leuchtenberg	36.	VI.
Lohra und ſeine Umgebungen	17.	VII.
Luthersbuche und Luthersbrunnen	36.	II.
Luthart (Sage vom, und der Ilmnixe)	133.	II.

	Seite.	Band.
Mallerbach (Dorf und Kloſter)	95.	II.
Mansfeld	106.	VI.
Margarethenhöhle (im Rauthale bei Jena)	284.	III.
Markſußra und die Stiftsſchule von Ebeleben	259.	III.
Marmorhöhle, die, bei Rübeland	163.	II.
Meiſeberg, der,	230.	III.
Meiningen	247.	IV.
Memleben (Kloſter)	105.	III.
Merſeburg	26.	III.
Michaelſtein	114.	VI.
Möbisburg	47.	VI.
Mönchpfiffel (Kloſter)	94.	III.
Molsdorf	183.	V.
Mühlhauſen	5.	VI.
Naumburg	147.	VI.
Naundorf (Kloſter)	166.	II.
Nebra (Stadt und Schloß)	134.	I.
Neuſes und der Callenberg	285.	IV.
Nieder-Sachswerfen	136.	IV.
Nonnengeſpenſt (das, zu Gehofen)	237.	V.
Nordhauſen	108.	IV.
Oderteich, der,	74.	IV.
Ohrdruff	280.	VI.
Oldisleben	82.	III.
Oſterode	5.	III.
Paulinzelle	256.	II.
Petersberg (der hohe, bei Halle)	241.	V.
Plaue und die Ehrenburg	145.	VII.
Quedlinburg	136.	I.
Querfurth	123.	VI.
Queſtenberg	68.	VI.
Rabe der, zu Merſeburg (Sage)	190.	VII.
Rabinswalde	60.	VI.
Rehbergergraben, der,	72.	IV.
Rehbergerklippe, die,	72.	IV.
Reinhardsbrunn	11.	I.
Ringleben (Dorf, mit dem Königsſtuhle)	182.	II.
Roſenau, die,	227.	VI.
Roßleben (Kloſter)	46.	I.
Roßla	125.	V.
Rothenburg	195.	IV.
Rudelsburg und Saaleck	97.	IV.
Rudolſtadt	212.	IV.
Sachſenburg	49.	IV.
Sachſenſtein, der,	97.	III.
Salza	140.	IV.

	Seite.	Band.
Sangerhauſen	274.	II.
Scharzfels, der, und ſeine Umgebungen: (Steinkirche, — Einhornloch, — Königshütte, — Römerſteine, — Weingartenhöhle)	103.	II.
Scheerenberg	136.	II.
Schleuſingen	193.	V.
Schmalkalden	241.	VI.
Schnabelburg, die,	140.	IV.
Schönburg	200.	III.
Schönburg (Nachtrag dazu)	239.	III.
Schulpforta	154.	III.
Schwarzburg	225.	II.
Seelöcher, die,	141.	IV.
Sittichenbach (Kloſter)	215.	III.
Sondershauſen (Stadt und Schloß)	5.	II.
Spatenberg	89.	III.
Sperberheier Damm, der,	75.	IV.
Staufenburg	55.	I.
Steigerthal	213.	II.
Steinbach	33.	II.
Steinrenner-Hütte	71.	IV.
Stecklenburg	207.	III.
Stiege	271.	IV.
Strausberg	84.	I.
Stolberg (Stadt und Schloß)	243.	II.
Suhl	180.	VI.
Tautenburg, die,	43.	III.
Teiſtungenburg	42.	VI.
Tenneberg (Schloß, und Waltershauſen)	195.	VI.
Teufelsmauer (die, und die Gegenſteine)	115.	I.
Teufelsmühle (auf dem Ramberge)	234.	III.
Teufelsmühle (Sage davon)	171.	VII.
Teufelsſtein bei Themar (Sage)	169.	VII.
Thüringen (Ueberblick der Geſchichte)	X.	I.
Todtenlache (die, bei Rappelsdorf)	91.	VI.
Tretenburg, die,	129.	II.
Vargula (Groß-)	33.	III.
Vitzenburg (Schloß)	107.	VII.
Vogelſteller (Sage von dem verwünſchten)	219.	II.
Volkenrode (Kloſter)	223.	VII.
Walkenried	100.	I.
Walsberge (die Pflanzungen am)	282.	IV.
Wartburg	77.	II.
Weimar	261.	V.
Wendelſtein	65.	VII.
Wiehe	257.	VI.

	Seite.	Band.
Wilhelmsthal	226.	V.
Windberg	180.	II.
Worbis	125.	I.
Zellerfeld	80.	IV.

Anmerkung. Die in dem Proſpectus des Werkes angekündigten Sagen, ſind mit Ausnahme weniger, in dem Werke geliefert, außer jenen angekündigten, aber noch manche hinzugekommen. Da ſie jedoch größtentheils in die beſchreibenden Artikel eingewebt ſind; erſchien es überflüſſig ein beſonderes Sagenregiſter anzufertigen; zumal da ſämmtliche Sagen durch auszeichnenden Druck bemerkbar gemacht ſind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchbinderei
CHR. SCHWAB
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sydow, Friedrich von, 1780-1845 / Sydow, Friedrich <<von>>, / Bechstein, Ludwig,

Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden historisch-romantische Beschreibung aller in Thüringen und auf dem Harz vorhanden gewesenen und noch vorhandenen Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände
Bd.: 7

Sondershausen (1842)

BA/Germ.sp. 480 m-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122104-5